

Dr.

A leugpeli szép napot emelikenél.

Szöf Apponyi Sándornának
Eszterházy Alexandra grófnőnek

Alexander, öszimű szerető.

1912. IX. 4. -

Érmayfiat



Handwritten text, likely a title or header, appearing as a single line of script.

Handwritten text, appearing as a single line of script.

Handwritten text, appearing as a single line of script.

Handwritten text, appearing as a single line of script.

Das alte Haus

Roman

von

Cäcilie von Tormay

1917

S. Fischer, Verlag
Berlin



P.o. hung.

171787



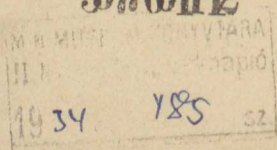
37612

Erste bis vierte Auflage.

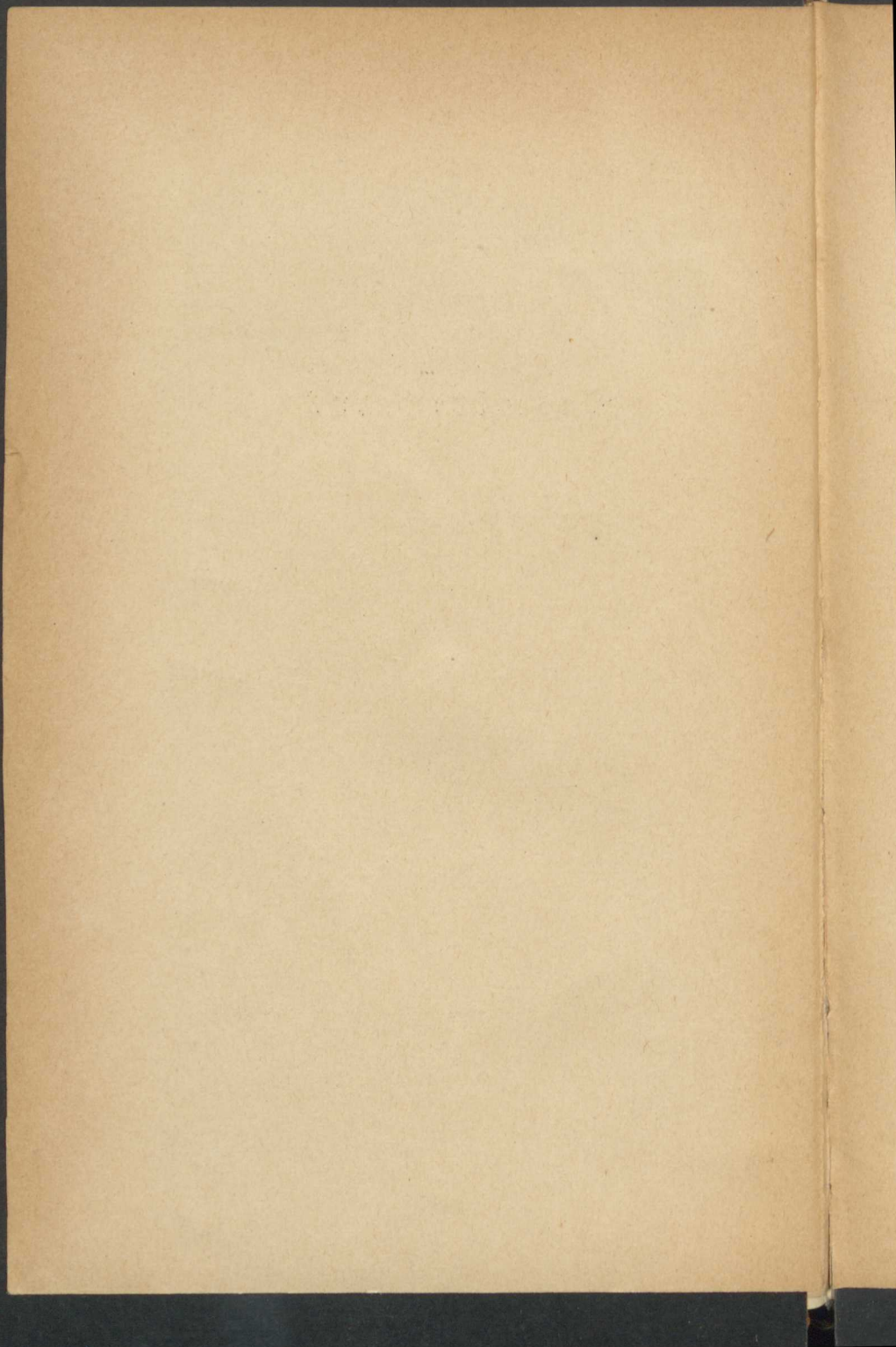
Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzschliffzusatz.

Berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen
von Heinrich Horvát. Alle Rechte vorbehalten.

37612



Das alte Haus



Erstes Kapitel

Es war Abend. Der Winter fiel weiß auf die Erde herab. Durch den Schneefall kamen große Erlen dem Wagen entgegen. Rahl, gespenstisch kamen sie daher auf der reglosen Ebene. Hinter ihnen standen Berge auf im Schnee. Kirchtürme, Hausdächer schoben sich übereinander vor. Kleine Vierecke erhellten sich da und dort in der Dunkelheit.

Als der Wagen bei dem Schlagbaum anlangte, war es Nacht geworden. Jenseits der Schranke standen zwei überschneite Schilderhäuschen einander gegenüber. Der Kutscher formte seine Hand zur Trompete. Eine verschlafene Stimme gab Antwort. In der dunkeln Tiefe des Wächterhäuschens begannen sich weiße Tschakobusch zu bewegen.

Aus der Hütte des Zollwächters fiel ein Lampenschimmer. Hinter dem Lichtstreifen trottete ein Mann mit einem Karabiner in der Hand dem Wagen zu. Es war ein hochradriger, in zwei Farben bemalter Reisewagen; die obere Hälfte dunkelgrün, der untere Teil und die Räder zitronengelb. Neben dem schmalen Boß brannten kleine Öllampen, ihr

Licht verbreitete sich auf dem Rücken der Pferde. Die Tierleiber dampften in der Kälte.

Der Zollwächter erhob die Handlaterne. Das Wagenfenster erbebt wie durch die unmittelbare Berührung mit dem Lichte und glitt hinab. In dem leeren Rahmen erschien ein kraftvoller schneeweißer Kopf. Zwei bewegungslose ruhige Augen blickten dem Zollwächter ins Gesicht. Der Mann wich zurück, seine Schultern krümmten sich ehrerbietig.

„Der Ulwingwagen!“ Er zog die Schranke auf. In dem Schilderhäuschen präsentierte die Bürgergarde das Gewehr.

„Passiert“

Über schiefe Bretterzäune, leere Bauplätze schwanfte jetzt das Licht der Wagenlaternen. Ein verlassener großer Marktplatz. Eine Kirchenmauer. In den krummen Gassen hockten finstere Häuser an den buckligen Bürgersteigen. Mit geschlossenen Augen hockten sie da und schwiegen in der Dunkelheit. Dann wurden die Häuser höher. Nirgends ein Mensch. Nur neben dem Palais des Fürsten Grassalkovich watete ein Nachtwächter durch den Schnee. In seiner Hand hielt er eine Stange, an der ein eisernes Lämpchen baumelte. Der Schatten seiner Hellebarde bewegte sich wie ein unruhiges Tier über seinem Kopfe an der Mauer.

Von dem Turme des Rathauses rief eine klanglose Stimme in die große stille Nacht hinein:

„Lobet den Herrn!“ Die Feuerwache zeigte an, daß sie ihres Amtes waltete.

Und wieder sank die Stadt in Schweigen. Der Schnee fiel gemächlich zwischen den alten Giebel-dächern. Unter den vorspringenden Dachrinnen brachen vorsichtig-argwöhnisch, wie Verschwörer, von allen Seiten die Gassen hervor. Wo sie zusammen- trafen, wurde ein winkliger Platz aus ihnen. In der Mitte des Platzes rann aus dem Servitenbrunnen ein fröstelnder Wasserstrahl, als betete eine zaghafte stoßende Stimme vor der Kirche in der Finsternis.

Von dem Eckhause hing eine einsame Laterne in die Gasse. Ihre Kette klirrte bei jedem Wind- stoß, ihr Schein schrumpfte an der Mauer so zu- sammen, daß er in einer Kinderhand Raum gehabt hätte. Inmitten des neuen Marktes brannte noch eine verwaiste Laterne. Ihr qualmendes Licht blieb in dem dichten Schneenege haften; es konnte nicht auf die Erde fallen.

Christoph Ulwing versenkte das Kinn in den sechs- reihigen Pelerinentragen seines Paletots. Der Kalen- der zeigte für heute Vollmond. Zu solcher Zeit spart der Magistrat am Lampenöl. Und wer konnte da- für, daß sich der Himmel nicht nach dem Kalender richtet und die Stadt im Finstern läßt? Übrigens hat jeder friedliche Bürger um diese Stunde zu Hause zu sein.

Zwei Laternen und auch das ist zuviel.

Pest, die alte kleine Bürgerstadt schließ schon, und

Christoph Ulwing wollte es scheinen, als wäre es hier auch am Tage nie anders, als wäre er allein der Wachende in dieser Stadt.

Er hob den Kopf. Das war schon die Leopoldsvorstadt, die kleinen Pflastersteine auf den holprigen Wegen hatten aufgehört. Die Löcher und Furchen unter den Rädern wurden tiefer und weicher. Von der Donau her fuhr ein jäher Wind durch die Mähnen der Pferde.

Mit einem Male war die Stille von einem schönen freien Rauschen erfüllt. Zwischen den schlafenden Ufern zog in tiefer Dunkelheit, wie das unsichtbare Leben, der große, im Wechsel immer gleiche Strom dahin.

Jenseits des Wassers scharten sich die weißen Ofner Berge. Auf der Pester Seite breitete sich ebenes Uferland zwischen dem Wasser und der Stadt. In der weißen Fläche stand einsam Christoph Ulwings Haus. Schon an die dreißig Jahre hieß es in der Stadt das neue Haus. Es war ein Ereignis, als es errichtet wurde. An Sonntagen wanderten die Bürger zu dem Bau, betrachteten ihn, diskutierten und schüttelten die Köpfe. Konnten es gar nicht begreifen, weshalb der Baumeister Ulwing sein Haus dorthin in den Flugsand stellte, wo es doch in den schönen engen Gassen der inneren Stadt an gutem Fundus gewiß nicht mangelte. Er aber ging seinen eigenen einsamen Weg und liebte sein Haus immer mehr. Aus seinen Gedanken,

seiner Arbeit, seinen Ziegelsteinen war es entstanden: ganz sein Eigen. Und wenn er zurückdachte

Christoph Ulwing hörte unbewußt dem Rauschen der Donau zu, und was ferne und lange verstummt war, regte sich in seiner Seele und begann zu sprechen. Er dachte an die alten Ulwinge, die in großen, dunklen, deutschen Wäldern gelebt hatten. Es waren Holzhauer, und die Donau lockte sie, und sie zogen westwärts hinab, immer dem Stromlaufe folgend. Eine kleine deutsche Stadt gab ihnen das Bürgerrecht. Da lebten sie als Zimmerleute und Schmiede, arbeiteten mit Eichenholz und Eisen, mit reinem, einfachem Material und wurden diesem ähnlich, wurden ehrliche starke Menschen. Dann war einer, der nach Ungarn wanderte. Er siedelte sich in Preßburg an und ließ sich in die Zunft der Goldschmiede aufnehmen. Er arbeitete mit Gold und Elfenbein. Seine Hand wurde leichter, seine Augen feiner als die seiner Vorfahren. Dieser war schon ein Künstler Christoph Ulwing dachte an ihn: an seinen Vater. Als er starb, ließ er zwei Söhne zurück, ihn und seinen Bruder Sebastian. Und auch sie mußten einer geheimnisvollen Lockung folgen, gerade so wie jene, die vor ihnen gelebt hatten. Sie zogen aus Preßburg, immer weiter die Donau entlang, wanderten arm, verwaist, allein.

Viele Jahre waren seither vergangen. Vieles hatte sich geändert.

Christoph Ulwing holte seine Tabakdose hervor.

Es war eine Arbeit seines Vaters und sein einziges Erbe. Er tippte leicht mit zwei Fingern daran, und während er sie wieder in die Tasche gleiten ließ, beugte er sich zum Wagenfenster hinaus.

Das Haus war jetzt schon deutlich zu sehen. Das steile Doppeldach, die stockhohe gedrungene Fassade, die in kleine weißgerahmte Scheiben getheilten Fenster. Und in der gelben Mauer das niedrige Eichentor, dessen Halbbogen von einem schneebedeckten Gesims wie von einer ergrauten steinernen Augenbraue beschirmt war. Zu beiden Enden des Gesimses standen zwei Urnen und unten neben dem Tor zwei säulen-gerade Steinfiguren. Jede Vertiefung, jeder Mauervorsprung war weiß und weichgerundet an dem Hause.

Jetzt wurde der Wagen bemerkt. Die Fenster des Stockwerks erhellten sich rasch nacheinander und verfinsterten sich wieder. Jemand lief mit einem Lichte durch die Zimmer. Das große Eichentor öffnete sich angelweit. Die Räder taten einen Ruck. Der Reisekoffer prallte gegen das Wagendach, und die beiden Säulenmänner schauten in den Wagen hinein. Das Geräusch der Hufe und Räder widerhallte wie Donner unter der Lormölbung.

Der Hausknecht ließ das Trittbrett hinab.

Oben bei der Treppenmündung stand ein junger Mann. Seine Hand hielt hochgehoben eine Kerze. Das Licht strahlte unmittelbar auf sein dichtes, blondes Haar. Sein Gesicht war im Schatten.

„Guten Abend, Johann Hubert!“ rief Christoph

Ulwing seinem Sohne zu. Seine tiefe Stimme hatte einen kurzen, entschiedenen Klang, wie Hammerschläge auf Stahl. „Wie geht es den Kindern?“ Er wandte sich rasch um, so daß die vielen Kragen seines tabakbraunen Mantels aufflatterten.

„Florian! Hole mir Füger. Rasch!“

Das gutmütige, breite Gesicht des Hausknechtes schob sich aus dem Schatten vor.

„Der Herr Buchhalter hat lange gewartet . . .“

Ulwing runzelte die Stirn.

„Schlafen sie denn alle in dieser Stadt?“

„Bewahre, bewahre, ich schlafe nicht,“ und schon kam August Füger rasch die Treppe hinauf. Er hatte immer Eile. Sein Atem war kurz, seinen kleinen fahlen Kopf hielt er stets schief, als ob er lauschte.

Christoph Ulwing schlug ihm auf die Schulter.

„Bedauere, Füger. Für mich währt der Tag so lange, als ich Arbeit habe.“

Johann Hubert kam ihnen entgegen. Er trug einen flaschengrünen Rock. Seine Weste und seine Nanfingpantalons waren strohgelb. Der übertrieben hohe Hemdkragen saß tadellos in der doppelt um den Hals geschlungenen Atlasbinde. Er neigte sich ehrerbietig und küßte dem Vater die Hand. Er sah ihm ähnlich, obschon er von Gestalt kleiner war, hellere Augen und weichere Züge hatte.

Hinter ihnen strich ein Frauenkleid über die Fliesen des Korridors.

Christoph Ulwing wandte sich nicht um.

„Guten Abend, Mamsell. Ich habe keinen Hunger.“
Er warf den Mantel auf einen Stuhl und ging in sein Zimmer.

Mamsell Lines länglich zugespitztes Gesicht schaute aus dem Rahmen ihrer unterpolsterten Schneckenfrisur enttäuscht dem Baumeister nach. So hatte sie ihn also vergeblich mit dem Abendessen erwartet. Sie warf ihr Schlüsselföhrchen von einem Arm auf den andern und segelte geärgert in das Dunkel des Korridors zurück.

Christoph Ulwings Stube war ein gewölbter niedriger Raum. Vor beiden tiefen Fensternischen hingen weiße Mullgardinen, auf dem runden Tische brannte eine Unschlittkerze in einem silbernen Leuchter, ihr Licht malte dünne Streifen auf den Leinwandüberzug der gedrungenen Lehnstühle.

„Setzen Sie sich, Fäger. Auch du,“ sagte Ulwing zu seinem Sohne, er selber aber blieb stehen.

„Der Herr Palatin hat mich mit der Restaurierung des Kastells betraut. Auf den Wald habe ich Vertrag geschlossen.“

Er nahm einen Brief von seinem Schreibsekretär. Seine Hand, die niemals zauderte, ergriff mit rücksichtsloser Kraft alles, was er nötig hatte. Unterdessen erteilte er dem Buchhalter kurze entschiedene Anweisungen.

Fäger trug eilige Notizen in sein kleines gelbes Taschenbuch ein. Er hatte es immer bei sich, sogar

wenn er in der Messe war, sah das Büchlein aus seiner Rocktasche hervor.

Johann Hubert saß unbehaglich in dem dickgepolsterten Lehnstuhl. Sein Blick schweifte ausdruckslos im Zimmer umher. Über dem Sofa hingen Porträte von Mansard und Fischer von Erlach. Feine, alte Stiche. Er kannte diese beiden Gesichter, aber sie sagten ihm nichts. Seine Augen blieben an dem Muster der grünen Papiertapete haften. Schmale Streifen, grüne Kränze. Er betrachtete jeden einzelnen. Dabei wurde er ganz schläfrig. Mehrere Male nacheinander zog er die große Stecknadel, die das gehäkelte Schutzdeckchen an den Lehnstuhl befestigte, heraus und steckte sie wieder genau an ihren Platz zurück. Dann hustete er — eigentlich wollte er gähnen.

Füger machte noch immer Notizen. Erst als der Baumeister geendet hatte, begann er:

„Herr Münster ist hier gewesen. Seine Gläubiger heßen ihn in den Konkurs.“

Christoph Ulwings Blick wurde starr.

„Warum haben Sie denn das nicht früher gesagt?“

Füger zuckte die Achsel.

„Ich bin ja bisher nicht zu Worte gekommen.“

Der Baumeister stand unbeweglich in der Mitte des Zimmers. Seine Brauen zogen sich eng zusammen, als blickte er in die weite Ferne.

Georg Martin Münster, der große Unternehmer, der diplomierte Architekt, ist zugrunde gegangen.

Der letzte Rivale, der starke Gegner, der ihm so oft im Wege gestanden hatte — nun zählte er nicht mehr mit. Christoph Ulwing dachte zurück an Erniedrigungen, an heiße atemraubende Kämpfe. Die vielen Menschen, die zugrunde gehen mußten, damit er sie überhole. Er hatte sie besiegt.

Seine große Hand strich zufrieden über die schöne weiße Locke, die seine Schläfe bedeckte.

Füger betrachtete ihn aufmerksam. Der Kerzenschein erhellte in diesem Augenblick das knochige, glattrasierte Gesicht, das der Winterwind gerötet hatte. Seine Haare und Brauen erschienen weißer, seine Augen blauer als sonst. Sein Kinn, das ein wenig schief war, fügte sich hart in den hohen steifen Hemdkragen und gab dem Gesicht einen auffallend eigensinnigen Ausdruck.

„Dieser Mann altert nicht,“ dachte der kleine Buchhalter und wartete, bis er gefragt wurde.

„Herr Münster hat dreimalhunderttausend Rheingulden verloren. Das konnte er nicht überstehen.“

Christoph Ulwing nickte. Inzwischen rechnete sein Gehirn kalt, erbarmungslos.

„Ich muß die Bücher und die Bilanz der Firma Münster sehen.“ Während er sprach, dachte er daran, daß er nun genügend reich war, um auch ein Herz zu haben. Ein Herz ist ein großes Gewicht, es hindert die Menschen in der Bewegung. Solange er aufwärts klomm, mußte er es beiseite tun. Auch das war nun vorüber. Er stand auf dem Gipfel.

„Ich werde Georg Martin Münster zu Hilfe kommen,“ sagte er ruhig, „ich will ihm wieder auf die Beine helfen, aber so, daß er von nun an neben mir steht.“

Füger blinzelte schnell und gerührt unter seinen Brillengläsern, als wollte er seinem Prinzipal mit den Wimpern applaudieren.

Für Christoph Ulwing war die Angelegenheit erledigt. Er putzte das Licht, — dann wandte er sich an seinen Sohn:

„Warst du auf dem Rathaus?“

Auf Johann Hubert wirkte die Stimme seines Vaters, als paße ihn eine Faust an den Schultern.

„Sind Sie nicht müde, Herr Vater?“ Eine letzte Zuflucht, drängte sich ihm diese Frage auf die Lippen. Vielleicht könnte er sich losmachen und das Ganze würde auf morgen verschoben. Doch der Vater würdigte ihn keiner Antwort.

„Hast du gesprochen?“

„Ja....“ Die Stimme Johann Huberts klang weich und unsicher. Er hatte eine Art, die Worte auszusprechen, daß es leicht war, sie später zurückzuziehen. „Ich habe gesagt, was Sie mir auftrugen, aber ich glaube, es war zwecklos“

„So, glaubst du das?“ Einen Augenblick zuckte es schlaun durch die Augen Christoph Ulwings, dann lächelte er überlegen: „Du hast recht. Unserer muß handeln.... Auch denken darf man wohl, aber nur, wenn man seine Gedanken großen Herren

in den Mund legen kann. Und doch will ich, daß du sprichst. Ich will schon einen Herrn aus dir machen, den man auch anhören soll."

Füger nickte. Johann Hubert fing an sich zu beklagen.

"Als ich vorschlug, man solle Baumreihen pflanzen in der Stadt, fragte mich ein Magistrats Herr, ob ich Gärtner geworden sei? Und als die Rede auf die Straßenbeleuchtung kam, sagten sie, die Betrunknen mögen sich an den Mauern nach Hause tappen, zu was anderem seien die Laternen ohnehin nicht nütze."

"Es wird schon anders werden!" Die Stimme des Baumeisters war durchströmt von der Wärme eines großen Vertrauens.

In mattem Ton fuhr der junge Ulwing fort:

"Auch unsere neue Ziegelei habe ich angemeldet, und daß wir den kleinen Leuten in den Vorstädten ohne Vermittlung Ziegel geben wollen. Die Herren vom Magistrate haben die Köpfe zusammengesteckt."

"Und was sagten sie?" fragte Ulwing kühl.

Johann Hubert blickte zur Erde.

"Nun, sie sagten, der große Zimmermann be-reichere sich immer am Elend anderer Leute. Der große Zimmermann! So nennen Sie die Herren, wenn sie unter sich sind. Und haben sie Sie doch im vorigen Jahre zum Ehrenbürger gewählt"

Ulwing machte eine verächtliche Handbewegung.

"Die Auszeichnungen und Würden, die sie mir

auf dem Rathause verleihen, bedeuten nichts. Sie tun's ja nur, damit ich mich unter der Last nicht bewegen könne und sie dann nicht weiter in ihrem friedlichen Schläfe störe."

"Und in ihren Diebereien," sagte Fäger und beschrieb mit der Hand einen Bogen in der Luft, der zu seiner Tasche führte.

"Lassen Sie das!" murmelte der Baumeister, "es sind viele ehrliche Leute darunter."

Der Buchhalter reckte den Hals vor, als lausche er gespannt, dann verneigte er sich und verließ das Zimmer.

Als Christoph Ulwing mit seinem Sohne allein war, wandte er sich mit einer raschen Bewegung zu ihm.

"Was sagtest du noch außerdem im Rathaus?"

Johann Hubert erhob verwundert seine sanften Augen zu dem Vater:

"Sie haben mir ja sonst nichts weiter aufgetragen."

"Aber irgendetwas mußtest du doch sagen? Etwas, was dir von selber einfiel."

Beide schwiegen.

Der junge Ulwing hatte das Gefühl, als geschähe ihm bitteres Unrecht. Der Vater war doch für alles verantwortlich. Er hatte ihn zu dem Menschen gemacht, der er war. Und jetzt war er unzufrieden mit seinem Werke... Wie ein Blitz durchfuhr ihn die Erinnerung: mit einem Male fiel ihm alles ein. Seine Kindheit, die Studienzeit auf der technischen Schule,

Jahre verzagenden Kämpfens, stummer Bitternis, feiger Zugeständnisse. Und die Zeiten, da er noch einen Willen haben wollte. Der Vater hatte es verboten. Als er lieben und wählen wollte, wählte sein Vater eine andere. Die arme Putzmacherin war dem Baumeister Ulwing nicht gut genug. Ulrich Jörgs Tochter mußte es sein. Gerade die. Weil sie reich war. Es hatte kurze Dauer. Christine Jörg starb. Und noch immer durfte er nicht an ein neues Weib, an ein neues Leben denken. „Die Kinder,“ sagte sein Vater. Und er fand sich hinein, Christoph Ulwing behielt recht, weil er der stärkere war und die lautere Stimme hatte.

Ein ungewohnter Troß bemächtigte sich Johann Huberts. Für einen Augenblick richtete er sich gerade empor. Sein Kinn stand etwas schief. Der alte Mann erkannte sich selbst in dem Sohn. Gebannt sah er ihn an, als wollte er die unverhoffte Kraft in den Augen seines Sohnes, die er so oft vermißte, mit einem harten, bannenden Blicke festhalten.

Doch allmählich erschlaffte jeder Widerstand in dem Blicke Johann Huberts. Christoph Ulwing neigte den Kopf.

„Geh jetzt!“ sagte er schonungslos. „Nun bin ich wirklich müde.“ Und in diesem Augenblick glich er einem müden alten Holzhauer. Seine Augenlider senkten sich halb, die große knochige Hand hing schwer aus dem Rockärmel.

Auf dem Korridor schloß sich eine Thür mit leisem,

zaghaftem Knarren. Dem Baumeister Ulwing wäre es lieber gewesen, sie würde zugeschlagen. Doch sein Sohn schloß alle Türen so vorsichtig. Sein Sohn, der anders war, als er ihn gern gesehen hätte. Warum, das wußte er nicht. — Wie wird es sein, wenn ich ihm nicht mehr zur Seite stehe? Er zuckte zusammen. So unverbraucht war das Leben in ihm, daß er den Begriff des Todes stets als einen fremdartigen und feindlichen empfand. Wie wird es sein? Die Frage verblaßte — war nicht mehr da. Er blickte nach der Richtung des Nebenzimmers. Seine Enkel! Sie werden das Werk des großen Zimmermanns fortsetzen. Die werden starke Menschen sein.

Er öffnete die Tür und ging durch das Eßzimmer. Es roch nach Brot und Äpfeln in der Dunkelheit. Noch ein Zimmer. Dann kam das Kinderzimmer.

Die Luft war lauwarm. Auf der Kommode brannte ein Nachtlicht. Jungfer Lina war, ihr abgegriffenes Gebetbuch auf den Knien, sitzend daneben eingenickt. Der Schatten ihrer Nachthaube hob und senkte sich an der Wand wie eine dunkle Lünchbürste. In der tiefen Nische des weißen Rachelofens stand in einem blauen Henkelkrüge Wasser zum Wärmen. Aus den Gitterbettchen kamen feine kindliche Atemzüge.

Ulwing beugte sich vorsichtig über das eine Bett. Dort schlief der Knabe. Sein kleiner Körper zog sich

unter der Decke zusammen, als verstecke er sich im Traume vor irgendetwas, was mit der Nacht gekommen war und nun um sein Bett stand.

Der alte Mann neigte sich hinab und küßte ihn auf die Stirn. Das Kind fuhr ächzend aus dem Schlaf, starrte einen Augenblick entsetzt in die Luft und verkroch sich bebend in seine Kissen.

Mamsell Lene erwachte. Sie wagte sich nicht zu rühren. Der Baumeister stand so demuthsvoll vor dem Kinde, daß es sich für eine bezahlte Person nicht geschickt hätte, dies zu sehen. Sie wandte den Blick ab, aber sie vernahm die Worte ihres Herrn.

„Oh, das wollte ich nicht! Fürchte dich nicht, kleiner Christoph. Ich bin es ja.“

Das Kind schlief schon.

Baumeister Ulwing trat zu dem andern Bett. Er küßte auch Anna. Das kleine Mädchen erschraf nicht. Ihr blondes Haar bewegte sich wie flockiges Silber auf dem Kissen um ihren Kopf. Sie flocht die kleinen Arme um den Hals des Großvaters und erwiderte seinen Kuß.

Als Ulwing auf den Fußspitzen aus dem Zimmer ging, blickte ihm Jungfer Lene nach. Und sie dachte: „Diese Ulwings sind doch gute Menschen.“

Zweites Kapitel

Durch das Fenster ergoß sich blendendes weißes Licht in das Zimmer. Draußen wurde es Winter in dieser Nacht, und die beiden Kinder steckten die Köpfe zusammen. Seit dem vergangenen Jahr hatten sie den Winter vergessen.

Unten schlich grün und kalt das große träge Wasser zwischen den weißen Ufern hin. Weiß war auch der gegenüberliegende Festungshügel. Die Rampen der Bastionen, die Ränder der Dächer, die Spitzen der Türme — alles was kantig und spitz war, wurde stumpf, brach ab im Schnee.

Der Turm der Frauenkirche gehörte Anna. Die Garnisonskirche dem kleinen Christoph. Sie hatten sich durch das Fenster des Kinderzimmers seit langem darin geteilt. Und weil Christoph zornig war, gab ihm Anna noch das Schindeldach des Ofner Rathhauses und die Sternwarte auf dem Bloßberg. Nur die Jesuitenstiege behielt sie für sich.

„Auch die gehört mir,“ sagte der Unerfättliche, „sonst sage ich's der Lina, daß du die Fransen von ihrem Sommerschal abgeschnitten hast, als wir Barbier spielten.“

„Dann sage ich es, daß du in Feuerleins Glas gespußt hast. Nein, nein, die Stiege geb ich dir nicht!“ Anna schüttelte den Kopf so stark, daß sich die blonden

Lochen vor ihren Augen verwirrten. Die Jesuitenstiege hätte sie um nichts in der Welt hingegen. Über sie kamm der Weg zur Festung hinan, zu Onkel Sebastian. Und oft schaute Anna durch die Fenster des Kinderzimmers zu Onkel Sebastian hinüber. Morgens, wenn sie erwachte, winkte sie mit beiden Händen gegen das andere Ufer. Am Abend stellte sie eine Unschlittkerze aufs Fensterbrett: Onkel Sebastian soll sehen, daß sie an ihn gedacht hat.

Und dann antwortete Sebastian Ulwing von der andern Seite. Er entzündete einen Strohhaln auf der Festungsbastei, und durch die dichte Dunkelheit wünschten die zwei Flämmchen einander gute Nacht über die Donau.

„Die Jesuitenstiege gehört mir,“ erklärte Anna entschieden und ging in das Nebenzimmer.

Der kleine Knabe schmollte eine Weile, dann folgte er ihr auf den Zehenspitzen. Auf der Schwelle blickte er unruhig umher. Er hatte Angst vor diesem Raum, und doch war er freundlicher als die andern, und Anna nannte ihn das: Sonnenzimmer. Die gelbgestreiften Papiertapeten schienen zu schimmern, und die Kirschholzmöbel sahen selbst bei trübem Wetter so aus, als spielte das Sonnenlicht auf ihnen. Die Beine der Stühle standen spitzig auf den blankgeschauerten Dielen. Ihre Lehnen glichen einer Lyra. Das war Mutters Zimmer. Sie bewohnte es nicht, denn sie war in den Himmel gegangen und bisher noch nicht nach Hause zurückgekehrt. Aber

alles war geblieben wie früher. Ihr Bild hing über dem reich geblühten Sofa. Auch ihr Nähtischchen stand noch dort in der Fenster niche. Das Pianoforte gehörte ihr, und den Kindern hatte man verboten es zu berühren. Und doch wußte Christoph bestimmt, daß die kleinen Klaviermäuse darin lebten, und nachts, wenn jeder schläft, laufen sie in Silberpantöffelchen umher, und die Luft erklingt von ihren Tritten.

„Komm, gehen wir fort von hier!“ sagte er ängstlich. „Aber geh du voran. ...“

In der Stube des Großvaters war niemand. Bloß aus dem Ofen war ein feines Knistern zu hören. Nur die Uhr mit den Marmorsäulen tickte auf dem Schreibtisch.

Jetzt bekam der kleine Christoph mit einem Male Mut. Er lief zum Ofen. Der Ofen war eine silbergraue gedrungene Kachelssäule. Oben stand eine Urne, aus der weiße Porzellanflammen emporschlugen. Unbewegliche weiße Porzellanflammen. Und das war schön und unbegreiflich, und Christoph liebte diesen Anblick.

Er wies auf das Messingtürchen. Durch die Ventilöffnung konnte man sehen, was in dem Ofen vorging.

„Jetzt tanzen die Ofenseen dort drinnen ...“

Vergebens guckte Anna durch die Öffnung, sie sah die Feen nicht. Ganz gewöhnliche Flammen flacker-

ten über der Glut. Der Rauch stieg langsam in die Schornsteindöfnung.

„Nicht wahr, wie schön sie sind? Sie haben rote Kleider an und summen,“ sagte der Knabe.

Das kleine Mädchen wandte sich gelangweilt ab.

„Ich höre nur die Uhr ticken.“ Plötzlich stand sie auf den Fußspitzen. Sie lächelte: ihre Mundwinkel hoben sich aufwärts, auch die Linie der schönen Kinderaugen schien sich zu heben. Nun wollte auch sie etwas besonderes erfinden.

„Tick—tack Ein kleiner Zwerg hinkt durch das Zimmer. Hörst du ihn? Tick — tack“

Christophs Augen öffneten sich weit vor Glückseligkeit.

„Ich höre ihn Und nicht wahr, der Zwerg steht nie still?“

„Ne,“ sagte Anna mit Überzeugung und war dabei selbst ihrer Sache durchaus nicht sicher. „Aber den Großen darfst du nichts davon sagen!“

Christoph wiederholte andächtig:

„Die Großen dürfen nichts davon wissen. Und nicht wahr, es ist wirklich wahr? Nicht wahr, auch Großvater hat es gesagt?“

Anna fiel es ein, daß der Großvater nie etwas von Feen oder Zwergen erzählt hatte ...

„Ja, der Großvater hat es gesagt,“ bekräftigte jetzt der Knabe selber.

In Annas Köpfchen verwirrte sich nun die Sache. Und von diesem Augenblick an waren sie beide un-

erschütterlich davon überzeugt, daß es der Großvater gesagt habe und daß es wirklich der Zwerg war, der durchs Zimmer tippelte, leise hinkend, ohne Unterlaß. Tack — tack

„Hörst du's?“

Das Ticken der Uhr widerhallte in der hellen friedlichen Stille des Korridors. Man hörte es sogar im Stiegenhaus, das sich schachtartig aus dem Korridor zur Toreinfahrt hinabsenkte.

Plötzlich verschwand der Zwerg aus den Köpfen der Kinder.

Der Hof war weiß. Das Dach glich einer schneebedeckten Hügellehne. Bei den wasserspeienden Blechdrachen machte die Mauer eine Biegung, der ebenerdige innere Flügel schob sich in den tiefen Hof vor. Hier wohnte Herr August Fäger mit seiner Ehegattin und seinem Sohne Otto.

Madame Henriette Fäger saß immer am Fenster und nähte. Auch jetzt sah man ihre große Haube, als säße eine weiße Katze auf dem Fensterbrett. Zum Glück schaute sie nicht hinaus. Der Hofgarten gehörte ganz den Kindern. Ihnen gehörte der Schwengelbrunnen und auch die runde Bank um den alten Apfelbaum. Dies war ihr Reich. Im Winter schien der Garten klein, aber im Sommer, wenn die Bäume Laub hatten und die Fliederbüsche die geheimen Plätze verdeckten, wurde er riesengroß. In seiner hohen Mauer war eine Tür,

die führte ans Ende der Welt. Eine Gittertür, die nur die Großen öffnen durften.

Stundenlang spähten oft Anna und Christoph sehnsüchtig durch das Gitter. Man sah den Gerätespeicher, die Pechöfen und allerhand Holzstücke. Balken, Bretter, Pfähle. Ach, da hätte man können hinunterutschen, wenn man hingelangt wäre.

Diesen wunderschönen, unordentlichen Ort, wo große, grobe Männer in Lederschürzen mit dem Holze hantierten, nannten die Alten den Zimmerplatz. Aber das gefiel den Kindern nicht. Am meisten liebten sie das Ende der Welt an Sonntagnachmittagen im Sommer, wenn es überall still war und der Geruch der sonnebeschienenen Balken bis in den Hof, ja bis ins Haus drang. Da konnte man wohl an das Geheimnis glauben, von dem Christoph zu erzählen wußte. Das war überhaupt kein Zimmerplatz. Die Großen hatten nichts mit ihm zu schaffen. Die Riesenfinder hatten dort ihren Baukasten ausgeleert, — da war kein Zweifel.

„Und wenn ich schlafe, dann spielen sie damit,“ flüsterte der Knabe.

„Jetzt kann man das nicht glauben,“ antwortete Anna in ernstem Tone, denn nun war drüben alles klar zu sehen.

Christoph schritt niedergeschlagen hinter ihr her. Nur im Torweg blieben sie bei einer Tür stehen, an der eine Tafel hing mit der Aufschrift: „Kanzlei“.

Das war so ein Wort, als ob man nieste. Es kitzelte im Munde und machte einen lachen.

Anna und Christoph schüttelten sich.

„Kanzlei ... Kanzlei“

Die Türe wurde geöffnet. Auf der Schwelle stand der Schreiber Feuerlein. Er trug einen langen Lusterleibrock und war ein hageres Männchen mit einem Leichenbittergesicht. Seine Knie schlugen gegeneinander, wenn er ging. Anna mußte etwas über ihn. Der Großvater pflegte es zu sagen, wenn er böse war. Herr Feuerlein war dumm! Der einzige unter den Großen, von dem man so etwas bestimmt wissen konnte.

Die Kinder sahen sich an, ihre kleinen Gesichter bliesen sich auf vor verhaltenem Lachen, dann huschten sie rasch wie die Eidechsen durch die offene Türe der Schreibstube.

„Er ist ein Großer, und doch ist er dumm,“ flüsterte Anna dem Knaben ins Ohr.

„Und ich habe in sein Glas gespußt!“ Nun brachen sie in ein freies, triumphierendes Gelächter aus.

Plötzlich hörte das Lachen auf.

Herr Gemming, der Zeichner, schleuderte geärgert das dreieckige Lineal auf den Tisch und brummte etwas. August Fäger zog den leinenen Armelschoner, den er in den Amtsstunden trug, höher über seinen Arm.

„Brummen Sie nicht, Gemming, auch er wird einmal Prinzipal sein! Nicht wahr, kleiner Christoph? Und wirst du immer dort drin am Schreibtisch sitzen?“

Christoph blickte erschrocken nach der Thür, die zur Schreibstube seines Großvaters führte. Immer? Still und klug dazischen? Auch wenn man mit den Zinnsoldaten spielen möchte?.... Er schauderte bei dem Gedanken und lief quer durch das Zimmer. Nein, lieber nie wieder herkommen, an den häßlichen Ort, wo es nach Linte riecht.

Die Thür, vor der er die Flucht ergriffen hatte, öffnete sich. Baumeister Ulwing geleitete einen fremden Herrn durch das Zimmer.

Der kleine Buchhalter begann plötzlich zu schreiben. Gemming tauchte den Bleistift ins Lintenfaß. Aus dem Nebenzimmer hörte man das Krachen der Federn, wie sie in fieberhafter Eile über das Papier fuhren. Die beiden Kinder drückten sich an die Wand.

Der fremde Herr blieb stehen. Anna sah sein Gesicht deutlich. Unter seinem großen Doppelfinn bogen sich die segelförmigen Enden seines Hemdfragens ganz um.

„Ich danke,“ sagte der fremde Herr und blickte zur Erde, als schämte er sich. Er streckte seine fette weiße Hand Baumeister Ulwing entgegen. Sie bebte, auch sein Mund bebte.

„Nichts zu danken, Herr Münster. Geschäfts-sache“

Dies sagte der Baumeister schon draußen in der Toreinfahrt, doch hörte man es auch in der Kanzlei.

Gemming faute an seinem Bleistift. Fügiger blinzelte rasch mit den Augen. In beiden dämmerte

das Gefühl: Herr Münster ist von nun an kein größerer Herr als wir. Ein Bediensteter des Hauses Ulwing — auch er.

Als der Baumeister zurückkam, schmiegte sich sein schiefes Kinn zufrieden in die Kragenöffnung. Da erblickte er die beiden Kinder.

„Was treibt ihr hier, ihr Kleinen?“ Er hatte Lust, sich neben sie auf die aufgestapelten Geschäftsbücher zu setzen. Nur einen Augenblick, um sich das Gesicht von ihren kleinen Händen streicheln zu lassen.

Er blickte auf seine Repetieruhr und steckte sie ungeduldig wieder in die Tasche.

„Es geht nicht.“

Er hatte noch mit vielen Leuten Geschäfte zu erledigen. Unternehmer, Holzhändler, Polierer, Fuhrleute alle warteten sie dort vor dem Holzgitter in dem großen, nach dem Hofe gelegenen Zimmer. Und Johann Hubert hatte schon zweimal den Kopf zur Tür herausgesteckt, als wollte er ihn rufen. Er ging. Aber von der Schwelle blickte er dennoch zurück.

„Nachmittag gehen wir zu Onkel Sebastian Abschied nehmen für den Winter, bevor man die Schiffsbrücke wegnimmt.“

Die Gesichter der beiden Kinder glühten vor Freude.

„Wir fahren, nicht wahr?“ fragte der Knabe.

„Wir gehen zu Fuß,“ erwiderte Ulwing trocken.

„Die Pferde haben Holz zu fahren.“ Rasch schlug er die Tür hinter sich zu.

„Zu Fuß ...“ wiederholte Christoph enttäuscht.

„O, das ist nicht hübsch. Und ich geh auch nicht mit. Und mir tut auch der Fuß weh.“

Er begann zu hinken. Er stieß mit der Schulter an die Mauer und jammerte ins Blaue. Und Anna wußte, daß er log.

Drittes Kapitel

Der alte Mann und das kleine Mädchen gingen langsam den Stromlauf entlang. Die Fensterscheiben und die beiden Säulenmänner am Tore schauten ihnen lange nach.

Ein frischer Schneewind blies von den Bergen. Auf der Donau schwammen Wassermühlen. Am Fuße des Festungsberges zogen zwei voreinander gespannte Pferde ein Schiff im Schlepptau, und überall auf der Flut ruderten kleine dunkle Barken, als hätten sich Pest und Ofen aufgemacht, um Abschied zu nehmen voneinander, bevor es Winter würde.

Am Ufer arbeiteten Schiffbauer. Als sie Christoph Ulwing bemerkten, hielten sie inne in ihrer Arbeit. Sie grüßten ehrerbietig. Ein Herr kam dem Baumeister entgegen. Auch er grüßte. Auf dem Theaterplatz spazierten Herren und Damen. Sie alle grüßten den Baumeister Ulwing.

Anna war stolz. Ihr kleines Gesicht rötete sich.

„Nicht wahr, jeder grüßt uns?... Nicht wahr, hier gibt es sehr viel Leute?“

„Sehr viel,“ sagte der Großvater und dachte an andere Dinge.

„Wie viel?“

„Das kann man nicht wissen, die Adelligen wollen nicht, daß man sie zählt.“

„Und gibt es auch viele Kinder?“

Der Baumeister antwortete nicht.

„Aber nicht wahr, Großvater, du warst nie ein Kind?“

„Doch, aber nicht hier.“

„Hast du denn nicht immer in unserm Hause gewohnt?“ fragte Anna unermüdlich.

Ulwing lächelte.

„Wir kamen von weit her, mit Onkel Sebastian. Mit der Postkutsche, solange das Geld reichte, dann zu Fuß. Zu jener Zeit war der Sommer wärmer als jetzt. Wir wanderten in der Nacht beim Mondschein.“

Er sprach nicht mehr. Seine Seele sah ein anderes Bild als seine Augen. Er schaute weit zurück. Die Festung Pest!.... Damals standen noch die Pester Bastionen und Festungsmauern. Und durch ein altes Thor war er in die Stadt gezogen.

„Es war am Morgen und die Glocken läuteten,“ sprach er in Gedanken verloren.

Und mit einem Male dachte es ihn, als hätte er die alte Stadt nicht in Wirklichkeit, sondern auf einem sehr, sehr alten verblaßten Bilde nur gesehen.

In den Gassen gingen Bürger in dreieckigen Hüten und weißen Perücken. Schwere, kettenrasselnde Fuhrwerke. Soldaten mit hohen Tschakos. Und die Donau war jünger und freier damals. Lebendiger glitzerte ihr Wasser. Schiffsleute tummelten sich auf den Ufern.

Sebastian lief zum Wasser hinunter. Er selbst blieb stehen und betrachtete das bunte schöne Schiff. Schwere Säcke wurden verladen. Zwei Bretter dienten den Lastträgern als Steg; auf dem einen gingen sie, auf dem andern kamen sie zurück. Der Disponent stand am Ufer. Bei jedem Sack, den man auf das Schiff trug, kerkte er ein Merkzeichen in ein Stück Holz. Die halbnackten Sackträger triefen von Schweiß. Sie trugen ihre Last auf den Schultern nach altem Brauch, so wie es ihre Väter viele Jahrhunderte hindurch getan hatten, hier unten am Donaustrande. Der Steg wankte und bog sich unter ihrem Gewicht. Der Disponent schimpfte: „Zu wenig Leute“, und blickte dabei Christoph Ulwing an. Der aber mochte nicht Hand anlegen. Da blinkte ihm plötzlich, wie ein Nadelstich, etwas aus dem Sande in die Augen. Eine Art glitzerte im Sonnenlicht. Deutlich erinnerte er sich an jedes Wort, das er damals sprach: „Man muß aus den zwei Brettern eine Rinne machen. In einer Stunde hab ich die ganze Fracht auf das Schiff geschoben.“

Inzwischen war Sebastian unten am Ufer in einen Rahn gesprungen. Er wies mit seinem Wanderstabe

nach Ofen hinüber. Er winkte seinen Bruder zu sich.

„Ich bleibe hier!“ rief Christoph Ulwing stark und hob die Art aus dem Ufersande.

Der Disponent betrachtete ihn aufmerksam und nickte zustimmend. Nach einigen Augenblicken schon glitten die Säcke durch die Holzrinne rasch abwärts. Wie ein gefräßiges Wassertier ließ sie das Schiff in seinen Magen verschwinden.

Der Rahn entfernte sich mit Sebastian vom Ufer. Schon schwamm er in der Mitte der Donau. Die Strömung und das Ruder: Zufall und Wille trugen sein Leben der jenseitigen Stadt zu. Christoph Ulwing blieb in Pest. Den nächsten Tag arbeitete er schon in der Kanzlei des Schiffspächters. Dann kam er auf einen Zimmerplatz. Dann weiter — vorwärts — aufwärts. Und mit ihm wuchs die Stadt, als wäre beider Los durch ein gleiches Schicksal verknüpft gewesen.

Vergebens fragte Anna nach tausenderlei Dingen. Der Großvater antwortete nicht. Er war weit zurückgeschritten, weit hinter sich selbst, in die Vergangenheit.

Sie kamen zur Schiffbrücke. Auch hier grüßten die Leute. Der Zöllner forderte kein Geld. Bei dem Brückenkopfe präsentierte der Wachtposten.

„Warum?“ Diese Frage tat die kleine Anna, so oft sie über die Brücke ging.

„Man kennt mich,“ antwortete der Baumeister ein-

fach. Wozu brauchten es die Kinder zu wissen, daß die Brücke ihm gehörte, daß er das Wegrecht über den Strom gepachtet hatte. Ihm gehörten die vielen Flöße, die da auf der Donau trieben, und auch das Ufergelände dort weit oben.

Die Brücke bebte in gleichmäßiger Schwingung. Das Wasser schaukelte die Rähne. Es schäumte und klatschte, als leckten die Zungen großer durstiger Tiere an den Leibern der vielen, kleinen angefetteten Boote. Neben dem Geländer standen Lampen. Gegen die Mitte ein farbiger Fleck über den Strom. Das war das Standbild Sanct Johannis von Nepomuk, des Schutzheiligen dieser Brücke. Die Vorübergehenden lüfteten den Hut vor ihm.

Anna wies auf den Heiligen:

„Auch diesen grüßt man, noch öfter als den Großvater,“ und sie war ein wenig neidisch.

Als sie oben in der Festung angelangt waren, sagte die Kleine mit weinerlicher Stimme:

„Ich bin hungrig“

Die großen Schritte des Baumeisters klopften rascher auf dem schneebedeckten Pflaster des schmalen Bürgersteiges.

Baufällige Häuser standen um sie herum, gelbe, graue, grüne. Über den kleinen Kaufläden baumelten an verschnörkelten schmiedeeisernen Armen vergoldete Brezeln, riesige Schlüssel, Stiefel und Hufeisen in die enge Gasse hinab.

Über dem Laden Onkel Sebastians hing eine

große Uhr. Anna erkannte von weitem die unbeweglichen goldenen Zeiger auf dem Zifferblatte, der Schatten des Frauenkirchturms reichte gerade bis dorthin. Wie ein schwarzer Spieß wies er in die Straße hinein. Das Haus selbst war vielleicht älter als die andern. Das Obergeschoß war vorgeschoben und von wurmstichigen Holzpfeilern gestützt. An der nackten Mauer, gerade neben der großen Uhr sah man eine kraus verschöndelte Aufschrift:

S e b a s t i a n U l m i n g
Bürgerlicher Uhrmacher

In dem Laden befanden sich viele Leute. Nachbarn, Bürger aus der Festung, die nachmittags auf ein Plauderstündchen herzukommen pflegten. Onkel Sebastian saß vor dem kleinen Uhrmachertisch. Er schwieg. Sein glatt aus der Stirn gekämmtes schneeweißes Haar fiel auf den breiten Umschlag des violetten Fracks. Seine Gestalt war hager und gebeugt. Er trug, nach alter Mode, Kniehosen. Die Schnallen an seinen schweren Schuhen waren ein wenig rostig, seine dicken weißen Strümpfe schlotterig an den Beinen. Als er Anna erblickte, begann er zu lachen, nahm sie in die Arme und hob sie hoch empor.

„Und der kleine Christoph?“

„Der Fuß schmerzt ihn,“ antwortete der Baumeister, indem er die andern begrüßte.

Anna verzog bedeutungsvoll ihr Näschen. Die

Kinder rechneten Onkel Sebastian nicht ganz zu den Großen. Er begriff gar manches, was der Großvater nicht verstand. Auch jezt nickten sie einander heimlich, verständnisinnig zu. Anna ließ ihre kleinen Beine in der Luft baumeln und bat um Lebkuchen. Dann machte sie einen Rundgang durch den Laden.

In der Tiefe des Raumes befand sich ein Bogenfenster gegen den Hof, davor ein lederüberzogener Großvaterstuhl und ein langer Tisch mit geschweiften Beinen stand. Auf dem Tische lag eine Menge alten Krams und auch die Regale waren mit allerhand Trödel beladen. An den rauchgeschwärzten Wänden hingen Uhren.

Neben dem Tisch mit den Fußbeinen stand eine Bürgersfrau, die einen getriebenen Silberpokal verkaufen wollte. Als sie Christoph Uhwings ansichtig wurde, machte sie einen tiefen Knir.

„Mit gütiger Erlaubnis: Amalie Esif mein Name von der Fischerbastei.“ Sie trug einen Hut, der einem umgestürzten bändergeschmückten Korbe glich. Alles, was sie anhatte, war verblaßt und gleichsam verjährt. Anna spürte, daß aus ihren Kleidern, wenn sie sich bewegte, ein Geruch von Alter wehte.

Aber niemand in dem Laden wunderte sich darüber. Auch die übrigen waren anders gekleidet als sie und der Großvater.

„Seht doch, dieses kleine Kind trägt sich schon nach der Mode,“ sagte Frau Esif mißbilligend. „Ja, in

Pest ist natürlich alles anders als in Ofen. Unruhe, Verschwendung und Uppigkeit. ... Wir hier in der Festung sind Gott sei Dank beim Alten geblieben. Nicht wahr, hochwürdiger Herr?"

Der Burgkaplan nickte mehrmals mit seinem gelben Vogelkopfe.

"Ich höre," sagte die würdige Dame, "daß sie jetzt schon ein Modejournal drucken in Pest!"

"Und, nota bene, mit denselben Buchstaben wie die Gebetbücher," mußte der Burgkaplan.

Frau Esik seufzte tief:

"Und der Redakteur der Modejournale ist der Teufel selbst."

"Aller Journale," ließ sich die Stimme des beeideten Zensors hinter dem Ofen vernehmen.

Christoph Ulwing zog ironisch die eine Augenbraue in die Höhe.

"Ist es der Herr Zensor, der das sagt?"

"Ich? Jawohl!" erwiderte der andere in einem Tone, als schleuderte er mit seinen Worten ein ansehnliches Gewicht in die Luft.

"Die Autoren in Pest sind anderer Meinung," murmelte der Baumeister.

"Bitte sich nicht auf sie zu berufen. Als Zensor gehöre auch ich zur Literatur."

Der Baumeister wurde mit jedem Augenblick ungeduldiger. Der Zensor neigte sich zu dem Burgkaplan.

"Das geschriebene Wort hat nicht den Idealen

des einzelnen, sondern den Zwecken des Staates und der Kirche zu dienen."

Christoph Ulwing ging zur Thür. Er empfand ein Bedürfnis nach frischer Luft. Plötzlich aber wandte er sich entrüstet zurück.

"Also beliebt den Herren einzig und allein das Mittelmäßige?"

"Sehr richtig, Herr Baumeister. Der Staatsmaschine kann nur mit dem Mittelmaße gedient sein. Was darunter steht oder darüber hinausgeht, ist bloß geeignet, ordnungswidrige Mißstände zu verursachen.

Da mußte Christoph Ulwing, er wußte selbst nicht warum, an Ulrich Jörgs Buchhandlung drüben in Pest denken. Er dachte an die jungen Schriftsteller, die dort ein- und ausgingen, an ihre Pläne und an ihre Manuskripte, die sich alle in den Netzen des Zensors verfingen. Viele neue Träume gab es da, starke Hoffnungen, erwachende Gedanken, jüngere als er, die er aber doch alle liebte, gerade so wie seine Enkel.

Zornig drehte er dem Zensor den Rücken. Er fühlte, nun würde er grob werden, wenn er weiter spräche.

Der Burgkaplan äußerte niedergeschlagen:

"Ach, diese Pester sind alle so rebellisch."

Sebastian Ulwing lächelte wohlwollend. Anna winkte ihm, er solle nun endlich die vielen langweiligen Menschen fortschicken.

Frau Esil rief auf einmal:

„Dort kommt die Frau Statthaltereirätin. Sie hat den Hut von ihrer silbernen Hochzeit auf.“

Alle drängten sich in die Thür. Der Laden verfinsterte sich für einen Augenblick, als die dicke Statthaltereirätin an ihm vorüberschritt. Der Kaplan und die andern griffen zu ihren Hüten. Sie gingen ihr nach. Mögen die Leute in den Fenstern glauben, daß sie mit der Frau Statthaltereirätin spazierten.

Es gab einen Auflauf in Ofen: wenigstens sechs Menschen gingen die Herrengasse hinunter. Auch die Dame Esil hatte nun Eile. Rasch schloß sie den Handel auf den Silberpokal ab, verneigte sich und folgte den andern.

Christoph Ulwing kam nach vorn.

„Was für eine Beamtenluft bei euch in Ofen ist. Deine andern Freunde, die nach der Ladensperre zu dir kommen: der lahme Holzschneider und der alte Optiker, sind mir lieber. Wenn sie auch die Welt nicht vorwärts bringen, so wollen sie sie doch wenigstens nicht in ihrem Laufe hemmen.“

Sebastian Ulwing lachte.

„Auch dies sind brave Menschen. Nur anders gerartet als ihr dort drüben. Wir haben Zeit. Ihr habt Eile. Nur um das Neue kümmert ihr euch. Dem Kaplan sagte jemand, der die Zeitung liest, daß dein Sohn auf dem Stadthause geredet habe. Nun

wollt ihr Alleen, Straßenlaternen, Ziegelhäuser.
Wohin soll das noch führen“

Der Baumeister blickte dem Bruder tief und ruhig
in die Augen.

„Bruder Sebastian, wir müssen uns umwandeln,
sonst besiegt uns die Zeit.“

Der Uhrmacher wurde verlegen.

„Aber, wenn das Alte, das Gewohnte doch so gut
ist“

Christoph Ulwing wies auf den Pokal.

„Auch dieser Becher ist alt, aber er darf es sein,
denn er ist schön. Erinnerst du dich, unser Vater
machte solche? Dafür kannst du einmal viel Geld
bekommen. Auch ich würde ihn gern kaufen.“

Fast erschrocken blickte Sebastian den Bruder an.

„Oder willst du den auch nicht verkaufen?“ Der
Baumeister wurde wieder ungeduldig. „Du kaufst
doch, um Geschäfte zu machen. Und wenn es
dazu kommt, willst du dich nicht von den Sachen
trennen.“

Der Uhrmacher nahm den Pokal in die Hand.
Er hielt ihn behutsam, zärtlich, wie einen lebendigen
Vogel. Dann schüttelte er den Kopf.

„Nein, noch nicht. Später einmal will ich ihn ver-
kaufen.“

„Weshalb erst später?“

„Weil ich ihn noch ein wenig betrachten möchte,“
sprach Sebastian leise, als schämte er sich.

„Ja, so bleibt es also bei der Armut. Sich an alles

festklammern, was alt ist, und allem ausweichen, was jung ist. Weißt du, Sebastian, du bist ganz so wie Ofen"

"Und du wie Pest," antwortete Sebastian bescheiden.

Leise lächelnd blickten sie einander an.

Anna machte sich unterdessen an dem kleinen Tisch mit den Werkzeugen zu schaffen. Sie ließ die winzigen Uhräder und Federn in das Ölfläschchen gleiten.

Onkel Sebastian mochte ihr die Freude nicht verderben, doch folgte er unruhig jeder ihrer Bewegungen. Als das Kind bemerkte, daß es beobachtet wurde, zog es rasch die Hand zurück, harmlos blickte sie in die Luft.

"Ich langweile mich," sagte sie traurig. "Ich langweile mich sehr. Erzähle etwas!"

"Heute kann ich nicht," antwortete Onkel Sebastian.

"O, du kannst immer, du liest ja immer so viel." Und vorsichtig zog sie aus der Traktasche Onkel Sebastians ein abgegriffenes grünes Büchlein hervor.

"Demokritos oder Die hinterlassenen Schriften eines lachenden Philosophen." Das war Sebastian Ulwings Lieblingsbuch.

"Hier ist es!" rief Anna und schwenkte triumphierend ihre Beute. "Also, erzähle jetzt!"

Der Uhrmacher schüttelte den Kopf. Er dachte noch immer daran, daß er und der Baumeister sich nie verstehen konnten. Er war stolz auf seinen älteren Bruder. Er fühlte seine Kraft und seinen

Willen. Aber sonst wußte er nichts von ihm. Hatte er sich je gefreut, hatte er gelitten in seinem Leben? Hatte er geliebt, oder liebte er niemand?... Sebastian Ulwing dachte an Frau Barbara, an die verstorbene Frau seines Bruders, die Christoph zum Altar führte, weil er es nicht begriffen hatte, daß Sebastian sie schon seit langem liebte, in stiller Liebe. Auf seiner Stirne zogen sich die vielen Runzeln zusammen Wir Menschen quälen einander ahnungslos, weil wir nichts von einander wissen.

Anna ergriff seine Hand und schaukelte sie langsam hin und her.

„Erzähle, erzähle ...“

Unter dem Bogenfenster blätterte Baumeister Ulwing in einem alten Buche.

Onkel Sebastian nahm Anna auf den Schoß. Er blickte in das Gesicht seines Bruders, und langsam, als läse er darin, begann er zu erzählen.

„Ja, mein Kind, das ist eine alte Geschichte. Alter noch als dein Onkel Sebastian. Es war vor der Zeit der Türkenpaschas. Ofen war damals eine gar lustige Stadt. Und in jeder Gasse gab es einen Maskenladen. Viele Leute betrieben einen Handel mit bunten Kleidern für die Mummereien. Zur Faschingszeit zogen die Menschen singend durch die Gassen der Festung. Alte und Junge in allerlei bunten Masken, mit kleinen Laternen — das war eine närrische Prozession.“

Nur Aschermittwoch um die Morgenstunde hatte die Luft ein Ende. Allen Maskenläden wurden Schlösser vorgelegt.... Alle wurden sie geschlossen, bloß in der Fortunagasse blieb ein Laden selbst nach dem Aschermittwoch noch geöffnet. Das ganze Jahr hindurch stand dieser Laden offen.

Allein verstoßen schlichen die Menschen dorthin. Zur Nachtzeit, wenn die Festungstore schon gesperrt und die Feuer an den Straßenecken erloschen waren, kamen sie.

Unter den Kunden gab es welche mit hochmütigen Gesichtern: diese erstanden eine Maske mit bescheiden wohlwollenden Zügen. Die Grausamen nahmen sich eine sanfte, die Ungläubigen eine fromme, die Dummen eine kluge, die Klugen eine einfältige. Aber am zahlreichsten waren die, welche ein Leid hatten und doch eine lachende Maske kauften.

Ja, so war es. Sicherlich war es so," brummte Onkel Sebastian vor sich hin, „und auch das ist sicher, daß die, welche Masken angelegt hatten, sie nie wieder von sich taten — nie wieder. Nur in seltenen Stunden fielen sie manchmal von ihren Gesichtern ab, in dunkler Nacht, wenn sie ganz allein mit sich geblieben waren, oder wenn sie die Liebe ergriffen hatte, oder wenn sie Gold sahen“

Er blickte wieder in das Gesicht seines Bruders und fuhr leise fort:

„Und der Handel kam in Blüte. Fürsten, Prinzen, schöne Prinzessinnen, Priester, Soldaten, Bürger, ja

selbst die Rathsherren der Stadt besuchten den Laden. Die Kunde von ihm brang in die Ferne, bis zu den untern Städten. Auch von jenseits der Donau kamen viele Leute. Schließlich ging jedermann in einer Maske. Niemand sprach davon, jeder trug sie. Und die Menschen vergaßen ihre wahren Gesichter, und keiner wußte mehr, wie der andere in Wirklichkeit aussah. Und keiner weiß es mehr, keiner...."

Onkel Sebastian hatte seine Erzählung beendet. Man hörte das Ticken der Uhren in der großen Stille.

"Das war keine schöne Geschichte," sagte Anna. "Erzähl etwas von den schlimmen Kindern und den Feen! Das ist schöner"

Der Uhrmacher vernahm die Stimme des kleinen Mädchens wohl nicht. Er saß auf seinem niedrigen Stuhle, als horchte er auf die Schritte eines, der sich in der Ferne verlor. Er lauschte dem Nachhall seiner Geschichte, und er dachte an seinen Bruder, an Frau Barbara und an sich selbst.

Der Baumeister klappte das Buch zu. Er stand auf. "Gehen wir! Es ist spät."

Und die beiden Ullwinge verabschiedeten sich voneinander für den Winter.

Auf der Donaubrücke brannten schon die sechzehn Laternen. Ihr Licht tropfte in gleichmäßigen Zwischenräumen in den Strom. Das Wasser spielte eine Weile mit den Lichtstreifen, dann ließ es sie. Schwarz floß es weiter, dem Felsen des Blocks-

berges zu. Im Dunkel fühlte man nur die Kälte der großen unheimlichen Wassermenge.

Es begann wieder zu schneien. Am Ufer erhellte sich hier und dort ein Fenster. Ein Horn erklang von der Donau.

Auf der Brücke erblickte Anna plötzlich ihren Vater. Der junge Ulwing kam mit einem Mädchen unter den Laternen daher: sie neigten sich ganz nahe zueinander. Als sie den Baumeister und das Kind bemerkten, trennten sie sich rasch. Das Mädchen eilte auf die andere Brückenseite hinüber.

Christoph Ulwing rief seinen Sohn an.

Johann Hubert erwartete sie, auf das Geländer gestützt. Er mußte sich immer auf etwas stützen. Als sie zusammentrafen, ergriff er die freie Hand des kleinen Mädchens; er wollte sie zwischen sich und seinen Vater stellen.

Anna begann sich zu fürchten. Ihr war, als geschähe etwas über ihrem Kopfe in der Stille. Sie zog die Schultern zusammen. Die beiden Männer sprachen lange nicht zueinander. Sie gingen in ungleichem, fast feindlichem Schritt; zwischen sich führten sie das bebende Kind.

Christoph Ulwing brach das Schweigen. Bornig rief er aus:

„Du hast versprochen, nicht zu ihr zu gehen, so lange ich lebe! So hältst du dein Wort!“

„Herr Vater, das Kind“

„Sie versteht ja nichts,“ erwiderte der Baumeister hart.

Anna verstand die Worte ganz deutlich, doch was sie hörte, fesselte sie nicht. Sie fühlte klar, daß zwei gegnerische Hände von beiden Seiten ihre Hände drückten und daß zwischen ihr und ihrem Vater jetzt eine Gemeinschaft bestand. Beide fürchteten sich vor einem, der stärker war als sie.

„Ich ging euch entgegen,“ sprach Johann Hubert mit heiserer Stimme. „Ich traf sie zufällig hier auf der Brücke.

Christoph Ulwing blieb stehen.

„Sprichst du die Wahrheit?“

„Ich habe nie gelogen.“ Die Stimme des jungen Ulwing war ehrlich und traurig. Sie klang, als gälte ihm das viel, was er sagte, weil er dafür einen hohen Preis hatte zahlen müssen.

Der Baumeister riß zornig seine Tabaksdose aus der Tasche. Er schlug stark darauf und öffnete sie.

In der Dose lebte seit alter Zeit ein sonderbares, verschollenes Lied. Auf den Schlag war es erwacht. Die Dose begann zu spielen.

„Sapperlot!“ rief Christoph Ulwing und schlug noch einmal darauf, um sie zum Schweigen zu bringen. Doch die Dose klang weiter.

Die beiden Männer verstummten plötzlich, als wäre ihnen jemand mit einem lächerlich rührsamem Ausspruch in die Rede gefallen. Der Baumeister ließ die Dose wieder in der Tasche verschwinden.

Anna neigte den Kopf zu dem Mantel des Großvaters. Dort aus der Tasche her kam ein Klang, als spielte das Orchester von Christophs kleinen Zinnsoldaten. Ein feines, fernes, fernes Klingen.

Sie schloß die Augen halb zu.

Florian wartete mit einer Handlaterne bei dem Pfester Brückenkopf. Viele kleine Laternen bewegten sich im Dunkel der Gassen durch den gleichmäßig stillen Schneefall.

Nun schmiegte Anna den Kopf ganz an die Tasche ihres Großvaters.

„Noch . . .“ sagte sie leise und sog die Musik, die der Dose entströmte, in sich, wie den Lavendelduft von Ramsell Limes Gebetbuch.

Viertes Kapitel

Viele Winter, viele Sommer waren vergangen. Die Kinder zählten die wechselnden Zeiten nicht. Inzwischen war über der Donau von den zwei Uferseiten her eine von Ketten getragene Eisenbrücke entstanden. Sie wurde auch bei Eisgang nicht abgebrochen, sie war schön und blieb das ganze Jahr hindurch an ihrer Stelle. Die Landstraße ließ der Magistrat mit Bäumen bepflanzen. Abends brannten Öllampen in den Gassen, und das Ulwingsche Haus

stand nicht mehr einsam an dem Ufer. Die Baugründe des großen Zimmermanns stiegen gewaltig im Preise. Mauern wuchsen aus dem Sande hervor. Straßen begannen auf der öden Fläche, hörten auf und setzten sich wieder weiter fort. Arbeit, Leben, Häuser. Ziegelhäuser überall.

Alles veränderte sich. Nur Baumeister Ulwing veränderte sich nicht. Sein kluges Auge blieb scharf und klar. Aufrecht ging er in der Kanzlei, auf den Baugerüsten und dem Zimmerplatze umher. Er überragte alle andern um einen Kopf. Im Rathause war er gefürchtet, die Unternehmer haßten ihn. Er aber kaufte und baute unablässig, und allmählich setzte sich, wie ein Aberglaube, bei jedermann die Überzeugung fest, daß sich alles in Gold verwandle, was der große Zimmermann berührte.

In dem ruhigen, sicheren Wohlstand des Hauses tickte die Alabasteruhr einformig weiter, aber die Kinder glaubten nicht mehr, daß es der Zwerg sei, der durch das Zimmer hinkte. Auch daß es keine Feen gibt, wußte Christoph schon lange. Der Großvater hatte es ihm gesagt. Er schrie ihn an und schüttelte ihn fest bei den Schultern.

„Hörst du wohl, es gibt keine Feen, und sie helfen uns nicht. Nur die Schwachen rechnen auf Wunder. Die starken Menschen tun selber Wunder!“

Der kleine Christoph dachte oft an jenen Augenblick zurück, wo ihm der Großvater seine Feen getötet hatte. Er sah in ihm ein furchtgebietendes



höheres Wesen. Er hätte weinen können und grübelte über die Frage, was es dann wohl in der Dunkelheit, im Wasser des Brunnens, in den Flammen eigentlich gebe, wenn keine Feen waren? Was, was kann es geben? Und wie er bekümmert um sich sah, hatten seine Blicke etwas von den verzweifelten Handbewegungen der Ertrinkenden.

Allmählich aber fand er sich darein und nannte „das Ende der Welt“ einen Zimmerplatz, so gut wie die Großen. Seine hellen Augen blickten dann unter den trägen Wimpern gleichmütig in die Luft. Nur in seiner Stimme war etwas von müdem Ernüchtertsein, wenn er die Großen nachahmte und von den Dingen, die seinem Herzen nahe gestanden hatten, in ihrer Sprache redete.

Die Jahre vergingen, und aus der Zaubergrotte an der Hofmauer wurde eine einfache Grube. Aus dem eisernen Tor eine Bodentür, aus den Ofenseen gewöhnliche Flammen. Auch mit den Klaviermäusen war es aus. Wenn manchmal nachts im Klavier eine Saite sprang, saß Christoph mit weitgeöffneten Augen da und blickte lange in die Dunkelheit, die nun leer und öde für ihn war.

„Anna, schläfst du?“

„Ja, schon lange“

„Ich habe einen sonderbaren Traum gehabt von einem Mädchen. Sie hob den Arm und bog sich zurück.“

„Schlafe!“

Wundersam bevölkerte sich vor Christophs Augen die Dunkelheit, die von den Zwergen und Feen verlassen war, seit er nicht mehr an sie glaubte. Er erblickte das Mädchen, von dem ihm geträumt hatte, auch ihr Gesicht, auch ihren Körper. Sie war groß und schlank. Ihre Brust spannte sich. Sie hielt ihre beiden Arme hoch erhoben und wand ihr Haar wie eine schwarze Mähne um den Kopf. Gerade wie die Schwester von Gabriel Hosszu vor dem Spiegel, als er vergangenen Sonntag durch das Schlüsselloch in ihr Zimmer geguckt hatte.

„Anna“

Der Knabe lauschte mit offenem Munde. Alles war still im Hause. Er zog sich die Decke über das Gesicht und begann sich selbst etwas zu erzählen. Er erzählte sich, daß er ein König ist. Er trägt eine goldene Krone und wohnt in einer hohen weißen Burg, oben auf dem Berge. In dieser Burg ist es immer hell. Unschlittkerzen brennen die ganze Nacht hindurch. Sklaven wachen an seinem Bette, sie machen auch statt seiner die Schulaufgaben, und sie bringen ihm eine dunkeläugige Prinzessin. An der Prinzessin klirren Ketten. „Nehmt sie ihr ab!“ befiehlt er.

„Du bist frei!“ Die Prinzessin sinkt vor ihm aufs Knie, fragt, was sie ihm für seine Gnade geben soll. „Löse dein Haar auf und winde es dir wieder um den Kopf.“ Dies sagt er. Er sagt es ganz einfach und lächelt. Und die Prinzessin löst

oft ihre Haare und windet sie oft wieder um die Stirne. Er schlief schon und noch immer lächelte er.

Von nun an erzählte sich der Knabe ähnliche Geschichten. Wenn man zu solcher Zeit ihn anredete, zuckte er zusammen, errötete, als würde er bei Verbotenem betreten. Er nahm seine Schulbücher vor und wollte lernen. Einmaliges Durchlesen genügte ihm, aber er konnte nicht aufmerksam sein und zeichnete Kastele, Mädchen, Kagen mit langen Ohren auf den Rand seines Schulheftes. Unterdessen regten sich in seinem Gewissen die Nebenflüsse der Donau und König Bela IV. und quälten ihn. Schweiß perlte auf seiner Stirne. Er hatte Angst, lernte aber doch nicht. Und morgen würde er in der Schule bestimmt aufgerufen werden. Der Buchstabe „U“ war an der Reihe.

Man rief ihn auf. Er konnte nicht antworten. Eine Fliege summt in der Luft. Ihm schien es, als summt sie in seinem Kopfe, Gabriel Hosszu sufflierte laut. Adam Walter hielt ihm das Buch hin. Der Lehrer zankte. Doch am Ende des Jahres wagte es niemand, Baumeister Ulwings Enkelkind durchfallen zu lassen.

Christoph fühlte, daß ihn unsichtbarer Beistand von allen Seiten umgab. Der Lehrer steckte ihm zu, welche Frage er auf der Prüfung an ihn richten würde. Gabriel Hosszu sufflierte für farbige Kugeln aus dem Lateinischen. Für zwei Kreuzer machte ihm der budlige kleine Gal die Rechenaufgabe.

Ach — es wird schon gehen, dachte Christoph, als er große Angst vor der Schule hatte und, statt zu lernen, Kagen und Mädchen zeichnete und, statt geometrische Zeichnungen zu verfertigen, in einem Winkel des Gartens kleine Männlein aus Tonerde knetete.

„Dieses Kind hat zu allem Geschick,“ sagte Baumeister Ulwing mit Befriedigung und verschloß die Zeichnungen des kleinen Christoph sorgfältig in seiner Schreibkommode.

Christoph empfand Furcht. Was wollen die Großen von ihm? Er verlor die Lust am Zeichnen und knetete auch keine Tonmännlein mehr im Gartenwinkel. Er begann Anna zu beneiden. Die mußte wenig lernen; und niemand erwartete etwas von ihr.

Anna fühlte sich allein zu dieser Zeit. Ihr Auge blickte unruhig, als wollte es immer etwas fragen. Der kleine Körper dehnte sich in die Höhe. Das silberblonde Haar wurde dunkler, als wäre von irgendwo ein Schatten darauf gefallen.

Frau Fäger schob die Brille unter die steife Krause ihrer Haube und betrachtete sie aufmerksam aus ihrem Fenster.

„Jetzt hieltest du den Kopf gerade so wie deine Mutter. Die arme gute Frau Christine.“

Anna stand in der Mitte des Hofes und bog ihren Kopf noch stärker zur Seite, doch konnte sie nicht begreifen, wie ein Kind jemandem ähnlich sein mochte, der schon so alt war, daß er im Himmel wohnte.

Frau Fäger lächelte eigentümlich. Und während dem kleinen Mädchen die niegekannte Mutter, durch ihre erinnerungsleere große Jugend betrachtet, unendlich alt erschien, spiegelte sie sich in dem alten Kopfe der Frau in unendlicher Jugend: jemand, der gestorben und ewig jung geblieben war.

„Frau Christine war sechzehn Jahre alt, als der junge Herr Ulwing bei Ulrich Jörg um ihre Hand anhielt. Sechzehn Jahre war sie alt und brachte ihre Wachspuppe mit sich. Mit ihrem Manne wollte sie Federball spielen im Hofe. Und abends schlüpfte sie immer zu mir herein, damit ich ihr Geschichten erzähle.“

Anna sprang, als hätte man sie gerufen, über Frau Henriettens Schwelle. Im Zimmer roch es nach frisch gescheuerten Dielen. Auf dem großen Schrank standen viele Flaschen mit eingemachtem Obst. Ihre Pergamentkappen taten zuweilen einen leisen Knall in der Stille. Anna hockte auf dem Fußschemel nieder und sah sich um. Das Zimmer strotzte von Handarbeiten. Auf dem Schlüsselhalter war mit gotischen Buchstaben das Wort „Schlüssel“ gestickt, auf dem Sofakissen stand „Schlummere süß“, auf einem Sack „Bürsten“.

Fügers müssen vergeßliche Menschen sein, dachte das kleine Mädchen bei sich. Man sieht es den Dingen an, wozu sie sind, und doch schreiben sie es darauf.

Frau Henriette seufzte. Sie konnte gar betrübsam seufzen. Ihre Nasenlöcher erweiterten sich dabei, und sie schloß die Augen.

„Wie oft hat Frau Christine hier gegessen. Und ich mußte ihr von Gespenstern erzählen. Sie liebte das Gruseln... wie die Kinder. Vor allem hatte sie Angst. Vor Schritten in der Nacht, vor dem Krachen der Möbel, vor der Stimme des Herrn Baumeisters, vor den Geistern. Und abends traute sie sich nicht allein über den Hof zu gehen. Leopoldine mußte sie begleiten und ihre Hand halten.“

„Leopoldine! Wer war das?“

„Meine Tochter...“ Frau Fäger blickte zu einem Bilbe auf, das in der Fensternische hing. Es war ein aus Haar verfertigtes Grab mit einer Trauerweide und rund herum eine Aufschrift in Perlenstickerei: Ewige Liebe.

„Ist auch sie in den Himmel gegangen?“

„Nein. Von ihr darf man nicht sprechen. Fäger hat es verboten.“

„Warum?“

„Das ist nicht für Kinder.“

„Auch Mamsell antwortet so und sagt, der liebe Gott wird mir schon ins Ohr flüstern, was ich wissen soll. Aber der liebe Gott flüstert nicht.“

„Das sagte auch Frau Christine immer. Auch sie wollte gern alles wissen. Wenn die Mägde Kerzen gossen, horchte sie stets auf ihre Reden. Dann wurde sie rot und lachte, sang und spielte Klavier dazu. Und auf dem Zimmerplatze hielten die Burschen in der Arbeit inne und horchten auf.“

Anna zog ihre Knie bis ans Kinn hinauf.

„Auch singen konnte sie?“

Frau Fäger nickte entzückt.

„Das war die Freude ihres Lebens. Sie kam her wie ein Lied, und so ging sie auch von hier. Es klang durch das Haus; kaum hatten wir vernommen, daß sie hier war, war es auch schon zu Ende.“

Das kleine Mädchen hörte nicht mehr, was die alte Frau sprach. Sie ging zur Tür hinaus. Mit einem Male stand sie in dem Zimmer ihrer Mutter. Sie kniete auf das geblühte Sofa. Dort an der Wand hing das Bild, das sie immer sah und doch zum ersten Male jetzt betrachtete. Es war eine zarte Aquarellmalerei, und die es darstellte, schien fast noch ein Kind. Kindlich staunend war auch ihr Blick. Ihre kastanienbraunen Haare glänzten bei dem Scheitelfstreif. Sie waren um einen großen Kamm zu hohen Schleifen geschlungen und schmiegt sich seitwärts in leichten Schläfenlocken an die feinen Wangen. Ihre unentwickelte Schulterlinie verlor sich in die Dekolletage des Kleides. In der Hand hielt sie eine Rose auf eine künstlich-graziöse Art, die ermüden mußte.

Anna hatte das Gefühl, man könnte, wenn sie zurückkäme, über gar vieles mit ihr reden, wovon Mamsell und auch die andern nichts verstanden. Ihr fielen die Töchter des Apothekers Müller ein; die Familie Jörg, Hosszu, der bußliche kleine Gal, der Sohn des Leinwandgroßhändlers Walter, die Münsterschen Kinder. Alle hatten sie eine Mutter. Alle nur sie hatte keine.

Da drängte sich ihr, fast wie ein Hilferuf, ein Wort in den Mund, aber so leise, daß sie es nicht vernahm, daß sie gleichsam nur seine Form auf ihren Lippen fühlte. Dann neigte sie sich nahe zu dem Bilde, und nun hörte sie in der Stille ihre eigene, kleine verschleierte Stimme; das Wort, bei dem man sich zweimal die Lippen küßt, wenn man es ausspricht: „Mama....“

Hastig wandte sie sich um. Sie schämte sich beinahe, so laut zu sprechen, wo doch niemand im Zimmer war, nur der Sonnenschein dort auf dem Klavier.

Anna glitt vom Sofa hinab und öffnete das Instrument. Es war staubig. Sie strich mit ihrem kleinen Finger über eine Taste. Aus dem Klavier kam ein unverhoffter, ein warmer, heller Ton, als hätte sich ein klares Licht entzündet. Plötzlich war es wieder erloschen. Sie drückte eine andere Taste nieder. Noch ein Licht! Sie glitt mit der Hand über viele Tasten. Viele Lichter. Eine ganze Reihe.

Sie bog ihren Kopf zurück und blickte in die Luft, als sähe sie dort die aufleuchtenden, erlöschenden Flämmchen der Töne.

Jemand streichelte ihr Gesicht. Es war ihr Vater. „Möchtest du es erlernen?“

Sie antwortete nicht. Sie hätte gern ohne zu lernen Klavier spielen mögen und singen dazu, so schön, daß die Burschen auf dem Zimmerplatz innehielten, wenn sie es hörten.

Johann Hubert verlor sich in Gedanken.

„Alle Jörgs liebten die Musik. Auch deiner Mutter war sie die größte Freude ihres Lebens.“

Annas grünlänzende blaue Augen wurden groß und ernst.

„Ja,“ sagte sie entschlossen. „Ich will es lernen.“

Am nächsten Tage kam ein Herr von feierlichem Außern in das Haus. Er hieß Kasimir Staviarsky. Das war zu jener Zeit der gesuchteste Tanz- und Musiklehrer der Stadt. Er trug eine kohlschwarze Perücke, ging auf den Fußspitzen, wiegte sich in den Hüften und bekam dreißig Kreuzer Kurantmünze für eine Stunde. Oft erwähnte er, daß er von polnischen Königen abstamme. Wenn er sich ärgerte, sprach er polnisch.

Am Ende der Stunde hatte Anna gar vieles von ihm erfahren. Staviarsky erzählte ihr von Chopin und der Pester bürgerlichen Liedertafel, von Mozart und von Großvater Jörg, der ein tüchtiger Cellist war und an Sonntagen in der Kirche der Franziskaner die Orgel spielte.

Das kleine Mädchen begann sich allmählich für Großvater Jörg zu interessieren, mit dem sie sich bisher wenig befaßt hatte. Er war anders als die Ullwinge. Die Kinder fanden ihn absonderlich und tuschelten hinter seinem Rücken, wenn er in seinem Bücherladen händereibend vor den spärlichen Kunden diente.

Anna errötete bei solcher Gelegenheit. Sie liebte es nicht, dies zu sehen, und blickte zu ihrem Großvater Ulwing auf. Der machte vor niemandem Verbeugungen.

Die Buchhandlung Ulrich Jörgs befand sich an der Ecke der Schlangengasse. Neben dem Eingang stand eine Holzbank an der Mauer. Inmitten der Gasse breitete ein alter Apfelbaum seine Äste aus, dem die seltenen Fuhrwerke mit Gepolter auswichen.

Anna steckte ihren Kopf durch die Thür. Baumeister Ulwing nahm seinen grauen Zylinderhut ab.

Der ganze Laden war erfüllt von dem Duft der Apfelblüten, und Großvater Jörg kam mit zierlichen Bewegungen hinter dem bis zur Decke reichenden Bücherregal hervor, das den Ladenraum in der Mitte durchquerte. Vor dem Regal machten die Kunden ihre Einkäufe. Hinter das Regal konnte man von der Gasse aus nicht sehen. Dort saßen bei einer Unschlitzkerze einige Herren, meist in ungarischer Kleidung, auf dem Sofa. Sie sprachen erregt untereinander.

An jenem Tage waren es mehr als gewöhnlich. In der Mitte, am Schreibtisch, saß ein magerer, mit einem Dolman bekleideter junger Mann. Jemand nannte seinen Namen. Er hieß Alexander. Alexander Petöfi.... Sein bloßer Hals ragte schlank aus dem umgebogenen weichen Hemdkragen hervor. Sein Haar war ungekämmt, seine Augen wunderbar groß und feurig.

Zum ersten Male in ihrem Leben fiel es Anna

auf, wie schön ein Menschenauge sein konnte. Doch dann bemerkte sie, daß der junge Mann während des Sprechens mit seinen krummgetretenen Stiefelabsätzen die Messingbeschläge von Großvater Jörgs Schreibtisch bearbeitete und mit seinen maßlosen Bewegungen alles umstieß. Sie fand ihn unrespektvoll, ging vor das Regal zurück und las weiter in dem Buche, das der Großvater für sie ausgewählt hatte. Es handelte von einem schottischen Knaben, den man Robinson Crusoe nannte.

Andere Leute kamen in den Laden. Keiner kaufte ein Buch. Und die Alten sahen aus, als wären sie jung.

Hinter dem Regal sprach unterdessen der fieberhaft erregte junge Mann immerfort weiter, und zeitweilig hörte man seine Stiefelabsätze an die Messingbeschläge klopfen. Anna merkte nicht auf seine Rede. Das Buch fesselte sie. Trotzdem klang ein Wort von drinnen immer wieder an ihr Ohr. Doch das Wort drang nicht in ihr Bewußtsein. Es blieb ein Schall, der sich wiederholte.

Ein Herr stellte sich in die Mitte des Ladens. Sein Gesicht war knochig, unter dem Kinn trug er einen Bart. Aus der Tasche seines enganliegenden Weinkleides hing ein verschnürter Tabaksbeutel heraus.

Sein Nachbar stieß ihn an.

„Du kannst reden. Wir sind unter uns.“

Der Knochige zeigte ein Papier.

„Seit dem Morgen jage ich vergebens die Gassen ab. Die Leute wollen ihre Haut nicht zu Markte tragen. Keine Buchdruckerei in ganz Pest, die diese Proklamation setzen wollte.“

Wie sich Ulrich Jörg über das Papier neigte, glänzte sein kahler Schädel auf. Die gelblich-grauen spärlichen Haare um sein Ohr bewegten sich auf komische Weise.

„Das ist keine Proklamation,“ flüsterte jemand, „das ist Revolution.“

Ulrich Jörg streckte seine Hand vor.

„Meine Druckerei übernimmt den Auftrag. Ich drucke die Proklamation.“

So einfach sagte er dies, daß es Anna nicht begriff, weshalb auf einmal alle Herren sich um ihn drängten. Doch als sie ihn ansah, fand sie ihn nicht mehr absonderlich. Seine Augen strahlten unter den greisen Wimpern, und er glich dem Apostel Peter in der kleinen Bilderbibel.

Zwei Burschen liefen an der Tür vorbei.

„Freiheit!“ schrien sie gellend.

Anna erkannte das Wort, das sie vorhin hinter dem Regal immer wieder gehört hatte. Auch diese wollen dasselbe. Wie einfach: jeder will dasselbe. Freiheit! Und ihr schien es, als wäre dieses Wort einem andern ähnlich. Etwas anderem... Mit einem Male fielen ihr die fieberhaften Augen jenes ungebärdigen jungen Mannes ein.

Vom Rathause her kamen Menschen durch die

Straße gelaufen. Gefellen, Frauen, Studenten, Mägde. Auch die Komödianten des deutschen Theaters waren darunter. Anna erkannte den Raubritter und die Königin. Ihr Kleiderrock war ausgefranst.

„Hoch die Pressfreiheit! Nieder mit der Zensur!“

Baumeister Ulwing, der bis jetzt fast teilnahmslos schien, nickte zustimmend. Er dachte an den Ofener Zensor. Dann mußte er über sich selber lächeln. Wie eng der Winkel, aus dem wir die Welt betrachten, die doch so groß ist.

Wieder klangen viele Tritte auf dem steinernen Pflaster. Andere kamen. Auch diese liefen mit weiten Sprüngen, stießen aneinander. Da erklang von draußen eine Stimme, die sich, als wäre sie dem großen Frühling entdrungen, allgewaltig durch die Luft verbreitete.

Jemand sprach

In der Buchhandlung wurde es still. Die Menschen erhoben sich. Die Stimme Ludwig Kossuths rief sie. Gegenüber öffneten sich die Fenster der Häuser. Das ungarische Wort drang in die deutschen Bürgerwohnungen. Es erfüllte die dumpfigen Zimmer, die altertümlichen Läden, die Gassen. Und wo er hinkam, schlug Feuer empor. Diese Stimme war die Musik der Flamme.

Christoph Ulwing ging zur Thür. Doch an der Schwelle blieb er stehen. Der ganze Laden kam in Bewegung. Die Menschen drängten sich um ihn

hinaus. Ulrich Jörg lief mit kleinen Schritten neben dem vierschrötigen Lehrling einher. Alle liefen sie. Auch der Baumeister mußte unwiderstehlich laufen.

Von der Gasse rief er zu Anna zurück:

„Du bleibst hier!“

Der Laden wurde ganz leer. Das kleine Mädchen blickte beklommen um sich, dann stützte sie den Kopf auf den Türpfosten, als horche sie einer Musik. Sie hörte jemand reden, doch sehen konnte sie ihn nicht. Er war ihr zu ferne. Nur die Seele dieser Stimme gelangte zu ihrem Ohr, dennoch fühlte sie, daß ein befremdend Neues an ihr geschah. Ein schöner Schauer rieselte über ihren Rücken. Die Stimme berauschte sie und wiegte sie ein, zog sie und trug sie mit sich fort. Sie widerstand nicht, gab sich ganz dem Zauber hin. Und unbewußt verschmolz die kleine Anna Ulwing mit dem großen ungarischen Frühling, der zum erstenmal jetzt zu ihr sprach.

Als die Stimme im Unsichtbaren verstummt war, donnerte die Menge auf.

Vor dem Laden begann ein Student aus voller Kehle zu singen. Mit einem Male erbrauste über die ganze Gasse das Lied, das Anna später so oft hören sollte. Der Student kletterte rasch auf den Apfelbaum. Wild schwenkte er seinen Hut. Sein Gesicht glühte. Die Äste bewegten sich unter ihm. Blüten schneiten herab und bedeckten das Pflaster.

Auch Anna hätte gern ihr Taschentuch geschwenkt. Und singen wollte sie, wie der Student. In der

Luft schwamm eine allumfassende unendliche Freude. Die Menschen umarmten einander und liefen.

„Freiheit!“

Eine sonderbare Gestalt näherte sich vom Ende der Gasse. Der Mann kam neben den Mauern der Häuser daher mit vorsichtigen, schwankenden Schritten. Er blieb wiederholt stehen und lugte mißtrauisch um sich. Sein violetter Frack wippte komisch, seine weißen Strümpfe schlotterten faltig über den Schnallenschuhen.

Anna empfand eine ängstliche Verlegenheit. Noch nie hatte sie Onkel Sebastian in Pest auf der Gasse gesehen. Fast gegen ihren Willen trat sie hinter die Tür zurück. — Vielleicht sieht er mich nicht. Vielleicht geht er weiter Und ihr fielen die zwei fieberischen Augen ein, und das Wort, das klang, als ob man „Jugend“ sagte. Und die Stimme Und das Lied Onkel Sebastian war so alt und so ferne.

Anna senkte den Blick. Die rostigen Schnallen der schweren Schuhe näherten sich ihr langsam.

Der Student oben auf dem Baume lachte laut:

„Was ist denn das für eine Vogelscheuche? Was für alte Zeiten spazieren hier?“

Anna wurde traurig. Tränen kamen ihr in die Augen. Jetzt wußte sie, wie sehr sie ihren Onkel Sebastian liebte.

„Er gehört mir!“ rief sie verzweifelt und breitete ihre Arme dem alten Mann entgegen.

Onkel Sebastian bemerkte von alledem nichts. Er setzte sich auf die Bank vor der Buchhandlung, legte den Hut auf die Erde und trocknete sich mit einem großmächtigen bunten Taschentuch die Stirne.

„Da bin ich zur rechten Zeit gekommen. Das fehlte noch. Welch eine Konfusion. Wohin soll das führen? Wohin soll das führen?“....

Anna fühlte sich wieder ferne von ihm, dennoch saß sie ganz nahe an seiner Seite; mögen es die fremden Menschen, die Onkel Sebastian vorhin ausgelacht hatten, nur sehen, daß sie beide zusammengehören.

Fünftes Kapitel

Der Wind blies den Frühling von dem Apfelbaum in der Schlangengasse fort. Auch der Sommer verging.

Anna preßte die Stirn an das Fensterglas. Von draußen kam ein Klang, als würde unter der Erde getrommelt: auf dem Bürgersteig hallte der schwere Schritt der neuen Nationalgarde. Auch das Haus vernahm den Klang und wiederholte ihn unter der Lormölbung.

Oft konnte man jetzt aus dem Fenster Soldaten sehen. Und wenn Ramsell Lina Anna zu der Kloster-

schule der englischen Fräulein begleitete, waren die Mauern der Häuser mit bedruckten Papieren vollgeklebt. Die Menschen auf der Straße scharten sich zu Gruppen. Sie streckten ihre Hälse vor. Auch Anna wäre gern stehen geblieben, aber Jungfer Lina ließ es nicht um die Welt zu.

„Wohlstandige Personen hungern nicht an den Gassenecken.“

Am Straßenrand schlenderte ein Knabe.

„Was steht auf den Papieren?“ fragte ihn Anna im Vorübergehen.

„Kriegsnachrichten“, und der Knabe begann zu pfeifen. Ein altes Mütterchen bog um die Ecke, sie trocknete sich mit dem Schürzenzipfel die Augen.

„Kriegsnachrichten“. Anna starrte die alte Frau an. Und plötzlich erhielt dieses Wort einen traurigen Klang in ihrer Vorstellung.

Während des Mittagessens betrachtete sie ihren Großvater und ihren Vater aufmerksam. Sie redeten von Geschäftsangelegenheiten, waren dabei ganz ruhig und aßen mit gutem Appetit.

Jeder ist so wie immer, dachte Anna. Die Kriegsnachrichten sind vielleicht gar nicht wahr. Mit einem Male verschwand das Ganze aus ihrem Sinn. Der Vater sprach davon, daß die Kinder Tanzstunden nehmen würden. Jeden Sonntag nachmittag im Erziehungsinstitut der Baronin Geramb.

„Es ist ein vornehmes Institut,“ sagte Johann Hubert. „Auch Baron Szepeßy läßt seine Töchter

hingehen, und Herr von Bajmoczy, der Septemvir.“ Den Namen Bajmoczy sprach er langsam und ehrerbietig aus, dann sah er sich um, als wollte er die Wirkung seiner Worte sehen.

Sonntag dachte Anna sogar während der Messe an die Tanzstunde. Sie stand auf, kniete nieder, war gar nicht bei der Sache. Zerstreut zeichnete sie mit dem Finger die Buchstaben nach, die in die Lehne der Kirchenbank gegraben waren: Familie Ulwing Hier durfte niemand anders sitzen als sie, die Familie Ulwing, und diese Bank war die nächste zum Altar.

Der Weinhändler Gal und seine Frau standen dort unter der Kanzel. Auch Herr Walter, der Leinwandgroßhändler aus der Göttergasse, hatte keine Bank für sich. Sogar die Familie Hosszu saß weiter hinten, obwohl sie Wassermühlen besaßen und von den Müllern an der Donau begrüßt wurden.

Anna teilte die Leute des Stadtviertels nach den Bänken in Klassen ab. Gerade während der Wandlung, wie sie sich mit der kleinen Faust stark auf die Brust schlug, entschied sie, daß ihr Großvater vornehmer ist als alle andern Leute.

Der Baumeister Ulwing neigte währenddessen den Kopf, er betete in demütiger Andacht.

Als Anna auffah, bemerkte sie etwas Sonderbares. Der kleine Christoph war gegen den Altar gewendet und blickte dennoch zur Seite. Sie sah nach derselben Richtung: ihr Blick blieb an Sophie

Hoffzu haften. Sophie stützte die Stirn auf ihre gefalteten Hände, und man sah nur ihr Profil. Lange schwarze Wimpern beschatteten ihre halbgeschlossenen schönen Augen. Aber jetzt saß Christoph schon mit gesenktem Blick steif in der Bank. Anna kam es zu lachen.

Dann schlichen die Stunden träge hin; es dauerte lange, bis der Nachmittag kam. Die Kinder wurden unruhig. Vorwurfsvoll sagte Anna zu der Magd, als sie die Ledertiefelchen aus dem Wandschrank holte:

„O, Netze, weißt du's denn nicht? Heute darf ich ja die neuen Prünellestiefeletten anziehen.“

Ihr apfelgrünes Kleid von Kaschmirmusselin hing am Fensterriegel, und das schwarze Samtmäntelchen lag ausgebreitet auf dem Fortepiano. Anna wohnte seit dem verflossenen Sommer in dem Zimmer, das einst Frau Christinen gehört hatte; das alte Kinderzimmer war ganz dem Knaben verblieben. Auch Christoph stand vor dem Spiegel. Er zog sich einen Scheitel durch das weißglänzende blonde Haar, das sich so flaumweich theilte, als hätte es der Wind zur Seite geweht. Er gefiel sich. Während er den ungestärkten Hemdkragen über seine Schultern breitete, begann er zu pfeifen. Nach einmaligem Hören behielt er jede Melodie. Er pfiff so schön wie ein Vogel.

Im Lärmweg hallte das Geräusch der Räder wider. Die beiden Säulenmänner blickten in die enteilende Kutsche hinein.

Vor dem Institut der Baronin Geramb an der Ecke des Sebastianplatzes standen schon drei Wagen. Auf dem Boß des einen saß ein Livreedienner neben dem Kutscher. Dies wirkte erhebend auf Christoph, und er dachte daran, daß man nächsten Sonntag auch Florian mitbringen mußte.

„Vergeßt nicht, den Damen artig die Hand zu küssen,“ sagte Johann Hubert, während sie durch einen dunklen Vorraum gingen. Die hohe weiße Glastür führte in ein unwohnliches, kahles Zimmer. Auf den Schränken brannten verbogene Unschlitzkerzen. In ihrem unfreundlichen Lichte tänzelte Staviarsky auf den Fußspitzen vor den Knaben mit Umlegtragen und den kleinen Mädchen in Reifröcken. Zwischen den weitgeöffneten Flügeln der ins Nebenzimmer führenden Tür saßen auf steifen Stühlen Herren und Damen. Sie betrachteten die Kinder durch Lorgnonn.

Christoph erblickte plötzlich Sophie Hosszu unter den Großen. Ihr Bruder Gabriel hatte ihm gesagt, daß sie hinkommen würde, trotzdem suchte er zusammen.

„Küsse schön die Hand,“ flüsterte Johann Hubert. Der Knabe verneigte sich so beflissen, daß seine Nase an die elfenbeinartige Hand der Baronin Geramb stieß. Er küßte auch den andern Damen die Hand. Als er vor Sophie gelangte, sah er einen Augenblick hilflos auf das junge Mädchen. Sophie zog die Hand rasch fort und lachte laut.

„Mais Sophie“, sagte die Baronin Geramb mit ihrer erloschenen Stimme, und die langen Schläfenlocken um ihr gelbes Gesicht erbehten. Sie war unzufrieden mit ihrem einstigen Zögling. Christoph stolperte über einen Reifrock. Es kam ihm das Weinen an.

Im andern Zimmer hielt Staviarsky die Schöße seines Lusterfracks hocherhoben in beiden Händen. Er zeigte einem Fräulein von Bajmoczy, wie man sich zu verbeugen habe.

„Demoiselle Berta, bitte aufzupassen“, dabei murmelte er etwas auf polnisch.

Alle wußten, daß er böse war.

In der Thür entstand eine Bewegung. Frau Septemvir von Bajmoczy ging zu ihrer Tochter. Ihr Seidenkleid rauschte über die Dielen. Sie war groß und dick, stemmte den Kopf in den Nacken und sah immer von oben herab.

Dies erzürnte Staviarsky noch mehr; er sog an den schmalen Lippen und blickte suchend um sich.

„Demoiselle Ulwing zeigen Sie doch, wie man sich verbeugt!“

„Aber ich weiß es ja noch nicht! . . . “ Anna sagte dies sehr leise, und es war ihr, als klebten ihre Sohlen an der Diele. Sie vermochte sich nur langsam auf den Fußspitzen vorwärts zu bewegen. Ihr Kopf war zur Seite geneigt, die Schläfenlocken streiften ihre Schulter, und die Hand klammerte

sich an das Kaschmirröckchen. Staviarskys Stimme schnarrte in der Stille:

„Eins zwei Kompliment.“

Johann Hubert saß unterdessen feierlich auf dem unbequemen hohen Stuhl und lehnte sich — gegen seine Gewohnheit — nicht ein einziges Mal zurück. Anna schien es, als nickte er beifällig. Jeder nickte. Wie gut sie alle zu ihr waren. Sie wollte zu Berta von Bajmoczny gehen, doch Staviarsky winkte, und die Lektion nahm ihren Fortgang.

Die Woche über ging es schlecht mit dem Lernen in der Schule, und Christoph bekam zweimal Strafaufgaben.

Dann wurde es wieder Sonntag. Viele Sonntage folgten einander, und im kalten, strengen Salon der Baronin Geramb lernten die Kinder schon die Gavotte.

Es war an einem grauen Herbstabend. Die Lektion ging zu Ende; die Unschlittkerzen auf den Schränken waren fast heruntergebrannt. Staviarsky brummte polnische Worte. Berta von Bajmoczny stolperte über ihre eigenen Füße. Plötzlich begann sie zu weinen. Die Baronessen Szepessy eilten auf sie zu. Ein kleines Mädchen, Martha von Illey, stand in der Mitte des Zimmers und lachte gassenbubenhaft. Auch Anna und die Knaben mußten lachen.

„Mes enfants Silence!“ Die Stimme der Baronin Geramb klang erloschen, ihre Miene war streng.

Es wurde still. Berta rieb sich zornig die Augen. Ihr Blick fiel auf Anna.

„Seit diese herkommt, geht alles schlecht.“

Clemence Szepessy nickte zustimmend und rümpfte ihre spitze Nase. Doch Anna sah es nicht, ihr Blick blieb verwundert an ihrem Vater haften. Er stand neben Sophie Hosszu an den hohen weißen Türflügel gelehnt. Die eine Hand hielt er in dem Ausschnitt seiner fleingeblimten Gourgouranweste, mit der andern streifte er, so oft er sich zu dem Mädchen neigte, sein dichtes blondes Haar zurück, das mit linienschönem Schwunge in seine Stirn wuchs. Er lächelte. Anna hatte bis jetzt nie bemerkt, daß ihr Vater noch jung war....

Die Tanzstunde ging zu Ende. Als Anna die schwachbeleuchtete Treppe hinabstieg, hörte sie hinter sich sprechen. Sie stand gerade an einer Biegung der Wendeltreppe, so daß man sie von oben nicht sehen konnte.

„Ihr Großvater war ein gewöhnlicher Zimmermann,“ sagte die Baronesse Clemence.

„Par exemple, was ist das, ein Zimmermann?“

„Nun, das ist so einer,“ klang es wieder von oben, „wie die Männer, die voriges Jahr bei uns an den Speicherbalken gearbeitet haben.“

„Solche Leute wie diese Ulwings gehören nicht unter Adelige.“ Das war die Stimme Bertas.

Anna begriff im ersten Augenblick nicht, von wem sie redeten; erst später wurde es ihr klar. Von

ihrer Großvater wagte man so zu sprechen? Von Baumeister Ulwing? Der in der Kirche in der ersten Reihe saß? Vor dem selbst die Magistratsherren mit dem Hut in der Hand standen!...

Sie wandte sich rasch um. Die von oben Kommenden standen ihr gegenüber, und mit einem Male zogen sich alle gegen das Geländer zurück. Anna blickte betroffen und traurig. Sie hatte etwas gesehen, was häßlich und böse war, was ihr die, die sie liebten, geheim gehalten hatten. Zum ersten Mal in ihrem kleinen Leben begegnete sie der menschlichen Bosheit. Bis jetzt hatte sie geglaubt, daß jeder gut wäre... Etwas verblich in ihrer Seele, das bisher allen Menschen wahllos mit offenen Armen entgegengegangen war...

Auf der Heimfahrt saß sie stumm in der Kutsche. Ihr Vater sprach von der Familie des Septemvirs von Bajmoczy. Auch jetzt sprach er den Namen gewichtig und mit Ehrerbietung aus. Anna sah ihn fast entrüstet an. Doch nur einen Augenblick lang schmerzte es sie, daß ihr Vater und Christoph so zufrieden waren. Sie biß die Zähne zusammen, und schon hätte sie ihnen nicht wiederholen können, was sie auf der Treppe gehört hatte. Sie bemitleidete sie mehr als sich selber. Und mit diesem unbewußten Erbarmen ihrer kleinen Frauenseele nahmen die kindlichen Schultern zum ersten Male auf sich die lebendige Last des Schweigens, woran das Glück und der Friede der Menschen geknüpft sind.

Sechstes Kapitel

Es war wieder Sonntag. Christoph ging allein mit seinem Vater in das Gerambsche Institut.

„Ich möchte zu Hause bleiben,“ sagte Anna mit ihrer umflorten kleinen Stimme, und ihr Blick war so bittend, daß man sie gewähren ließ.

Nachmittags, zur gewohnten Stunde, erklang die Ziehglocke unter dem Thor. Onkel Sebastian stand zwischen den Säulenmännern.

Anna lief ihm entgegen. In der grünen Stube nickte der Baumeister von seinem Schreibtisch.

„Setz Euch“, sagte er während er enge Zahlenreihen in ein Geschäftsbuch schrieb. Nur als Nette auf dem mit Papageien gezierten Dönerbrett den Kaffee brachte, legte er die Feder fort. Der Dampf aus der Milchkanne kräuselte sich gelb im Scheine der Kerzen, der Kaffeegeruch verbreitete sich im Zimmer, und die beiden alten Männer begannen, von vergangenen Zeiten zu sprechen.

„Ja, Anno dazumal war es besser,“ brummte Onkel Sebastian am Ende jedes Satzes, ohne auch nur ein einziges Mal diese Behauptung zu begründen. Dabei tauchte er große Brocken von dem Sandkuchen in seinen Kaffee. Die Krumen fegte er sorgfältig in seine Hand und steckte sie in die Westentasche für die Vögel.

Anna fiel es auf, daß ihr Großvater mit Onkel

Sebastian nicht so sprach wie mit den Erwachsenen, sondern eher in der Weise, wie er mit ihr und mit Christoph zu sprechen pflegte. Anfangs schien er nachsichtig, dann wurde er ungeduldig.

„Also war es damals besser?“ Und der Großvater begann von einem Adels Herrn zu erzählen, der seinen Leibeigenen halbtot prügeln ließ, weil er vor dem Schlosse Blumen gepflückt hatte. Er pflückte sie für seine Braut. Das Mädchen war schön. Der Herr warf ein Aug auf sie, ließ seinen Leibeigenen gegen Bonaparte anwerben und unter die Grenadiere stecken auf Lebenszeit.

„Jetzt gehen die Adelligen selbst in den Krieg, und bei uns teilen sie sogar Grund und Boden mit ihren alten Leibeigenen. Verstehst du das, Sebastian? Ohne Zwang tun sie es, aus freiem Willen.“

„Sind auch wir Adelige?“ fragte Anna aus der Ecke des gestreiften Sofas.

Die beiden Alten blickten einander belustigt an und begannen zu lachen. Inzwischen holte der Baumeister ein abgegriffenes kleines Buch aus dem Schreibsekretär. Auf dem Deckel war ein Doppeladler abgebildet, der das ungarische Wappen in seinen Krallen hielt.

„Das ist mein Adelsbrief. Hab weder mich noch einen andern dafür verkauft.“

Anna öffnete das Buch und buchstabierte langsam die verschnörkelte altmodische Schrift.

... Preßburg Anno Domini 1797.... Christoph

Ullwing. Alter: Sechzehn Jahre. Wuchs: hoch. Gesicht: länglich. Haare: blond. Augen: blau. Gewerbe: bürgerlicher Zimmergeselle.

Anna errötete.

„Ich war dieser Wandergesell,“ und der Baumeister legte die Hand auf das Wanderbuch. Dann sah er mit ernstem Selbstgefühl im Zimmer umher, als wollte er mit den Augen auf das, was er erworben hatte, hinweisen. Anna verstand jetzt zum ersten Male diesen Blick ihres Großvaters.

„Ein freier Bürger bin ich!“ sagte Christoph Ullwing. Der kurze Klang seiner Stimme gab diesem Worte Schönheit und Kraft. Und Anna ahnte unbewußt mit ihrem kleinen Kopfe die stolze Kopfhaltung des Großvaters nach.

Die Gedanken Sebastian Ullwings hatten einen langsameren Gang; sie blieben an dem Wanderbuch haften.

„Erinnerst du dich?...“ Und dieses Wort trug die Alten wieder weit zurück über verflossene Jahre. Sie sprachen von der Postkutsche. Sie stürzte bei dem Hatvaner Thor. Und von dem Wiener Stafettenreiter, den sie im Einkehrwirthshaus zu den Drei Rosen betrunken machten — hahaha, die strammsten Handwerksleute, der Waffenschmied, der Chirurg und die übrigen packten den Stafettenreiter mit ihren tüchtigen Fäusten, der Glockengießer schnitt ihm den Zopf ab, und da steckte noch Draht darin, damit sich das Zöpfchen an der Spitze hübsch aufdrehe.

Den Baumeister begann das Thema zu langweilen. Er wurde nachdenklich.

„Zopfig war alles in jener Zeit, und die Menschen trugen den Zopf auch in ihrem Gehirn. Da ist es heute doch besser . . .“

Sebastian Ulwing schüttelte hartnäckig den Kopf. Dann erhellte sich sein Blick, als hätte er die Erklärung und den Grund aller seiner Behauptungen entdeckt.

„Wir waren jung damals,“ er sagte es bescheiden und lächelte dabei. „Mir dreht sich der Kopf, wenn ich daran denke, wie du das Dach des Pfarrhauses geschindelt hast. Du saßest auf dem Balken, und deine Füße baumelten über der Donau. Da würde es dich aber tüchtig schwindeln, wenn man dich heute hinaufschickte.“

Anna schaute unbeweglich auf die Hand ihres Großvaters, die neben ihr auf dem Tische lag. Selbst wenn sie ruhte, war sie zur Faust geballt. Und als mußte sie das Vergehen jener hochmütigen fremden Mädchen gutmachen, neigte sie sich langsam über die Hand und küßte sie.

„Was gibt's?“ Christoph Ulwing zog zerstreut seine Hand zurück.

Anna schlug die Augen nieder und hatte das Gefühl, als hätte sie mit ihrem Handfuß etwas gestanden, was die übrigen nicht begriffen. Dann schlüpfte sie unbemerkt durch die Tür. Im Sonnenzimmer lag ein Heft auf dem Notenschrank. Es war in grüne

Moiréseide gebunden, ein goldgepreßter Kranz umrahmte das Wort „Kinderlieder“. Auf der ersten Seite stand in vergilbter Schrift: „Christine Jörg Anno 1822.“ Anna setzte sich ans Klavier, ihre kleinen Finger irrten eine Weile auf den Tasten umher, dann begann sie mit leiser Stimme zu singen:

Zwei Wanderbursche zogen
Hinaus ins ferne Land ...

Zaghaft ungelübt erklang das Lied. Doch die Stimme, die beim Sprechen stets umflort war, strömte im Singen rein und voll aus ihrer Brust. Sie selbst bemerkte dies, und da war es ihr, als hätte sie bisher ihr ganzes Leben hindurch geschwiegen. Jetzt erst begann sie zu sprechen, jetzt, da sie sang. Und es war ein neues, wundervolles Gefühl, daß man so alles zu sagen vermochte. Und die übrigen konnten sie nicht auslachen, und ihr Großvater konnte seine Hand nicht zurückziehen.

... Zwei Wanderbursche zogen
Hinaus ins ferne Land.

Onkel Sebastian stand vom Sofa auf und öffnete vorsichtig die Thür des Eßzimmers. Die zwei alten Männer schwiegen lange.

Christoph kam aus der Tanzschule nach Hause und stürmte lärmend in Annas Zimmer. Seine Augen leuchteten in unschuldsvollem Glanze. Er hatte eine weiße Blume im Knopfloch, seine Hand griff wiederholt nach ihr. Er stützte einen Ellenbogen

auf das Klavier, hielt das Kinn in die Hand geschmiegt und redete, redete . . . Anna betrachtete den Bruder erstaunt. Sie fand ihn hübsch. Das mädchenhaft gewellte Haar bedeckte anmutig des Knaben halbe Wange, die etwas aufsteigende Linie seiner kurzen Nase zog die Oberlippe in die Höhe, und dies gab seinem Gesicht einen reizvoll-verwunderten Ausdruck, der bei keinem einzigen Ulwing zu finden war. Anna blickte unwillkürlich zu dem Bilde ihrer Mutter.

Vor dem Schlafengehen suchte Christoph ungeduldig sein Gebetbuch, konnte es aber in dem Wirrwarr seines Schrankes nicht finden. Er barg die Blume unter seinem Kissen.

Lange lag er mit offenen Augen wach in der Dunkelheit. „Auf Wiedersehen . . . kleiner Christoph,“ sagte er auf einmal zu sich selbst und bemühte sich dabei, Sophiens Stimme nachzuahmen. Dann strich er mit der Hand über sein Haar, langsam, zerstreut, so wie es Sophie gethan, als sie mit seinem Vater sprach.

Er empfand ein stilles Entzücken, wiederholte die Liebesung und das Wort: „Kleiner Christoph. . .“ Er wiederholte es, bis es verblaßt war. Jetzt hörte er nur seine eigene Stimme und fühlte nur seine eigene Hand. Der Zauber war verflogen, und er schloß ein auf Sophiens Blume.

Der Morgen dämmerte noch kaum, als der Baumeister Ulwing am nächsten Tage in das Eßzimmer ging. Er stand immer früh auf und liebte es allein

zu frühstücken. In der Mitte des Tisches brannte eine Kerze, ihr Schatten flackerte unstill im Spiegel der Servante zwischen dem Porzellangeschirr. Der Schatten der Stühle dehnte sich an der Wand.

Christoph Ulwing überflog die Zeitung. Lorheiten, dachte er; schicken uns aus Wien einen Kommissarius mit kaiserlicher Vollmacht. Wozu? Das dichtgedruckte kleine Zeitungsblatt enthielt übrigens keinerlei neue Nachricht. Als wären wieder die Zensoren am Werke.

Er nahm die Kerze und ging zur Kanzlei hinunter. Auf dem Tische lag eine Menge von Papieren, die alle mit Johann Huberts gleichmäßigen, pedantischen Schriftzügen bedeckt waren. Der Baumeister neigte sich über die Arbeit, seine Feder knisterte heftig, mit Unterbrechungen, stoßweise gleichsam.

An der Wand gegenüber erhellte sich allmählich der in Goldbleisten gerahmte farbige Plan von Pest-Ofen. Um ihn herum hingen Grundrißzeichnungen und Entwürfe. Das Sofa neben dem Ofen war gleichfalls mit Schriftstücken bedeckt.

Draußen ertönte das Geräusch von Schritten in der Morgenstille. Die Köpfe der Vorübergehenden warfen zeitweise Schatten durch das niedrige Fenster: unter der Feder Christoph Ulwings schwebten kleine runde Wolken auf dem Papier. Andere kamen und verschwanden wieder. Die Zeit verging. Da, mit einem Male, brach ein rasendes Getrappel von laufenden Schritten durch die Stille. Es zog sich nach der

Donau. Hochgeschwungene Sensen blinkten in der Luft.

Die Mägde liefen vors Tor.

„Was gibt's?“

Eine Stimme rief zurück:

„Sie haben den Wiener Kommissarius an eine Laterne geknüpft.“

„Nein in Stücke gerissen....“

„Erstochen auf der Schiffbrücke.“

„Ist er tot?“ fragte jemand, der von hinten kam.

Der Baumeister legte die Feder aus der Hand. Er sah auf das Fenster, mit einem Ausdruck, als grinse ihm daraus eine unwahrscheinliche schreckhafte Frage entgegen. Seit Monaten nahte das heran. Nun war es also da.... Ohne allen Grund nahm er die Schriftstücke mehrere Male zur Hand und legte sie wieder auf den Tisch.... Auch daran muß man sich gewöhnen. Sein schiefes Kinn fügte sich hart in die Kragenöffnung, und er addierte die Zahlen, die in langen Säulen das Papier bedeckten, noch einmal.

Jrgendwo draußen sang man das zündende Lied, das Anna im Laden von Großvater Jörg zum ersten Male gehört hatte. In der Küche schlug Netze die Sahne nach dem Lakte. Und am Abend wurden, wie an jedem andern Tage, die Laternen auf der Schiffbrücke angezündet; auch die, unter der heute ein Mensch gestorben war, brannte mit demselben ruhigen Licht wie alle andern. Die

Straßen schwiegen schon über das Geschehene, und in der Dunkelheit wusch die Donau die blutige Hand der Stadt.

Siebentes Kapitel

Samstag abend kam ein Brief von der Baronin Geramb: die Tanzstunde war eingestellt.

Christophs träge Lider hoben sich einen Augenblick und blieben dann reglos, wie erstarrt.

„Aber weshalb denn?“ und er ließ bekümmert seinen Kopf hängen.

„Es schickt sich nicht zu tanzen, wenn Krieg ist.“

So ist es also wahr? Also doch Krieg, dachte Anna und fühlte trotzdem den Krieg auch noch jetzt als etwas Fernes, Unwirkliches, woran sie nicht glauben konnte. Als läse man bloß in einem Buche darüber, in einem Buche, dessen Blätter jeden Morgen regelmäßig an die Mauern der Häuser geklebt wurden.

Es war nach Weihnachten. Man sah die Donau unter dem Eise nicht, schwerer beizender Nebel klebte an den Fensterscheiben.

Christoph lief fröstelnd in den dämmernden Morgen hinaus. Wie gewöhnlich hatte er sich auch diesmal verspätet, konnte nicht frühstücken, aß sein Butterbrot auf der Straße und hatte von seiner Aufgabe

keine Ahnung. Florian ging mit einer Handlaterne hinter ihm her. Er leuchtete ihm im Winter des Morgens immer bis dorthin, wo die gepflasterten Gassen begannen.

In der innern Stadt begegnete Christoph auf dem Bürgersteig einem krummbeinigen, kleinen alten Manne, der auf einem Arm einen Haufen feuchtes Papier trug und an dem andern einen Kübel mit Kleister baumeln hatte. Die Menschen erwarteten ihn in schweigenden Gruppen an den Gassenecken. Wenn sie die frischen Maueranschläge gelesen hatten, gingen sie langsam müde weiter.

„Was geht hier vor? Was beginnt man mit uns?“ Sie begriffen schon gar nichts mehr.

Der Krieg näherte sich dem Gehirn der Menschen. Vor den Wechselrläden drängten sich die Leute. Die Säbel der Soldaten klirrten auf den Pflastersteinen. Jedermann eilte, als hätte er vor dem Abend noch wichtiges zu erledigen.

Anna hatte gerade Klavierstunde, als auf der Ofener Bastei eine große schwarz-gelbe Fahne gehißt wurde. In dieser Zeit wechselten die Fahnen oft.

„Die Freiheit ist gefallen,“ sagte Staviarsky und fluchte auf Polnisch.

„Die Freiheit?“ Anna dachte an zwei ferne fieberische Augen. „Ist denn wegen der Freiheit Krieg?“ Von nun an blickte sie feindlich auf die kroatischen Janitscharen, die die Österreicher zu ihnen einquartiert hatten.

Sie blieb bei dem runden Treppensenster stehen.

Der mürrische Sergeant lungerte in der Mitte des Hofes und aß rohe Zwiebel. Die Janitscharen bewarfen einander mit Schneebällen, wie ungeschlachte große Kinder. Sie verwüsteten die Sträucher, traten alles nieder. Vor dem Brunnen hatten sie einen Schneemann gemacht, hatten ihm eine rote Mütze, wie sie die ungarischen Honveds trugen, auf den Kopf gesetzt und schossen mit ihren Flinten auf ihn.

Dann war der Schneemann geschmolzen, und im Hofgarten begannen die Fliederbüsche zu sprossen. Die Janitscharen wuschen ihre Hemden an dem Ziehbrunnen. Halbnacht standen sie vor dem Brunnen-trog, der Wind blies ihnen den grauen Seifenschaum an die behaarte Brust.

Plötzlich erscholl ein ungewohntes Trompetensignal, wie ein Notschrei. Anna lief zum Fenster. Vor dem Hause rannten österreichische Soldaten. Die Janitscharen im Hofe fuhren in ihre nassen Hemden und stürmten den andern nach. Und kamen nie wieder zurück.

Ein paar Tage danach träumte Anna in der Nacht, es sei ein Gewitter. Gegen Morgen klang es, als würden von draußen Erbsen auf die Scheiben geschleudert viele viele Erbsen. Dann war es, als stürzten unsichtbare Körper durch die Luft. Alle Fenster erbehten im Hause.

„Man muß die Läden schließen!“ schrie der Baumeister im Torweg.

Christoph lief atemlos die Treppe hinauf.

„Man hat die Schule gesperrt.“ Seine Taschen waren mit Gerstenzucker angefüllt; er steckte zwei Stangen auf einmal in den Mund.

Johann Hubert, der Christoph zu holen nach der Schule geeilt war, folgte dem Knaben auf der Spur. Sein schönes gepflegtes Haar hing ihm in die Stirn, und die tadellose Krawatte saß schief am Hemdkragen. Er rief mit heiserer Stimme nach Florian und verriegelte das große Thor hinter sich.

Im Zimmer des Baumeisters hatte man die Läden geschlossen, Kerzen brannten in der Dunkelheit. Johann Hubert wartete nicht wie sonst, daß man ihn zum Sitzen auffordere; seine Glieder sanken schlapp in den Lehnstuhl.

„Gott sei Dank, daß ihr alle hier seid.“ Seine Hand machte eine unbestimmt schwankende Bewegung in der Luft, als wollte sie jemanden streicheln. „Ich ging am Donauufer,“ stieß er heiser hervor. „Es war voller Menschen. Sie sagten, die Bomben kämen nicht übers Wasser. Auf den Steinen hockten Leute. Einer aß Speck. Ganz ruhig aß er ihn; auf einmal hatte er keinen Kopf. Eine Weile blieb er noch sitzen, und alles wurde voll Blut.“ Von Grausen geschüttelt, drückte er die Hand auf die Augen.

„Dann war das also eine Bombe, die in der Kleinen Brückengasse in den Konditorladen fiel?“ sagte Christoph und steckte sich Gerstenzucker in den

Mund. „Der ganze Gerstenzucker flog auf das Pflaster, als hätten sie den Laden umgestülpt. Alle aus meiner Klasse haben sich umsonst die Taschen vollgestopft.“

Der Baumeister begann zu lachen. Hinter dem verriegelten Tore lebte das Leben weiter. Johann Hubert zog seine Krawatte fest und vergaß im Laufe des Tages öfter, was er gesehen hatte. Nur wenn er essen wollte, wurde er blaß und schob den Teller fort.

Zuweilen erbehten die Fensterscheiben, und ein gellendes fernes Pfeifen flog über die Dächer. Dann die markverzehrende Stille der Erwartung. Die Menschen zählten. Die Stille wurde wie Glas und vibrierte gebrechlich in der Luft.

Das Geschloß war freiert ... und wieder zählten sie in hilfloser, tierischer Angst. An wem ist jetzt die Reihe? Am Donauufer brüllte ein verwundetes Haus auf. Staubwolken plakten in der Höhe. Der Himmel wurde rot wie rohes Fleisch.

In jähen Stößen wehte der Wind gefahrverkündende heiße Luftwellen in Baumeister Ulwings Hof. Hinter dem gesperrten Tor wußte niemand, welches Nachbarhaus in diesem letzten Feueratem sein Leben aushauchte.

Die Familie Fäger hielt sich im Keller verborgen. Johann Hubert war mit den Kindern in die nach dem Hofe gelegenen Kanzleiräume gezogen. Das Stockwerk stand leer, nur Christoph Ulwing blieb

in seinem Schlafzimmer, dessen einziges Fenster auf den verwaisten Zimmerplatz blickte.

„Das Haus ist stark,“ rief der Baumeister durch das Kellerfenster zu Frau Fäger hinunter, „ich habe ihm feste Mauern gebaut.“ Ein grauser klatschender Schlag, wie von einem riesengroßen feuchten Lappen, ertönte vom Tore her. Klirrend splitterten die Fenster. Jäh erschüttert wankte das Haus.

Aus dem Keller krochen mit lauten Klagerufen die schreckengepeinigten Menschen hervor. Die freideckten Lippen des kleinen Christoph verzerrten sich. Der Baumeister runzelte die Stirn wie bei einem unbefugten Widerspruch. Mit großen Schritten ging er auf das Tor zu.

„Nein, nein!“ gellte der Angstschrei Christophs, und er begann krampfhaft zu schluchzen, doch der alte Ulwing hörte auf niemanden. Er stieß die Haustür auf.

Dem einen Säulenmann fehlte der Arm. Stauender Mörtelschutt lag zu seinen Füßen. In der Mauer klappte eine Öffnung: die Kanonenkugel war zwischen den Ziegeln stecken geblieben.

Der Baumeister knöpfte seinen Rock zu, um ein kleineres Ziel zu bieten, und ging vor das Haus. Er stemmte den Kopf in den Nacken und blickte zu den kläglichen Fenstertrümmern hinauf.

An sein Haus wagten sich die Österreicher, im Namen ihres Kaisers? Plötzlich wandte er sich gegen die Donau. Die Schiffbrücke stand in Flammen...

seine Brücke. Er blickte nach dem armen kleinen Ofen hinüber, aus dessen Herz die feindlichen Eindringlinge das unbefestigte wehrlose Pest, die junge Schwesterstadt, zu Tode schossen. Die Stadt und Christoph Ulwing waren zusammen klein und arm gewesen, stiegen und bereicherten sich miteinander, und jetzt wurden sie zusammen verwundet.

Er begann zu fluchen wie in seiner Zimmermannszeit.

Um ihn herum war keine Spur von Leben zu sehen. Regungslos lagen die Gassen mit ihren verriegelten Läden und verschlossenen Toren. Die Stadt glich einer großen Nichtstätte. Wie zum Tode verurteilt, hielten die Häuser mit blinden Augen ihre Brust hin und waren so hilflos verlassen im Unglück wie die Menschen. Jetzt stand jedes Haus für sich allein in der Entscheidungstunde über Tod und Leben. In teilnahmslosen Fenstern spiegelte sich der Widerschein der brennenden Dächer. Ein flebriger Rauch kroch an den Mauern hin. In einer Kirche, irgendwo am Ufer, läuteten die Glocken.

Christoph Ulwings kaltes Auge füllte sich mit Tränen vor Zorn und Schmerz. Er blickte auf die rußgeschwärzten geborstenen Häuser. Wie viele von ihnen hatte er gebaut. Er liebte sie alle. Er bedauerte sie, er bedauerte sich selber...

Doch das wahrte nur einen Augenblick. Dann ballte er die Hand zur Faust, wie um die aufsteigende Kraft in sich zurückzuhalten. Er würde sie nötig haben!

Die Muskeln zuckten in seinen Armen, er fühlte ihr Zucken in seinem Gehirn. Wenn es sein mußte, würde alles von vorn begonnen. Noch war es Zeit. Noch war das Leben lang.

Achtes Kapitel

Tage vergingen. Die Kanonen schwiegen, und aus den Kellern krochen verstörte Menschen ans Licht. Sie betrachteten, an die Mauern der Häuser gedrückt, das Feuer und liefen zuweilen hastend über die Straße.

Die Stadt harrte mit angehaltenem Atem. Im Ulwinghause wurde die Angst drückend.

Christoph lag die ganze Woche im Bett. Der krankhafte Schrecken blieb an seinem Gesicht haften. Den Tag über kauerte er wortlos in einem Winkel der Kanzlei, nachts konnte er vor Furcht nicht schlafen und stahl sich heimlich zum Fenster.

Ernst standen die schwarzen Kastanienbäume draußen im Hofgarten, zuweilen röteten sich ihre Kronen vom Widerschein eines schwebenden fernen Lichtes. Ihre Blätter bewegten sich wie blutige Finger gegen den Himmel.

Im Gebüsch regte sich etwas, und der Ziehbrunnen machte ein kreischendes Geräusch. Mit einem Male

stand eine Stallaterne auf der Erde. Männer traten über den Lichtstreif, den sie warf, und schleppten Schaffe voll Wasser auf den Hausboden. Auch der Baumeister war dabei; in Hemdärmeln zog er den Brunnen. Manchmal wechselte er beim Ziehen mit Johann Hubert; dieser aber trug einen enganliegenden Rock, und sein weißer Hemdtragen leuchtete in der Dunkelheit. Dann gingen sie alle schlafen, und der Hof stand leer.

Christoph begann sich wieder zu fürchten. Er fuhr an seinen Hals. Ihm war es, als zitterten dünne Fäden dort drinnen. Seit dem großen Knall, der das Haus wanken gemacht hatte, wich diese Empfindung nicht von ihm. Unaufhörlich wiederholte sich hinter seiner Stirne das damalige Bild. Er versuchte es von sich zu schieben, aber irgendetwas griff in sein Gehirn und schob es wieder hin.

Er wollte mit Anna darüber sprechen. Doch vielleicht würde sie ihn nicht verstehen, und er hätte es nicht ertragen können, daß ihn jetzt jemand auslache. Er warf sich aufs Bett und vergrub den Kopf in die Hände. Warum war er nicht wie die andern? Warum mußte er immer an Dinge denken, die die andern nicht verstanden?

Auch Anna konnte im benachbarten Kanzleizimmer nicht schlafen. Seitdem sie durch die Haustür einen Blick auf die Türme der Frauenkirche geworfen hatte, mußte sie immer an Onkel Sebastian denken, der dort oben in der Festung war. Schon lange wußten

sie nichts voneinander. So gern hätte sie ihm sagen mögen, daß sie an ihn dachte.

Plötzlich faßte sie einen Entschluß. Sie glitt vom Bett hinab, nahm den Kerzenstummel aus dem Leuchter, versah sich mit Streichholzern und ging auf den Fußspitzen durch den Hausflur. Die Fliesen waren kalt unter ihren nackten Sohlen. Die Klinken gaben einen dünnen ächzenden Laut in der Stille. Im Eßzimmer stieß sie an einen Stuhl. Mit herzbeklemmender Furcht dachte sie an ihren Großvater. Ob er es nicht gehört hatte? Nie hätte er es erlaubt, und doch mußte sie es tun, trotz Angst und Beben.

Jetzt war sie beim Klavier; horchte noch einmal auf, dann entzündete sie das Licht, aber umherzublicken wagte sie nicht. Ihre Zähne schlugen mit einem jämmerlichen kleinen Klappergeräusch aneinander. Sie öffnete den Fensterladen. Das Fenster war zerbrochen. Wenn der Wind die Kerze auslöschte? Doch die Mainacht war tief und still.

Anna fühlte in ihren beiden Armen eine Erinnerung an die alte Bewegung, mit der sie als kleines Kind Onkel Sebastian über die Donau zuzuwinken pflegte. Sie hob die Hand hoch . . . dann schloß sie den Laden hinter dem erhellten Fenster.

Das Licht der Kerze ergoß sich gelblich in die Nacht, als wolle es sich aufmachen über den Fluß nach dem jenseitigen Ufer, wohin man es gesandt hatte.

In dem weichen körperlosen Dunkel der Nacht

war die Festung eine verdichtete harte Dunkelheit. In ihren steilen Gassen brannten kleine Laternen, die Häuser schwiegen und fürchteten sich.

Sebastian Ulwing hielt sich seit Tagen in seinem Laden eingeschlossen, sprach mit niemandem, wußte von nichts. Er lebte von Brot und las seinen Demofritos. Zuweilen drang Fadelschein durch die Türrißen: der Lichtstreif lief steif um den Laden herum und schlüpfte wieder hinaus. Von der Gasse erklangen schwere Soldatentritte. Hie und da hörte man Kanonenschüsse, und dann erbehte in kurzen Stößen das Haus.

Am Abend dieses Tages herrschte überall erwartungsvolle Stille. Es war gegen zehn Uhr, als es Sebastian Ulwing plötzlich schien, jemand poche an seiner Tür.

Was ging vor? Sein Herz begann verwirrt zu klopfen, und er mußte an das Ulwinghaus denken. Jetzt konnte er die Unsicherheit nicht mehr ertragen, nahm seinen Hut, doch auf der Schwelle wandte er sich wieder um. Wie jeden Abend machte er auch heute seinen Rundgang im Laden, zog alle Uhren auf und sah sie dabei mit einem Blick an, als gäbe er ihnen Futter... Dann schlüpfte er mit unsicheren, schwankenden Schritten auf die Gasse hinaus.

Die menschenleere Festung war erfüllt von Maieuduft. Rasch ging der Uhrmacher durch die Gassen, lüftete vor der Frauenkirche den Hut und bog zur Fischerbastei ab.

Jenseits der Mauer, in der Tiefe unten, lag schwarz das Pester Ufer.

Sebastian Ulwing strengte seinen Blick an, um die Richtung des Ulwinghauses zu finden. Er schrie leise auf. Da, in der langgezogenen Uferlinie, ein helles Fenster. Er wußte, daß das ihm galt, und sein altes Herz wurde warm vor Dankbarkeit.

Ohne zu überlegen beugte er sich nieder, scharrte den umherliegenden Kehricht zusammen und schichtete ihn auf der Basteirampe zu einem Häuflein auf. Dann zog er das Buch „Demokritos oder die Schriften eines lachenden Philosophen“ aus der Rocktasche, trennte vorsichtig schonungsvoll das Titelblatt ab und nahm ein Streichholz zur Hand. Er wollte Anna danken für das Zeichen. Das Papier entzündete sich, der Kehricht geriet in Brand, flackernde Flammen griffen in die Höhe.

In diesem Augenblick spürte der Uhrmacher einen Stoß im Rücken. Er vernahm einen Schuß und fiel aufs Knie neben der Bastei. Im Fallen schürfte er sich die Haut am Kinn ab; er griff geärgert nach der Stelle. Es war ihm ein wenig übel im Magen. Jetzt erst fiel ihm ein, sich umzusehen. Niemand war in der Nähe. Ein Fenster klirrte. Hinter der Kirche entfernte sich eine helle österreichische Uniform in der Dunkelheit.

Als nichts mehr zu hören war, flammerte sich Sebastian Ulwing an die Steine und stand auf. Vor der Kirche lüftete er den Hut. Sonderbar: er konnte

ihn
falle
sich
die
Nag
nur
dreh
ihn
E
eine
hatt
inn
eine
und
Z
Die
inn
Hä
Da
den
E
die
in
S
dad
Da
sein
stul
erf

ihn nicht wieder aufsehen und ließ ihn aus der Hand fallen. Traurig blickte er ihm nach, doch er bückte sich nicht um ihn. Er lehnte sich einen Augenblick an die Dreieinigkeitssäule. Diese Säule schien wie ein Nagel zu sein, der den Platz in der Mitte festhielt, nur dieses Stück Erde war unbeweglich: alles andere drehte sich langsam, taumelerregend im Kreise um ihn herum.

Es schwindelt mir, dachte er und spuckte aus, von einer Ekelempfindung ergriffen. Er wollte eilen, hatte schon viele Schritte gemacht und war noch immer auf dem Platze. Er fühlte sich gerade so wie einer, der im Traume sich vorwärtsbewegen will und trotz aller Mühe immer auf derselben Stelle bleibt.

Im Dunkel der Larnokgasse sah er helle Uniformen. Dieser Anblick trieb ihn vorwärts, wie eine böse Erinnerung. Seine Schulter stieß an die Mauern der Häuser. Endlich stolperte er in seinen Laden hinein. Das Streichholz in seiner Hand tanzte zuckend um den Docht der Kerze.

Sebastian Ulwing sank in den Lehnstuhl und schloß die Augen. Als er wieder aufblickte, sah er alles wie in einem Nebel.

Heutzutage gießen sie schlechtere Kerzen als früher, dachte er. Plötzlich befiel ihn Angst. Er hatte Durst. Das Fenster öffnen. Jemand rufen. Aber er konnte seinen Körper nur halb erheben und fiel in den Lehnstuhl zurück. Auf seiner Stirn perlte Schweiß, so erschöpft war er.

Es schien, als würde draußen wieder mit Kanonen geschossen. Aber das war ihm jetzt gleichgültig. Alles was die andern anging, war ihm fremd und ferne.

Beten.... Ihm fiel ein Kindergebet ein. Er wollte es sich ins Gedächtnis rufen, dachte zurück, wollte zurückdenken an alles Vergangene, doch auch dies ermüdete, als mußte er den Kopf umwenden. Sein Leben war so gut und einfach gewesen.... Daß Barbara die Frau seines Bruders Christoph wurde, auch das war so in der Ordnung. Ein quälendes Durcheinander wirbelte hinter seiner Stirn. Ohne jeden Übergang mußte er daran denken, daß er dem Bäcker zwei Brote schuldete. Er war besorgt. Beim Schuhmacher hatte er ein Paar neue Schuhe bestellt. „Mit glänzenden Schnallen.“ Wer würde sie nun kaufen? Zum ersten Male fiel ihm jetzt ein, daß keiner mehr solche Schuhe trug. Tränen kamen ihm in die Augen, und wider seinen Willen mußte er sich nach vorn beugen. Die Schnallen an seinen Schuhen waren schon sehr rostig, und die linke wurde jeden Augenblick rostiger. Der Rost rann förmlich von ihr. Rot und dick triefte er, siderte die weißen Strümpfe hinab und ergoß sich über den Fußboden.

Die Kerze war heruntergebrannt. Noch einmal bäumte sich die Flamme empor, blickte um sich, dann erlosch sie. Ein schwerer Geruch von geschmolzenem Unschlitt verbreitete sich in dem Laden; tiefer und

tiefen
Seite
D
Kan
galt
besch
Festh
D
K
Lor
I
trost
und
jeder
S
Aug
imm
seine
die
Dan
Kra
Fen
die
„
D
wiss
hina
barf
I
2

tiefer sank der Kopf Onkel Sebastians zwischen die Seitenlehnen des Großvaterstuhles....

Draußen in der Morgendämmerung wurden die Kanonen immer lauter. Aber das wilde Gedröhne galt nicht der Stadt Pest. Von den Ofener Höhen beschossen die rotmützigen ungarischen Soldaten die Festung. Verzweifelt antworteten die Kaiserlichen.

Der Morgen war aschgrau und zitterte.

Keine Nachricht gelangte hinter das verschlossene Thor des Ulwingshauses.

Im Keller zupfte Frau Fäger Scharpie und seufzte trostlos. Der kleine Buchhalter saß auf einem Faß und hielt seinen Kopf schief, als ob er lauschte. Bei jedem Krach schlugen seine Beine an das Faß.

Sein Sohn blickte ihn starr an. Seine kurz-sichtigen Augen zogen sich zusammen, er gähnte müde. In immer größeren Zwischenräumen schlugen die Beine seines Vaters an das Faß. Daraus merkte er, daß die Kanonade nachließ. Allmählich hörte sie auf. Dann erbehte noch einmal das Haus. Ein letzter Krach biß die geängstigte Stille entzwei. Aus den Fensterrahmen flogen die splitternden Scheiben auf die Gasse.

„Das war in der Nähe!“

Den Baumeister hielt es nicht länger. Er wollte wissen, was geschehen war und rannte die Treppe hinauf. In der grünen Stube riß er mit einer barschen Bewegung den Laden auf.

Jenseits der Donau stiegen Rauchschwaden aus

der brennenden königlichen Burg, und auf der Bastei hißten die Honveds neben der kleinen weißen Fahne der Besatzung die ungarische Tricolore.

„Sie haben gesiegt!“ rief Christoph Ulwing. Der kurze Klang seiner Stimme hallte wie ein Hammerschlag durch das Haus.

Anna begann zu lachen:

„Hörst du, Christoph, wir haben gesiegt!“

Und oben auf der Bastei in der Maisonne entfaltete sich, wie eine spendende Hand, die Fahne über der Burg. Jubel strömte aus ihren Farben. Sie weckten Widerhall in Pest und in Ofen: dreifarbige Fahnen antworteten aus den Fenstern der Häuser, aus Dachlufen, von den Dächern.

Singend strömte das Volk zur Kettenbrücke. Das ungleiche Getrappel der Füße vermengte sich. Der Strom zog auch den Baumeister Ulwing mit. Er ging zu seinem Bruder hinüber. Wie viel würde Sebastian zu erzählen, wie viel zu fragen haben.

Von drüben kamen die Ofener gelaufen, und die beiden Städte rannten einander in die Arme auf der Kettenbrücke.

Unter dem Berge entstand Gedränge; ein schwerer Wagen bog in die Straße. Auf dem Boß saß ein magerer Mann mit gelbem Gesicht; sein schwarzer herabhängender Schnurrbart umsäumte ringelförmig seinen Mund. Ein Plan, auf dem schmutzigrote Flecken zu sehen waren, bedeckte den Wagen; aus dem Schragen hingen menschliche Arme

und Beine und baumelten bei den Bewegungen des Wagens hilflos hin und her.

Die Menge sang nicht mehr, und die Männer nahmen den Hut ab. Die Vornstehenden riefen entsezt dem Kutscher zu.

Durch das Schütteln des Wagens war ein Leichnam unter dem Plan hervorgeglitten. Der Kutscher mit dem gelben Gesicht streifte gleichmütig mit der Peitsche über seine Pferde. Der Wagen begann rascher zu rollen. Der Kopf des Toten streifte schon die Erde. Er stieß an die vorstehenden Pflastersteine, sprang in die Höhe und fiel mit starren, offenen Augen wieder in den Staub zurück.

Lautlos ging die Menge weiter.

Auf den Schragen brachte man Verwundete. Rote Mühen, Bajonette überall in den Höfen der schwelenden Häuser. Auf dem Pflaster lag ein totes Pferd; blauglänzende Fliegen umsummten es. Aus dem Kanal ragten zwei Stiefelsohlen hervor. Und überall planverdeckte Wagen. Ihre leblose Fracht schaukelte langsam im Sonnenlicht.

Christoph Ulwing bog um die Ecke des Dreieinigkeitsplatzes. Vor dem Uhrmacherladen standen Leute. Das vorspringende Stockwerk des Hauses warf einen tiefen Schatten in das grelle weiße Licht.

Der Baumeister erkannte die Freunde von Bruder Sebastian. Der lahme Holzschneider lehnte an der Mauer und trocknete sich die Augen. Auch der Zensor stand dort. Er drückte die Hand aufs Gesicht, als

schmerzte ihn ein Zahn. Die Hintenstehenden stellten sich auf die Zehen und streckten das Kinn vor. Alle grüßten, als sie den Baumeister erblickten.

Das spizige Gesicht des Burgkaplans bohrte sich in die Türöffnung. Mit feierlichen Schritten ging er dem Baumeister entgegen. Er sprach lange mit ihm, wies wiederholt salbungsvoll gegen den Himmel und nickte seitwärts mit dem Kopfe.

Christoph Ulwings knochige Hände schlossen sich wie zwei große verbogene Klammern über seiner Brust.

„Wie ist es denn geschehen?“

Nun standen sie schon um ihn und sprachen alle zugleich. Eine absonderliche altmodische Dame machte plötzlich einen Knix inmitten der Gasse.

„Mit gütiger Erlaubnis: Amalie Esif mein Name. Mir steht das Wort zu. Auch sie haben es nur von mir gehört. Ich wohne nämlich, belieben zu wissen, auf der Fischerbastei. Heute nacht wurde es meinem Manne schwindlig, weil wir uns in den Keller verkrochen hatten. Die Luft war schlecht. Ich ging um Arznei in unsere Wohnung hinauf.“

Der Baumeister wandte sich gequält nach der Ladentür. Die Leute versperrten ihm den Weg.

„Nur kurz,“ flüsterte der Burgkaplan. Frau Esif fuhr rascher fort:

„Belieben sich vorzustellen: Ich habe es vom Fenster gesehen. Jemand machte Feuer auf der Bastei. Ich erkannte ihn gleich, es war der Herr



Uhrmachermeister. Ich sah sein Gesicht. Die Flamme schien hinein. Dann hörte ich einen Schuß, und der Herr Uhrmacher fiel neben der Mauer nieder."

Christoph Ulwings Herz preßte sich zusammen. Seine Augen wurden rot, wie von beizendem Rauch. „Armer Bruder Sebastian" und plötzlich mußte er an Anna denken.

Frau Esil seufzte tief:

„Belieben zu wissen, ich war sehr erschrocken und lief in den Keller zurück. Mein Mann hat mir dann das Ganze erklärt. Auch der hochwürdige Herr Kaplan weiß es, und auch die andern. Sie haben die Ladentür nach der Belagerung eingebrochen."

Der Baumeister wollte sich wieder nach dem Laden begeben. Da winkte ihm der Burgkaplan zu warten. Auf's neue wies er gegen den Himmel, sprach vom Vaterland, von den Helden und hob verzückt den spitzigen Vogelkopf in die Höhe.

„Er war der Opferfreudigste von allen"

„Warum sagen Sie das?" Der Baumeister fand die Stimme des Geistlichen unerträglich.

Immer begeisterter deklamierte der Burgkaplan:

„Der Name Sebastian Ulwings wird ewiglich in unserm Andenken leben. Das dankbare Ofen wird das Gedächtnis seiner heldenmütigen Märtyrer bewahren."

Der Baumeister zuckte zusammen. Er wollte etwas sagen, doch der Priester streckte seine Arme

mit einer apostelhaften Bewegung gegen das versammelte Volk aus.

„Und ihr, die ihr hierher gekommen seid, aus frommer Ehrfurcht für den Helden, erzählt es euren Kindern und euren Kindeskindern dereinst, daß es ein einfacher gottesfürchtiger Uhrmacher war, der die Befreier, das ungarische Heer, mit flammendem Zeichen in die Festung rief, und mußte dafür sein Leben lassen, getroffen von der tödlichen Kugel des Feindes in sein mutiges Herz.“

Er war gerührt von seiner eigenen Rede. Der Baumeister blickte fassungslos vor Erstaunen um sich. Die Leute zogen große bunte Taschentücher hervor und schneuzten sich geräuschvoll. Frau Amalie Esif stand inmitten des Kreises, war sich ihrer Wichtigkeit bewußt und erzählte jedem Neuankommenden die Ereignisse von vorn:

„Belieben zu wissen . . .“

„Er ist der wahre Held, der Held unserer Gasse,“ bestätigte der Lebzelter aus dem Nachbarhause. Auch der Bäcker nickte und dachte an die zwei Brote, die ihm Sebastian Ulwing schuldig geblieben war.

Der Baumeister starrte sprachlos in das Vogelsgesicht des Priesters. Was er da hörte, erschreckte ihn. Er erschrak auch vor sich selber, als hätte er mit seinem Schweigen auf unehrliche Weise einen falschen Posten in seine Bücher eingetragen.

Erregt strich er sich über die Stirn.

„Hochwürdiger Herr, erlauben Sie mir . . . Mein

armer Bruder Sebastian war ein friedlicher Bürger. Er hat sich nie mit Freiheitsideen abgegeben und stand allen Revolutionsbewegungen fern."

Der Priester stieß seine Hand protestierend in die Luft.

"Baumeister Ulwing, sogar die *humilitas christiana* gestattet es Ihnen, das ehrerbietige Lob Ihres ruhmvollen Bruders erhobenen Hauptes entgegenzunehmen."

"So hören Sie mich doch an," rief Christoph Ulwing verzweifelt. "Es war ein Unglücksfall. Glaubt mir doch. Es ist ein Irrtum...."

Die Leute fielen ihm feindlich ins Wort. Einige murrten. Frau Amalie Esif begann für ihre wichtige Rolle zu fürchten und feuerte entrüstet die Umstehenden an, als wolle sie der Pester Fremde in ihrem Ansehen schädigen.

"Er ist so reich und hat seinen Bruder doch in der Armut gelassen. Nie hat er ihm etwas gegeben. Und jetzt will er ihm auch sein Andenken nehmen."

"Das soll sich keiner getrauen!" rief der Schuster aus der Herrengasse und beschloß, den Baumeister nicht um den Preis von Sebastian Ulwings Schuhen anzugehen.

Der Burgkaplan sagte in ernst verweisendem Tone zu Ulwing:

"Keiner darf unserm Helden seinen Ruhm mißgönnen."

Das ehrliche Gesicht Christoph Ulwings nahm

einen resignierten Ausdruck an; er machte eine breite verzichtende Handbewegung. In diesem Augenblick wurde es ihm klar, daß hier andere einen Posten verbucht hatten, über den ihm kein Verfügungsrecht zustand. Ubrigens es ist ja so gleichgültig, weshalb ein Mensch zum Helden wird. Deshalb, weil er Soldaten oder einem kleinen Mädchen ein Zeichen gibt. Alles, alles ist so gleichgültig vor dem Tode.

„Ich danke,“ sprach er kaum hörbar, nahm seinen Hut ab und ging ein wenig gebeugt in den Laden. Draußen, auf der großen Uhr, saßen die Späßen Bruder Sebastians und warteten auf ihr Futter. Drinnen brannten zwei Kerzen, und das Ticken der Uhren klang, als pochten viele winzige Herzen in der großen Stille. Noch hatte sie einer aufgezogen, dessen Herz nicht mehr schlug.

Es dämmerte in dem Laden, als der Baumeister aus der Festung sich auf den Heimweg machte.

„Zur Nacht bin ich wieder zurück,“ sagte er zu dem Optiker und dem lahmen Holzschneider, die bei ihrem alten Freunde wachen wollten. Dann schritt er rasch aus und hielt den Kopf gewaltsam hoch, aber seine Augen schauten leer auf die Menschen. Er ging, als wäre niemand da, als wäre er allein. Plötzlich mußte er daran denken, daß er sein ganzes Leben allein gewesen war. Das tat nichts. Davon war seine Kraft gewachsen. Von keinem etwas erwarten, auf keinen sich stützen. Doch was er jetzt fühlte, war etwas anderes. Nicht die Einsamkeit der

Kraft: es war das Alleinsein des Alters. Das Haus in Preßburg mit seinen geheimnisvollen dunklen Winkeln; die Lieder seiner Mutter; die Werkstatt seines Vaters; seine Jugend. Niemand gibt es mehr außer ihm, dem das alles Wirklichkeit war. Mit der Vergangenheit allein zu bleiben ist schmerzlicher, als die Einsamkeit der Gegenwart zu tragen. Jetzt erst begriff er, was das heißt, wenn jeder fortgegangen ist, zu dem man sprechen könnte: Erinnerst du dich....

Soldaten kamen. Pulvergeschwärzte, schweißtriefende Menschenreihen. Trommeln wirbelten. Zu beiden Seiten begleitete sie die Menge. Die ganze Straße sang.

In den Fenstern der Häuser flackerten, wie weiße Flammen, die Lächer.

Auch Anna und Christoph liefen zum Fenster. Drüben war schon die Sonne hinter der Festung untergegangen. Die turmgezaakte giebelige Kontur Ofens stand dunkel am roten Himmel. Eine schwarze Stadt auf dem Gipfel des Berges. Über die Donau ergoß sich ein stacheliger, dunkler Eisenstrom nach Pest: Bajonette — bewaffnete Soldaten. Auch sie bekamen die Sonne in den Rücken. Sie hatten kein Gesicht im Schatten.

Anna beugte sich aus dem Fenster. An der Spitze erhob sich eine Gestalt über der bewaffneten wogenden Menge. Der Mann im roten Dolman. Der Führer: Görgey. Sein Pferd war nicht sichtbar.

Als hätte ihn die lebendige Strömung selbst über sich getragen.

Vor dem Pester Brückenkopf blickte der Rote zurück nach der Festung. Sein Profil zeichnete sich mächtig und hell von dem Ofener Hintergrunde ab. Auf den Gläsern seiner Brille flimmerte der Sonnenreflex. Eine herrische Flamme in der Abenddämmerung.

„Siehst du sie!“ rief Anna, und wie sie den Fels-
herrn betrachtete, war es ihr, als sähe sie in seinem
Gesichte plötzlich die Gesichter der hinter ihm im
Schatten Schreitenden: das Antlitz des ganzen sieg-
reichen Heeres.

Unten öffnete Baumeister Ulwing die Haustür, und
dann erfuhren die Kinder, daß Onkel Sebastian ge-
storben war. Christoph begann zu weinen. Man
hörte sein Schluchzen auf dem Korridor. Anna
blickte starr vor sich hin.

„So soll ich ihn nie mehr sehen?“

„Nie mehr....“

Ihr kleines Gesicht zuckte zusammen. Sie schloß
die Lider für einen Augenblick und wäre gern allein
geblieben.

Mitleidsvoll streichelte Christoph Ulwing den Kopf
des Anaben.

„Betet für ihn. Er hat euch sehr lieb gehabt.“ Es
wunderte ihn ein wenig, daß Anna nicht weinte.
Sie hat nicht viel Herz, dachte er — aber vielleicht
ist es so besser für sie. Als er aus dem Zimmer ging,
blickte das kleine Mädchen ihm schmerzlich nach.

Sie begriff nicht, weshalb jeder nur Christoph tröstete und keiner sich um sie kümmerte, obwohl sie doch so namenlos unglücklich war.

Im Korridor wartete die Familie Fäger mit Gesichtern, die der Gelegenheit angepaßt waren. Der Baumeister nickte ihnen wortlos zu und schritt die Treppe hinab. Er wollte allein sein.

Im Torweg blieb er stehen. Von draußen kam ein sonderbares Geräusch, das sich mit so unwiderstehlicher Kraft durch die Luft verbreitete, als bräche es aus den Tiefen des Lebens und der Dinge, aus den unsichtbaren Wurzeln der Stadt selbst hervor. Er verstand es: es war das Getön der Freude und des Schmerzes, der Atem der Stadt. Und während er diesem Tone lauschte, begann der Baumeister zu fühlen, daß sie fortan in gleichen Zügen atmeten, er und diese Stadt daß sie unzertrennlich eins waren in ihrer Lust und in ihrer Trauer.... Und mit einem Male nahm sein Haß Gestalt an gegen alle, die sich vergangen hatten an dem, was seinem Herzen nahe war: an seinem Bruder, an seinem Hause, an der Schiffbrücke und an so viel ehrlicher Arbeit.

Er hob den Kopf herausfordernd in die Höhe, als stünde ihm ein Feind gegenüber. Sein Blick fiel auf die kleine Tafel, die an der Tür hing:

„Kanzlei“.

Sein Kinn stand schief, die Hand, die nie zauderte, ergriff die Tafel und riß sie von dem Haken herab.

Er zog seinen Zimmermannsstift aus der Westentasche, dachte einen Augenblick nach, ob man das Wort mit „d“ oder mit „t“ schreibe. Dann schrieb er es mit großen starken Buchstaben in ungarischer Sprache an die Tür:

„Troda.“

Neuntes Kapitel

Wenn an stillen Sonntagnachmittagen die Ziehlocke am Thor des Ulwinghauses erklang, schwiegen mit einem Mal alle in der grünen Stube. Keiner sprach es aus, und doch wußte es jeder, woran der andere dachte.

Das war die Stunde Dnfel Sebastians. . . .

Dann verging der Sommer. Eines Morgens tauchte aus dem Dämmergrau der krummbeinige kleine Alte wieder auf und flehte lautlos und gleichmütig auch das letzte Blatt jenes großen Buches an die Ecken der Pester Häuser.

Mamsell Lines Einspruch nützte nichts. Anna blieb stehen. Sie las den Maueranschlag:

„Die ungarische Armee hat bei Bilagos kapituliert...“

So war es also zu Ende. . . .

Wortlos ging sie weiter, und ihre von den Mauern

der
gren
ein e
einer
nur
Bäu
lager
Und
Ewig
E
Ei
seine
aufg
liche
mal
sprac
Ar
die
halb
man
wurd
baum
Und
das
von
sehen
E
heit
und

der Stadt eingeengte Phantasie, die die unbegrenzten freien Felder nicht kannte, zeigte ihr jetzt ein eigentümliches Bild. Sie sah in ihrer Vorstellung einen großen Platz in der Art des Rathausplatzes, nur viel größer als dieser. Rundherum standen Bäume, und überall wuchs Gras. In dem Grase lagen rote Mützen und tote ungarische Soldaten. Und zwei fieberhafte Augen schlossen sich für alle Ewigkeit.

So war es also zu Ende.

Eines Abends wurde dann Großvater Jörg in seinem Bücherladen gefangen genommen. Zwischen aufgepflanzten Bajonetten führten ihn die Kaiserlichen durch die Stadt. Viele Menschen wurden damals so geführt. Und die frei geblieben waren, sprachen leise von diesen Dingen.

Anna hörte etwas von einer Proklamation, die Großvater Jörg gedruckt haben sollte.... Deshalb war er ins Gefängnis gekommen. Aber niemand wußte etwas Bestimmtes. Auch die Druckerei wurde von den Soldaten geschlossen. Der Apfelbaum an der Ecke der Schlangengasse wurde gefällt. Und in der Buchhandlung mußte der junge Jörg das große Regal so aufstellen, daß man künftig auch von der Gasse aus in den Hintergrund des Ladens sehen konnte.

Es dauerte monatelang, bis Ulrich Jörg die Freiheit wieder erlangte. Inzwischen war er ganz alt und klein geworden.

Auch die Stadt schien gealtert zu sein. Und auch daran gewöhnten sich die Menschen. Die Menschen gewöhnten sich an alles. In den Gassen gingen kaiserliche Offiziere und schwarzgekleidete stille Frauen. Die Spuren der Beschießung verschwanden allmählich. Nur an dem Ulwinghause stand der Säulemann noch immer verstümmelt.

Johann Hubert wollte diese Nachlässigkeit nicht behagen.

„So bleibt er,“ brummte der Baumeister. Weshalb er so bleiben mußte, davon sprach er nie.

Einmal gingen zwei Knaben an dem offenen Kanzleifenster vorbei. „Auch vor diesem alten Hause steht ein Honvedsoldat,“ sagte der eine. „Der war auch im Kriege.“

Die Feder Christoph Ulwings blieb am Papier haften. Also nannte man sein Haus schon alt?

Wo sind die, die ihre Köpfe geschüttelt hatten, als er hier an dem wüsten Ufer, im Flugsand, zu bauen anfing? Eine Stadt war seitdem herangewachsen. Wie viele Jahre mochten es her sein? Wie alt war er selber? Er zählte nicht zu Ende, schob den Gedanken von sich, wie man einen Gegenstand beiseite schiebt, den man aus Zerstreuung ergriffen hatte und wahrhaftig nicht betrachten wollte.

Er hatte einen Abscheu vor dem Vergehen, emporste sich dagegen und mied alles, was ihn daran erinnerte.

Bauen! Bauen! Damit kann man den Tod be-

siegen. Häuser bauen, das Leben bauen. Pläne zeichnen, Heimstätten für das Leben. Die Zukunft schaffen: das verjüngt den Menschen.

Doch die Stadt war stehen geblieben.

Baumeister Ulwing rief seine Enkel zu sich. Und, was er vorher nie getan hatte: er hörte ihnen aufmerksam zu.

Da fiel es ihm zum ersten Male auf, daß die Kinder untereinander anders redeten als mit ihm. Ist die Entfernung denn so groß zwischen den Geschlechtern, daß sogar die Worte jedem etwas anderes bedeuten? Und strebten sie vergebens, sich einander zu nähern?

Er dachte an die, die vor ihm gelebt hatten. Auch sie hatten das gewußt. Wieviel unaussprechliche Geheimnisse trennen die Geschlechter der Menschen voneinander. Und jedes Geschlecht nimmt das Seine mit sich ins Grab, um die Kommenden leben zu lassen.

Dies waren Christoph Ulwings schwerste Tage. Er baute zertrümmerte Häuser aufs neue auf. Er baute sich selbst noch einmal auf, und er schien stärker, als er jemals war.

Die Geschäftsleute um ihn gingen zugrunde und klagten:

„Man muß die Baugründe los schlagen. In solchen Zeiten läßt sich nichts halten,“ sagten die Unternehmer und blickten Christoph Ulwing fragend an. — Was meint der große Zimmermann?

Doch sein Blick blieb unbeweglich und kalt. Christoph Ulwing nahm nur dann als erster das Wort,

wenn es zu befehlen galt, sonst wartete, beobachtete er.

Am Abend blieben die Fenster der grünen Stube lange hell. Johann Hubert und August Fäger saßen dort in den dickgepolsterten Lehnstühlen. Verschneiden in der Ecke saß auch schon Otto Fäger und hörte zu.

„Das sind schlechte Zeiten,“ sagte der kleine Buchhalter, „man hört von nichts als von Konkursen.“

„Der eine fällt, der andere steigt,“ murmelte der Baumeister, „nur nicht verzweifeln, lieber Fäger!“

„Während der Revolution konnte man noch etwas erwarten,“ sagte Johann Hubert, „aber heute...“

Der Vater fiel ihm ins Wort:

„Auch diese Dinge werden ein Ende nehmen.“

„Die Frage ist nur, ob nicht früher diese Dinge uns ein Ende machen.“

„Wir und der Stadt niemals!“ sagte der Baumeister. „Hören Sie, Fäger, alle Gründe, die zur Auktion kommen, müssen gekauft werden. Auch die Häuser, die zu haben sind, müssen gekauft werden. Ich habe Kapital, ich habe Kredit. Alles, alles müssen wir erstehen. In fünf Jahren habe ich das ganze Zeug geordnet.“

In fünf Jahren... dachte sich Johann Hubert und blickte auf seinen Vater: Man sieht ihm die Jahre nicht an.

Den nächsten Tag gab Christoph Ulwing seinem Enkel ein Buch über die Baukunst. Kupferstiche, die

Kirche
Blätt

„S
du ein
vergn

„S
Huber
Datu

zeichn

„G
schlech

vor
Diese
kugel

Al
liegen
Gals

Matth
seine
latein

Ch

in de
hatte
sie, d

nehm
fame

fläsch
Apo
hätte

Kirchen und Paläste darstellten, waren zwischen die Blätter geheftet.

„Solche werden wir beide zusammen bauen, wenn du einmal Architekt bist,“ murmelte der Baumeister vergnügt.

„Schreib deinen Namen hinein,“ sagte Johann Hubert zu seinem Sohn. „Und wo bleibt das Datum? Ein ordentlicher Geschäftsmann unterzeichnet seinen Namen nie ohne Datum.“

„Geschäftsmann?“.... Das Wort hatte einen schlechten Klang in Christophs Ohren. Er sah matt vor sich hin. Sein Mund verzog sich ein wenig. Diese Gewohnheit hatte er behalten, seit die Kanonenkugel gegen das Haus geschlagen war.

Als er sich unbeobachtet fühlte, ließ er das Buch liegen und schlich sich aus dem Zimmer. Er ging zu Gals. Noch immer machte der kleine Bucklige die Mathematikaufgabe statt seiner. Dann nahm er seinen Weg zu der Familie Hosszu. Er dachte an das lateinische Pensum....

Christoph besuchte in dieser Zeit eine Privatschule, in der ungarisch unterrichtet wurde. Der Großvater hatte diese Wahl getroffen, und Johann Hubert billigte sie, denn in die Anstalt wurden nur Kinder mit vornehmen Namen aufgenommen. Die neuen Schulkameraden Christophs waren Adelige. Die Medizinfläschchen und Tiegel, mit denen der Sohn des Apothekers Müller den Neid der Klasse erregte, hätten hier keine Wirkung ausgeübt, und die

farbigen Bilder von den Rumburger Leinwandstücken, die Adam Walter während der Stunde aus seiner Tasche hervorholte, hätten diese Knaben nicht zu interessieren vermocht. Sie sprachen von Pferden, Sätteln und Jagdhunden. Die meisten waren aus der Provinz in die Stadt gekommen.

Doch Sonntags pflegte Christoph auch jetzt noch so wie früher die Familie Hosszu zu besuchen. Sophie sah er selten, wenn aber das Fräulein zufällig durch Gabriels Zimmer ging, erröthete der Knabe und blickte zur Seite. Und doch, wie oft machte er einen Umweg, um durch die Grenadiergasse zu gehen und unter seinem Hut verstohlen zu den Fenstern der Hosszuschen Wohnung aufzublicken.

Eines Nachmittags, als er in die Gasse bog, sah er seinen Vater dort gehen. Er trug seine geblümete Gourgouranweste und machte einen feierlichen Eindruck. Betroffen blieb Christoph stehen und gaffte ihm nach. Er wußte selber nicht warum, sein Herz wurde plötzlich ganz schwer, dann lief er, so rasch er konnte, davon.

Seit der Lanzstunde machte Johann Hubert häufig Besuche im Hosszuschen Hause. Durch einen Zufall wurde er sich darüber klar, was ihn hinzog.

Er vergaß einmal beim Fortgehen seine neuen buttergelben Handschuhe dort. Als er sich auf der Treppe umwandte, kam ihm Sophie schon laufend entgegen. Sie reichte ihm die Handschuhe, sie waren noch warm von ihrer Hand, und Johann Hubert be-

merkte in diesem Augenblick, daß Sophie schöne Augen und einen biegsamen Körper hatte.

Von nun an besuchte er die Familie noch öfter. Frau Hosszu saß neben dem Fenster, häfelte mit zwei langen hölzernen Nadeln und blickte nie von ihrer Arbeit auf, doch wenn Sophie leise mit Johann Hubert sprach, ging sie eilig aus dem Zimmer. Manchmal blieb sie sehr lange draußen, öffnete beim Zurückkommen lautlos rasch die Thür und blickte fragend auf ihre Tochter.

Warum schaut sie so? dachte Johann Hubert und fühlte sich unbehaglich.

An diesem Tage trat, statt der Frau, Sophiens Vater ins Zimmer.

Simon Hosszu war ein beweglicher zahnloser Mensch mit einem roten Gesicht. Die Augen tranten ihm beständig, deshalb trug er einen kleinen Ring im Ohrläppchen. Er sprach rasch und berebt über alle Dinge und ließ dem andern keine Zeit zum Nachdenken. Während ihm Johann Hubert zuhörte, vergaß er ganz, daß man in der Geschäftswelt den Namen Simon Hosszu nur mit einem gewissen Tonfall aussprach.

Hosszu besaß Wassermühlen. Die neue Dampf- mühle verursachte ihm großen Schaden. Und jetzt sprach er trotzdem so, als ob erst die Zukunft die Zeit der Wassermühlen bringen würde. Er redete sich immer mehr in Feuer, berührte vertrauliche Holz- geschäfte, sprach von großen Kalkbrennereien, die

er plante, einer Bierbrauerei einer Papiermühle.

„Wenn ich jetzt Kapital hätte, könnte ich ein reicher Mann werden.“

Diese kühnen Ideen berauschten Johann Hubert. Er liebte das Geld, und der Gedanke, heute abend mit Plänen vor seinen Vater treten zu können, gefiel ihm. Er zog die Stirn in Falten, wollte sich alles ins Gedächtnis prägen. Beim Abschied drückte er Simon Hoffzu warm die Hand.

Im Flur roch es nach Speisen. Ein schmieriger Scheuerlappen lag auf dem Tisch. Sophie nahm ihn rasch fort und verbarg ihn hinter ihrem Rücken. Aber Johann Hubert verabschiedete sich diesmal rascher als sonst von ihr.

Auf der Straße wollte er an Sophiens hübsches Gesicht zurückdenken, doch der Speisengeruch und der schmutzige Lappen störten ihn. So nahm er denn die wundervollen Pläne Simon Hoffzus im Gedanken vor. Und da war ihm etwas unverständlich. Jetzt, da er sich diese Pläne nach seinem eigenen Verstand wieder darstellte, waren sie nicht mehr so überzeugend. Sie schienen nebelhaft und gefährlich zu sein, und er mußte einen nach dem andern fallen lassen. Die verzerrte Wahrheit stand wieder nüchtern und aufrecht vor seinen Augen.

Nach dem Abendessen blieb er allein mit seinem Vater in der grünen Stube. Er begann von Firmen

und Unternehmungen zu sprechen und redete lange um seinen eigentlichen Zweck herum.

Christoph Ulwing sah die ganze Zeit hindurch mit zusammengezogenen Augenbrauen gespannt auf seinen Sohn. Erst als Johann Hubert den Namen Simon Hosszu aussprach, schwand der erwartungsvolle Ausdruck aus dem Gesicht des Baumeisters. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

„Simon Hosszu steht ziemlich schlecht; er hat seinen Kredit überall erschöpft,“ und nebenbei fügte er in gleichgültigem Ton hinzu: „Uns hat er bis jetzt verschont. Ich weiß nicht, welchen Zweck er haben mag.“

Johann Hubert fiel in diesem Augenblick Frau Hosszu ein, die häfelt und nicht aufblickt, hinausgeht und unerwartet zurückkehrt. Der abweisende Ton seines Vaters haftete in seinem Ohr: Welche Zwecke sie haben mögen? Und Sophie? Nein, sie hält es nicht mit den übrigen. Er verteidigte das Mädchen vor jedem Verdacht, der in ihm selber aufsteigen konnte. Er fühlte deutlich, daß sie ihm teuer war.

Johann Hubert hörte nicht, wie die Alabasteruhr zehn schlug. Die Stimme seines Vaters schreckte ihn auf:

„Es ist spät. Gute Nacht, mein Sohn.“

„Gute Nacht, Herr Vater!“ Er küßte dem Baumeister die Hand und schloß behutsam die Thür hinter sich.

Sein Schlafzimmer lag jenseits des Kinderzimmers. Hier stand alles so peinlich genau an seiner Stelle, wie die Halsbinde an seinem Hemdtragen saß. Auf dem Toilettentisch lagen Bürsten und Kämme, Flasche und Ziegel, alles genau nach der Größe geordnet.

Johann Hubert zählte das Geld in seiner Börse. Dann tat er das Ganze in eine Mabasterschale. Auch das perlenbesetzte Zigarrenetui legte er daneben hin. Während er den kleinen Schlüssel vorsichtig in der Uhr drehte, verlor er sich in Gedanken. Seine Hand hielt inne, als widerstrebte es ihm, der Zeit auf ihren Weg zu helfen, und der kleine Schlüssel blieb in der Uhr stecken.

Die Erinnerung an seine vergangene Jugendzeit stieg in ihm auf. Er dachte daran, daß er von allem, was er für sein eigenstes Selbst erstrebte, nichts hatte erreichen können. Eine brennende Sehnsucht nagte an ihm. Das verzweifelte Sehnen des reifen Mannes, in das sich die Furcht vor dem Vergehen mischt, eine Sehnsucht, deren Stunden schon gezählt sind. Er sehnte sich nach dem Weibe, wie die Jugend sich nie nach ihm sehnen kann. Nach dem Weibe, das sich hingebungsvoll fügte, das schwächer wäre als er. Ihm fiel eine kleine Puzmacherin ein. Wie hatte er sie geliebt, weil er herrschen konnte über sie Das Bild Sophiens verschmolz plötzlich mit dem verblaßten Bilde jenes einfachen armen Mädchens.

Johann Hubert dachte ohne jeden Übergang an

sein
sein
antr
Hoff
verf
gab
klar,
such
mei
E
inne
voll,
Abs
dura
Es r
in f
W
Er
ersch
Rich
war
E
fort,
leise
und
ihn

seine Kinder. Würde ihnen Sophie eine gute Mutter sein? Vergebens fragte er sich; er konnte nicht antworten. Frau Hosszu, der Scheuerlappen, Simon Hosszus übelklingender kaufmännischer Name, seine verfliegenen Pläne, seine gefährliche Überredungsgabe Er erschrak vor diesem Einfluß und fühlte klar, daß sich von nun an zwei Gegner seiner Sehnsucht entgegenstellen würden: der Wille des Baumeisters und sein eigener klarer Verstand.

Sophiens schöne Augen schauten ihn durch die Erinnerung an. Sie blickten traurig und vorwurfsvoll, wie die Augen eines andern Mädchens, als er Abschied genommen hatte. Ein quälender Schmerz durchfuhr Johann Hubert. Er erkannte ihn wieder. Es war die Qual der Sehnsucht, die er schon einmal in seiner Jugend niederzwingen mußte.

Vergangenheit und Gegenwart verfloßen in eins. Er konnte sie nicht scheiden, und wie in alter Zeit erschien ihm auch jetzt jeder Weg versperrt. Das Licht, das ihn in den letzten Monaten umspielt hatte, war erloschen.

Er drehte den Schlüssel weiter in seiner Uhr, fuhr fort, wo er innegehalten hatte. Und die Zeit, die leise tickte, bedeutete ihm fortan wieder nur Arbeit und Entsagung. Aus dem Spiegel gegenüber schaute ihn alt und müde sein eigenes Gesicht an.

Zehntes Kapitel

In der innern Stadt bereitete man das hundertjährige Jubiläum der Dreieinigkeitsapothek vor. Auch die vornehme Bürgerschaft der übrigen Stadtviertel war zu dem Feste geladen.

Auf dem Servitenplatze vor dem Hause des Apothekers Müller standen Leute und schauten in die anlangenden Wagen hinein.

Im Hause war überall ein schwacher Medizingeruch zu spüren. Über die Treppe war ein Teppich gebreitet, was auf die Gäste einen feierlichen Eindruck machte. Der Weinhändler Gal und seine Frau, die sehr schlecht miteinander lebten, schritten, unter der festlichen Wirkung des Teppichs, Arm in Arm die Stufen hinauf. Gerade in diesem Augenblick hielt der Ulwingsche Wagen vor dem Tore.

Der Apotheker empfing seine Gäste mit Komplimenten an der Thür.

Auf den Spiegellkonsolen im Salon standen neu-modische Modérateurlampen. Die vielen Krinolinen verengten den Raum. Die Gesichter der Menschen waren ein wenig geröthet. Leise, feierlich sprachen sie untereinander.

Die Frau Bürgermeisterin verbreitete einen starken Lavendelgeruch um das Sofa. Die abgenutzte Perücke Stavjarskys erschien grün im Lichte der Öllampen.

Es kam die Familie Hoffzu. Sophie war abgemagert und trug ein dreijähriges Kleid. Christoph erkannte es wieder. Er wurde traurig, er mußte selbst nicht weshalb, wandte gewaltsam den Kopf zur Seite und sah Sophie nicht an; fühlte nur, daß sie da war, und auch das war schon so gut.

Durch die Thür traten jetzt, der Größe nach, die drei Fräulein Münster. Sie waren dick und blaß. Auf der Haube von Frau Georg Martin Münster flatterten breite lilafarbene Bänder. Zuletzt traf der Leinwandgroßhändler Walter mit seiner Familie ein. Einen Augenblick wurde es still. Die schöne Frau Walter pflegte man nur in engerem Kreise einzuladen, denn der Leinwandgroßhändler hatte sie von der Bühne in sein ehrenwertes bürgerliches Haus heimgeführt. Sie war einst Sängerin im deutschen Komödienhaus gewesen, und das konnte man denn doch nicht vergessen.

Während des Abendmahls hatte Anna den jungen Adam Walter zum Tischnachbar. Das vollgepfropfte Eßzimmer erfüllte sich mit Speisengeruch und Wärme. Auf dem Tisch stand die herkömmliche *Croque en bouche-Torte*.

Annas Blick blieb an Christoph haften. Er erschien auffallend blaß zwischen den erhigten, gedunsenen Gesichtern. Am Ende des Tisches saß stumm und in sich zusammengesunken Sophie. Schon zweimal hatte sie ihr Glas zum Munde erhoben und nicht bemerkt, daß es leer war. Ignaz Holb, der erste Laborant

der Apotheke zur Dreieinigkeit, bog sich zudringlich zu ihr hinüber.

Wollos beobachtete Adam Walter unterdessen Anna. Sie mutete ihn fremdartig an in dieser Umgebung. Eine beunruhigende Frühlingsruhe lag über ihrem schmalen Gesicht. Dem jungen Manne schien es, als ob ihr Haar sein tiefes warmes Gold unter ihre Haut ausstrahlte und an dem rührend jungfräulichen Halse hinabglitte. Ihr Kinn machte einen starrsinnigen Eindruck, es war das verfeinerte Ulwingsche Kinn. Die Nase war gerade und kurz, ihr Lächeln hob die Mundwinkel anmutig nach oben.

Er sah auf ihre Stirne. Die schönen Augenbrauen erschienen fast hart.

„An was denken Sie jetzt?“ fragte er unwillkürlich.

Anna blickte ihn überrascht an. Sie kannte ihn seit ihrer Kindheit, hatte aber bisher noch nie mit ihm gesprochen und wußte nur, daß er und Christoph dieselbe Klasse besuchten, daß er ein schlechter Schüler war und gut Geige spielte. Adam Walter hatte die braunen unruhigen Augen seiner schönen Mutter, seine Stirn war niedrig und breit, seine Schläfenknochen vorstehend.

„Glauben Sie, daß man auch Fremden sagt, was man denkt?“

„Wenn man mutig ist — ja,“ antwortete der junge Walter. „Ich will alles sagen dürfen, was mir in den Sinn kommt. Auch das, daß diese Menschen da um uns unerträglich langweilig sind. Haben Sie es nicht

bemerkt? Kein einziger traut sich etwas auszusprechen, was nicht schon ein anderer einmal gesagt hat. Keiner tut etwas, was sein Vater oder seine Mutter nicht schon getan hätten."

Adam Walter fühlte, daß er die Aufmerksamkeit des Mädchens gepaßt hatte, und wurde kühner.

„Die alle da haben gar keine Berechtigung. Wer unter ihnen höher gewachsen ist, muß sich krumm halten, damit man es nicht vor der Zeit bemerkt. Sonst schneidet man ihm den Kopf oder die Füße ab: der Ordnung halber. Nachplapperer ihrer abgedroschenen Wahrheiten, das ist's, was sie brauchen. Ein für allemal festgenagelte Größen. Bitte, lachen Sie nicht, denn so ist es. Vorhin sagte der alte Münster zu Staviarsky, daß die Musik zum „Vampyr“ und „Robert dem Teufel“ die schönste Musik der Welt sei. Und immer nur Marschner und Meyerbeer. Und Rossini ist der größte. Und der arme Schubert. Das ist natürlich bequem. Die kann man in Sicherheit bewundern. Sie sind schon abgestempelt. Aber leider ist das alles nur Jahrmарtsmusik. Und Schubert ist ein zahmer Frühlingsregen. Viele kleine Tropfen. Laue, weiche Tropfen. Oder vielleicht nicht? Weshalb schütteln Sie den Kopf? Sie lieben Schubert? Bedauere, bedauere sehr. Ich sagte es ja nur, um zu beweisen. . .“

Er unterbrach sich und starrte in die Luft.

Er übertreibt, dachte Anna und unterdrückte in sich, was zur Freiheit drängte. Sie mußte an ihren

Großvater denken, der so viel gebaut hatte. Und dieser junge Mann? Seine Worte rissen nieder, was sie berührten.

„Sie übertreiben,“ sagte sie laut, „mich hat man gelehrt, man müsse das Alter ehren und alle die, die früher waren.“

„Das ist nicht wahr!“ Adam Walter antwortete rasch und ohne zu überlegen. „Ich hasse jede frühere Zeit, weil sie der meinen im Wege steht. Das Gewesene ist eine Last. Das Kommende hat Schwingen. Ich will fliegen.“

Anna folgte ängstlich seinen Worten. Was sie hörte, zog sie an und stieß sie doch auch ab. Seit ihrer Kindheit war sie es gewohnt, jeder Regung, die die Achtung der Menschen und Dinge antastete, zu widerstehen, als würde sie mit solchen Gedanken eine Ungehorsamkeit begehen. Und dieser Fremde sprach jetzt so vieles aus, was sie in ihrer Einsamkeit unklar und beklemmend empfunden hatte.

Adam Walter redete von seinen Plänen. Er wollte ins Ausland gehen, nach Weimar. Konzerte, Erfolge. Und Sonaten würde er schreiben und seine große Oper.

„Was bisher war, taugt nichts. Was sie machen, ist schlecht, weil sie es machen. Schaffen muß man aus Lehm und Erde. So wie Gott. Gerade so. Ja, sogar der Lehm muß neu geschaffen werden Ist es nicht so? Der Künstler muß ein Gott werden, sonst ist's besser, wir verkaufen Leinwand.“

Se
liche
Auge
Jugen
wand
Mann
zornig
„W
Mutte
zwei
hört.
Stimm
bürge
was
weh.“
Er
„S
sich da
Oder
war
An
für ei
Ba
„M
gesag
Schül
Säng
Etr
diese

Seine unruhigen Augen hatten einen eigentümlichen Glanz. Anna fielen zwei ferne fieberhafte Augen ein und ein Wort, das klang, als sagte man: Jugend. Mit einem Male fühlte sie sich freier. Sie wandte sich zu Adam Walter. Doch der junge Mann dachte schon an etwas anderes. Er runzelte zornig seine niedrige Stirn.

„Wissen Sie, daß sich mein Vater der Kunst meiner Mutter schämt? Und wie herrlich sie singt, wenn wir zwei allein sind. Sie und ich! Wenn es niemand hört. Mein Vater verbirgt diese schöne, vergängliche Stimme unter seiner Leinwand. Und das ist euere bürgerliche Gesellschaft. Nur das soll Wert haben, was man mit der Elle messen kann. O, das tut weh.“

Er blickte beunruhigt auf:

„Sagten Sie etwas? Nein? Also bitte, stellen Sie sich das doch nur vor: er versteckt einfach ihre Stimme. Oder wissen Sie es vielleicht nicht? Meine Mutter war Sängerin.“

Anna wurde verlegen. Auch sie hielt das bisher für eine Schande.

Walter fragte hastig:

„Nicht wahr, Sie singen auch? Stavarsky hat es gesagt. Ja. Ich erinnere mich. Von allen seinen Schülerinnen sind Sie die begabteste. Wollen Sie Sängerin werden?“

Etwas im Innern des jungen Mädchens wies diese Frage beinahe entrüstet zurück.

„Aber warum denn nicht?“ Adam Walters Frage klang bestürzt.

Anna ahnte nicht, daß sie geantwortet hatte, als ihr Blick auf Frau Walter fiel, die immer als eine Außenstehende unter den übrigen lebte.

„Ich verstehe,“ sagte der junge Mann höhnisch. „Nur wenn es sich um andere handelt, sind Sie nachsichtig und weitherzig; Ihrem eigenen Leben gegenüber hat Ihre Nachsicht Grenzen.“

Anna wußte, daß er die Wahrheit sagte. Nur ihr Denken hatte sich heute seiner Fesseln entledigt; doch ihre persönliche Bewegungsfreiheit hielt etwas noch gebannt und gefangen. Vielleicht die unsichtbare Kraft der alten Dinge und der alten Menschen.

Plötzlich wurde es still im Zimmer. Jemand stand an dem langen Tisch auf. Es war Doktor Gardos, der Protomedikus mit dem Runzelgesicht, der seinen Kranken immer nur Arnikaumschläge und Nuxvomica verordnete. Er wollte sprechen. Ferdinand Müller schloß die Augen halb, als erwartete er, daß man ihn streichle.

Anna hörte nicht zu, wie der Protomedikus die hundertjährige Geschichte der Dreieinigkeitsapothekes und der Familie Müller erzählte. Sie spielte mit ihren eigenen Gedanken wie ein Kind, dem man aus dem Glaschrank ein langersehntes Spielzeug endlich in die Hand gibt.

Nach dem Doktor Gardos sprachen andere. Die

Müße der Croque en bouche-Lorte stand schief; das Abendessen war zu Ende.

Im Nebenzimmer stellten zwei Apothekergehilfen eine verhüllte Tafel auf; Staviarsky begann auf dem Fortepiano einen Marsch zu spielen; die Gäste standen im Halbkreis: Ferdinand Müller enthüllte die geheimnisvolle Tafel. Entzückte Ausrufe wurden laut.

„Welch eine scharmante Aufmerksamkeit....“

Dem Apotheker kamen Tränen in die Augen. Die Freunde seiner Familie und das Personal der Apotheke hatten ihn mit einem neuen Firmenschild überrascht. Die zwei vergoldeten Jahreszahlen prangten darauf — zwischen ihnen ein Jahrhundert. Darunter war ein großer, weißer Askulapkopf zu sehen, der die Gesichtszüge des Apothekers Ferdinand Müller trug. Auch den Wadenbart und die Warze auf der linken Wange hatte man nicht vergessen, nur die Brille fehlte.

Anna und Walter sahen einander an. Eine unbezwingbare Lachlust hatte sich beider bemächtigt, und über die Köpfe der Menschen hinweg waren sie Freunde geworden.

Staviarsky spielte den Marsch immer rascher. Die Krinolinen begannen sich zu drehen. Schwebende, bauschige Tarlatanreifen. Rosenfarbige, gelbe, blaue. Beim Fortepiano tanzte man schon.

Sophie geriet einen Augenblick an die Wand neben Johann Hubert. Sie sah ihn mit den großen schattenden Augen an, als wollte sie eine Frage stellen. Doch

in Johann Huberts Blick lag etwas Kaltes, Unwider-
russliches. Das Mädchen wandte sich ab, ihre Augen
blieben an Christoph haften.

Dem hübschen, hochgewachsenen jungen Mann
war es, als liebevolle Sophie sein Gesicht. Er sah
aufmerksamer hin. Das Mädchen erschien wieder fast
herzlos gleichgültig, und Christoph ging müde zur Tür
hinaus. Um einen grünen Tisch saßen alte Herren
und Damen beim Lomberspiel. Er schritt durch
das Zimmer des Apothekers Müller und gelangte
dann in eine stille kleine Stube. Hier war niemand.
Die milchweiße Glasugel der Lampe wiederholte
sich im Spiegel.

Christoph warf sich in einen Lehnstuhl und begrub
sein Gesicht in beide Hände. Der Klang des Forte-
pianos schlug in scharfen, splitterhaften Stücken an
seine Stirn. Anfangs verursachte ihm das Schmerz.
Dann fiel ihm ein, daß dieser Walzer Sophien be-
rührt hatte, ihre Haare, ihre Rippen, ihre Brust.
Er war über sie hingeglitten und kam nun von ihr,
in seinem schwebenden Dreivierteltakt, darin sich
geheimnisvoll der Rhythmus der Liebe barg. Er
kam von ihr und brachte etwas von ihr mit sich.

Christophs Kopf neigte sich vor, als wollte er seine
Lippen auf diese Töne drücken, um sie zu küssen.
Ja, es war die gleiche, freisende Musik, die er in seiner
unendlichen Sehnsucht fühlte. Der gleiche dreifache
Rhythmensschlag pochte gewaltig in seinem Innern,
wenn er sich vorstellte, daß Sophie durch die Nacht

zu i
ert
hebt
sein
E
sich
Chri
„Se
nich
S
„S
E
Stin
rühr
„S
Mäd
B
Aug
gew
west
ließ
„A
„D
und
S
das
„A
wir
P
I

zu ihm käme und ihn lieben wollte... Ihr Schritt ertönt. Ihr Atem ist warm. Ihre Brust senkt und hebt sich, und wenn sie sich hebt, berührt sie immer sein Gesicht.

Er wagte nicht sich zu bewegen, hatte Angst, daß sich alles auflöste, wenn er die Augen öffnete. „Kleiner Christoph“ so sagte sie ihm einst in alter Zeit. „Jetzt träume ich,“ flüsterte er heiser. „Man darf nicht atmen, denn dann ist es aus.“

Sein Traum liebte ihn wieder.

„Kleiner Christoph“

Er erbehte. Das war Wirklichkeit. Sophiens Stimme. Ihr Atem. Und ihre Brust lebte und berührte sein Gesicht.

„Haben Sie mich noch immer lieb?“ fragte das Mädchen.

Verzweiflung spiegelte sich in Christophs matten Augen. Also wußte sie es? Also hatte sie es immer gewußt, was er unter so vielen Qualen verbarg. Aber weshalb war sie dann nicht besser zu ihm? Weshalb ließ sie ihn so viel leiden?

„Lieben Sie mich?“

„Ich habe Sie immer geliebt,“ antwortete er leise, und seine Stimme glich einem erstickten Schluchzen.

Sophie streichelte ihn, wie man ein Kind streichelt, das man trösten möchte.

„Armer kleiner Christoph Und so arm sind wir alle“

Plötzlich hielt ihre lieblosende Hand inne auf der

reinen Knabenstirn, wo Christophs Haar, wie bei seinem Vater, in einer schönen Linie abstieg. Sie legte seinen Kopf zurück. Er ließ mit fast mädchenhafter Hingabe Sophie gewähren. Sie beugte sich über ihn und sah ihn lange traurig an, als nehme sie Abschied. Dann küßte sie seinen Mund.

Ein Kuß, lange bewahrt, einem andern bestimmt, und der doch die Erlösung einer ganzen Kindheit war.

Christoph stöhnte auf, als würde er verwundet, und mit der ersten männlichen Bewegung seiner beiden Arme zog er das Mädchen ungestüm an sich.

Sophie wehrte ihn ab und machte sich los. Aber von der Schwelle blickte sie noch einmal zurück, und dann war sie nicht mehr da. Christoph hatte das Gefühl, als hätte sie sein Leben mit sich genommen.

Er ging ihr nach. Neben dem Lombertisch reckte er sich empor, um noch höher und männlicher zu erscheinen. Er mußte lächeln: diese da wußten von nichts. Keiner wußte etwas. Nur er und Sophie, nur sie beide allein wußten um etwas, das den andern verborgen blieb. Und dies war ein Gefühl, als hielten sie sich umschlungen unter den Menschen, die nichts sahen.

Im Salon wurde noch immer getanzt. Sophie tanzte mit Ignaz Hald. Christoph konnte es nicht recht begreifen, wie ihr das jetzt möglich war. Und dabei sah sie aus, als hätte sie alles vergessen. Und ihre Züge verrieten nichts. Süße Komödiantinnen sind die Frauen.

Sein Blick fiel auf den Laboranten Hold. Er tanzte wie die gewöhnlichen Leute und drehte sich emsig in einem kleinen Kreise mit dem Mädchen. Seine dicke Stumpfnase begann zu glänzen, er atmete durch den offenen Mund. Die Spitzen seiner Schuhe krümmten sich aufwärts, an seiner Weste baumelte ein großes Karneol-Anhängsel, ein Pferdekopf, gerade dort, wo ein Knopf sich stark spannte. Den knöpft er bestimmt unter der Serviette auf, dachte Christoph, und hatte Lust zu lachen. Dann hörte er hinter seinem Rücken sprechen. Er wurde aufmerksam.

„Auch ich würde ihm meine Tochter geben,“ sagte Ferdinand Müller. „Ein wohlhabender gottesfürchtiger Mann. Simon Hosszu hat Glück. Er ist ja ganz zugrunde gegangen. Und Fräulein Sophie ist nicht mehr jung.“

Christoph lächelte mit stolzer Verachtung. Diese wußten nichts. Er suchte Sophiens Blick: das Gesändnis, daß sie zusammengehörten, die Verkettung aneinander, von der alle übrigen ausgeschlossen waren.

Doch das Mädchen befand sich nicht mehr unter den Tanzenden, und so verlor alles seinen Sinn. Er mußte an die kleine stille Stube denken: Unsere kleine Stube Und er wollte hingehen.

Auf der Schwelle aber stockten seine Schritte.

Sophie stand, wo sie früher gestanden hatte, genau an derselben Stelle und vor ihr der Laborant. Christoph sah es ganz deutlich. Er sah auch den spannenden Knopf, auch den Pferdekopf auf seinem

Bauch. Und doch wirkte all dies auf ihn wie eine furchtbare Lüge. Der Pferdekopf geriet in Schwung und berührte Sophie. Ignaz Hold spreizte sich in die Höhe. Er küßte den Mund des Mädchens...

In Christophs Hirn versagte etwas. Er wollte schreien, aber seine Stimme schlug in ein jämmerliches, lallendes Gurgeln um. Der Fußboden senkte sich ein wenig und schnellte plötzlich empor. Es wurde ihm übel, als hätte ihm jemand einen Faustschlag in den Magen versetzt. Mit steifen ruckweisen Schritten ging er durch die Zimmer, und in seinen Blicken war etwas von den hilflosen Handbewegungen eines Ertrinkenden... Im Salon lächelte er mit verzerrten Lippen. Dann war er müde.

„Der Kopf schmerzt mich,“ sagte er zu Apotheker Müller im Flur.

Auf der Straße begann er zu laufen. Er wollte an die Donau gelangen, und unbewußt trieb es ihn durch ein enges Gäßchen. Unter der Ecklaterne stieß er mit etwas zusammen. Er war gegen einen weichen warmen Körper gerannt. Der Hut fiel ihm vom Kopfe.

„Bist du es?“ kreischte eine weibliche Stimme und begann zu fluchen.

„Für wen halten Sie mich?“ Die Nähe des weichen Körpers war ihm peinlich. Er trat zurück und hob seinen Hut auf.

Das Mädchen lachte frech. Eine Weile musterte sie Christoph neugierig. Der Anzug des jungen

Mannes war aus feinem Zeug, sein Hemdkragen rein, seine Halsbinde weiß. Mit einem Male wollte auch sie fein erscheinen.

„Ich habe auf meinen Bruder gewartet,“ sagte sie mit halber Stimme. „Ich wohne hier neben dem Fischmarkt. Vielleicht begleitet mich der junge Herr nach Hause?“

„Und Ihr Bruder?“

Das Mädchen zuckte die Achseln, und schon gingen sie nebeneinander in dem engen Gäßchen. Der Schein der spärlichen Laternen hob ihre Gestalten aus dem Dunkel hervor, als hätten sie lichtere Höhen erklimmen. Dann aber sanken sie wieder in Finsternis zurück. Zwischen den Dächern wölbte sich eine umgestürzte blaue Tiefe: der schmale Himmel mit den Sternen auf seinem Grunde. Fremd blinzelte da und dort in den Fenstern irgendein kleines Licht. So wie die Menschen hinter guten festen Mauern teilnahmslos auf die Ausgestoßenen sehen.

Christoph fühlte sich unendlich einsam. Sogar die klopfenden Schritte des Mädchens hörten nicht zu ihm, die Dunkelheit war ganz leer. Alles war Lüge hinter den Fenstern und Türen. Die Reinheit, die feinen Verbeugungen, die Küsse Tränen flossen über sein Gesicht.

Das Mädchen blieb vor dem Tore eines niedrigen Hauses stehen. Ihre stumpfen Tieraugen blickten starr in Christophs Augen hinein. Er weinte. Sie kannte das. „Im Anfang weinen sie und sind

demütig wie die Hunde. Später wird alles anders."

Sie begann sich langsam in den Hüften zu wiegen und schmiegte sich an ihn.

„Komm herein . . .“ Ihre Stimme war belegt und schnurrend wie die eines Raubtieres, dann streckte sie sich wie zum Sprung und drückte ihre feuchten Lippen auf den Mund des jungen Mannes.

Er stieß sie mit Ekel von sich. Das Mädchen taumelte gegen das Tor; ihr Kopf schlug hart an den Pfosten. Christoph kümmerte sich nicht darum. Er griff verzweiflungsvoll an seinen Mund. Dort, gerade dort, wo er vorhin Sophiens Kuß gefühlt hatte . . . Jetzt blieb nichts mehr von ihm; auch auf seinen Lippen war er vergangen. Etwas anderes hatte sich an seine Stelle gedrängt. Christoph begann zur Donau zu rennen. Während des Laufens rieb er seine Hand an den Mauern der Häuser, als wollte er sie von der weichen Wärme reinigen, die an ihr klebte.

Unter der Ecklaterne blieb er stehen. Alles drängte sich ihm wieder in die Erinnerung, er schrie auf und lief zurück. Er wollte sie noch einmal schlagen, stärker jetzt, mit der Rachgier des Ekels. Unglaubliche Notheiten fielen ihm ein, von denen er nicht wußte, daß sie in ihm geschlummert hatten. Unreine Worte, wie sie gemeine Männer auf der Straße schreien. Worte! Auch das waren Faustschläge. Faustschläge für alle Frauen.

Das Mädchen stand noch immer neben dem Thor. Ihr Oberkörper bog sich zurück, sie hielt die beiden Arme hoch erhoben und wand ihr Haar, das sich durch den Stoß aufgelöst hatte, mit trägen Bewegungen um den Kopf.

Christoph starrte sie mit weitgeöffneten, wahnwitzigen Augen an. Auf ihre Bewegung sah er wie auf einen Toten, der auferstanden war und zurückkehrte. Wie sich ihre Brust spannte unter den erhobenen Armen Er begann zu taumeln und streckte seine Hand wimmernd in die Luft.

Das Mädchen ergriff die ausgestreckte Hand und zog Christoph durch das Thor zu sich hinein. Der Jüngling fühlte bloß, daß etwas in seinen Willen griff, etwas, wovon es kein Entrinnen gab.

Zu beiden Seiten des schmutzigen langen Hofes dunkelten viele niedrige Türen. Hinter der einen erscholl ein rohes, schreckenerregendes Lachen. Aus einer Thürze drang rötliches Licht.

Christophs Schritt war unsicher auf dem holprigen Boden. Er trat in den übelriechenden Rinnstein und schüttelte sich vor Grausen. In seinem Innern waren furchtbare Erwartung, gespannte Angst und namenloser Schmerz.

Das Mädchen ließ seine Hand nicht mehr los, sie schleppte ihn wie eine Beute mit sich. Am Ende des Hofes knarrte die Thür, und das Dunkel eines dumpfigen Zimmers sog sie beide in sich.

Elftes Kapitel

In den Städten schläft die Nacht niemals ganz ein. Sie ist immer wach. Zuweilen öffnet sie ihr Auge in einem Fenster und blinzelt mit den Lidern. Ein Thor schließt sich wie ein gährender Mund. Schritte kommen. Ihr Echo schlägt an die Mauer der Häuser und wandert in das Nachbargäßchen, wo ja doch auch niemand geht.

Tief und kühl atmete der große Strom. Die Sterne erloschen am Himmel. Christoph wandte sich vom Fischmarkt nach der Donauzeile. Manchmal hielt er inne im Gehen, dann klangen seine Schritte müde und ungleichmäßig zwischen den schlafenden Häusern. Mit bitterer Verachtung dachte er zurück. Das ist alles? Das Geheimnis der Erwachsenen, nur das? Dann zog er den Hut in die Stirn. Es wäre ihm unangenehm gewesen, hätte ihm jemand jezt in die Augen gesehen.

Florian öffnete eben das Thor. Sein Wesen legte in gleichmäßigen Bogen über das Pflaster des Bürgersteigs. Als er mit seiner Arbeit fertig war, ging er ins Haus. Christoph schlüpfte unbemerkt durch das Thor.

Er blickte furchtsam gegen die Treppe. Von oben fiel ein Lichtschein von einer Stufe auf die andere. Er begriff nicht sofort, was vorging, fühlte nur die Gefahr und verbarg sich rasch in der Mauernische des Kellereingangs.

Schwere sichere Schritte kamen herab. Sie kamen unaufhaltbar, und Christoph war es, als wuchtete ihr Klang auf ihm. Beugend kauerte er nieder, als er seinen Großvater erblickte. Er ging arbeiten. In der Hand hielt er eine Kerze, und sein Schatten an der weißgetünchten Mauer schien dem geduckten Knaben übermenschlich groß. Im Lornweg dehnte sich der Schatten, gelangte dann in den Hof, bog sich über die Mauer. Er mußte sich auch über die Häuser strecken, über die ganze Stadt hin. Christoph blickte ihm nach, sah sein Ende nicht und fühlte sich in der dunklen Mauernische unendlich klein und elend neben dem mächtigen Schatten.

Taumelnd vor Erschöpfung stahl er sich über die Treppe, dann auf den Fußspitzen durch den Korridor. Die eine große Fliese saß locker in den Fugen. Er wußte das seit langem und wich ihr aus, wie einem Verräter.

Vor Annas Thür blieb er einen Augenblick stehen. In der reinen Stille hatte er das Gefühl, als hafte Schmutz an seinem Gesicht, an seinen Händen, an seinem ganzen Leibe. Untilgbarer schmählischer Schmutz.

Dann lag er, wie einst in seiner Kindheit, lange mit offenen Augen wach im Dunkeln. Die Dunkelheit war so leer wie sein Herz. Die Wünsche waren zerstoßen, nur Ekel und Müdigkeit blieben in seinem Blute.

Er erwachte durch das Geräusch von schweren Last-

wagen, die durch den Lornweg polterten. Arbeiter-
schritte trabten nach dem Zimmerplatz.

Der Baumeister Ulwing hatte nicht nur Plätze
und Häuser gekauft. Jetzt war alles billig. Auch
Baumaterial hatte er von den zugrunde gegangenen
Unternehmern an sich gebracht. Eine Riesenmenge
Bauholz, damit die Firma bereit stünde, wenn die
Zeit der Arbeit kommen würde.

Christoph bekümmerte sich um all das nicht. Alles
war ihm gleichgültig in dieser Zeit. Sogar, daß
Sophie Hosszu die Braut von Ignaz Hald wurde,
ließ ihn kalt. Ihm fiel der Pferdekopf aus Karneol
ein, der hin und her baumelte und Sophie berührte.

Eine Woche verging. Christoph sprach kaum ein
Wort im Hause, doch so oft Anna zu reden begann,
verzog er höhnisch sein Gesicht, als wollte er seiner
Verachtung gegen alles Weibliche an ihr Genüge tun.
Noch nie hatte er sich so stark und frei gefühlt wie jetzt.

Dann in einer Nacht durchfuhr ihn scharf und
schneidend wie ein Messerschnitt eine Erinnerung.
Eine seelenlose Erinnerung, die nur einen Leib hatte:
einen Frauenleib.

Die Schwärze der Nacht bevölkerte sich. Immer
mehr Gestalten kamen. Die Finsternis wandelte sich
allmählich zu einem großen Kessel, darin nackte Arme
wimmelten, weiche Linien, weiße Schultern, un-
edle weibliche Gesichter.

Den nächsten Tag ging Christoph nach dem Fisch-
markt. Er erkannte das Haus und pochte Als

er von dem Mädchen fortging, wußte er, daß er von nun an Geld benötigen würde.

Er dachte an seinen Großvater, an seinen Vater, die er immer nur arbeiten sah und nie Geld ausgeben. Was taten sie damit? Sie mußten viel Geld haben: fremde Leute hatten es ihm gesagt. Sogar das Mädchen mit den Tieraugen wußte das. Und auch die andern mit den geschminkten Gesichtern, die ihm zunickten, daß nur er es sähe. Woran erkannten sie ihn? Und was wollten sie von ihm? Warum krochen sie aus den schmutzigen Häusern hervor, wenn er vorüberging? Warum warteten sie auf ihn an den Gassenecken? Warteten und boten sich an und folgten hartnäckig seinen Schritten. Nachts, wenn er schlafen wollte, kam ihr Bild. Das Zimmer füllte sich. Sie setzten sich auf sein Bett. Würgten ihn, daß er ihnen Geld gebe. Aber woher sollte er es nehmen?

Möglichlich sah er wieder seinen Großvater vor sich, wie er ihn von der Mauerecke des Kellereingangs gesehen hatte: den mächtigen Schatten in der Morgenfrühe. Er duckte sich und empfand Scham über seine früheren Gedanken. All das war schmähslich. Auch er würde arbeiten, stark und ehrlich wie die Alten, und zu jedem gut sein. Auch zu Anna. Und nie mehr zu dem tieräugigen Mädchen gehen.

Doch als die Stunde kam, befiel ihn wieder die Unruhe. Um sich zu bezwingen dachte er an das Bild seines zur Arbeit schreitenden Großvaters.

Das Bild verblaßte, wurde kraftlos, und wieder zehrte der quälende häßliche Zwang an ihm. Auf der Treppe wußte er schon, daß er umsonst gegen sich selber kämpfte: er mußte nach dem Fischmarkt gehen.

Im Lorrweg erblickte er ganz unerwartet das glattrasierte Gesicht seines Vaters. Anna hielt einen Strauß von Fuchsen in der Hand.

„Komm mit uns auf den Friedhof zu Onkel Sebastian,“ sagte das Mädchen, als sie in den Wagen stieg.

Erst später, auf der Gasse, fiel es Christoph ein, daß er nicht geantwortet hatte. Doch der Wagen entfernte sich schon in der Richtung der Donau.

Auf dem Holzpflaster der Kettenbrücke wurde das Geräusch der Räder mit einem Male weicher. Die Brücke wiegte sich in gleichem sanften Schwunge mit den Wellen, als wären die Elemente des Wassers zu dem stolzen Gebilde über der Donau versteinert und erinnerten sich ihres Ursprungs. Anna schien es, als wären Brücke und Strom eins, und der Wagen schwämme darüber hin. Auf den zur Kette gereichten Eisenstangen spielte, wie auf den Saiten einer Riesenharpfe, das Sonnenlicht.

Hoch und blau stand der Himmel hinter dem Festungshügel. Jenseits, auf der Generalwiese, wuchs tiefes Gras aus dem blutgetränkten Erdreich. Hinter den Akazienbäumen standen zweifelnstrige Bürgerhäuschen mit grünen Bogentoren und steilen Giebelbdächern.

„
Z
„
war
E
Wag
grab
W
ein
Die
ein
Gän
Unm
Hirt
ganz
W
Chri
zwei
Bäu
W
ging
hatte
„
„
Hub
ganz
Einz
erzäh
Jhm

„Wie klein ist hier alles“

Johann Hubert blickte auf:

„Auch hier kann einmal eine Stadt sein. Pest war noch kleiner, als dein Großvater hinkam.“

Eine Schar Gänse flüchtete schnatternd vor dem Wagen. Hunde bellten. Am Ufer des Teufelsgrabens saß ein Hirt und blies die Flöte.

Anna blickte fremd umher und dachte dabei an ein Spielzeug ihrer Kindheit. Es war ein Meierhof. Die Wirtin war größer als der Stall und war auf ein rundes Brettchen geklebt. Auch die Bäume, die Gänse und der Hirt standen auf solchen Gestellen. Unwillkürlich blickte sie nach den Füßen des flötenden Hirten zurück und begann zu lachen. Sie fand die ganze Umgebung unwahrscheinlich.

Als sie weiter kamen, trennten sich die Häuser der Christinenstadt voneinander. Einsam saßen sie zwischen den Gemüsegärten, breit und bunt wie die Bäuerinnen im Sonntagsstaat.

Bei der städtischen Meierei hielt der Wagen. Man ging zu Fuß weiter nach dem Militärfriedhof. Dort hatten die Dfener Bürger Onkel Sebastian begraben.

„Warum?“ fragte Anna, „er war ja kein Soldat.“

„Aber er war ein Held,“ antwortete Johann Hubert, obschon er den Tod Sebastian Ulwings nie ganz begreifen konnte. Sein Vater schwieg über die Einzelheiten, und die Bürger in der Dfener Festung erzählten schöne, nebelhafte Dinge über den Vorfall. Ihm war es angenehm zu glauben, was die Leute

erzählten, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, und wenn man in einem Gespräch des Uhrmachermeisters gedachte, unterließ er es nie, bescheiden, aber doch mit Selbstgefühl zu erwähnen, daß der Held sein naher Verwandter war. Er lebte sich in die ihm so zukommende Würde ein und trug sie erhobenen Hauptes, wie seinen hohen Hemdkragen.

Anna erinnerte sich an etwas. Der Großvater hatte es ihr einmal — vor drei Jahren etwa — gesagt und sie dabei scharf angeblickt. „Die Bürger in der Festung halten Onkel Sebastian für einen Helden. Sie irren sich vielleicht. Du bist die einzige, die sich nicht irrt, wenn du ihn dafür hältst.“ Das war alles, was er sagte. Anna hatte sich die Worte gemerkt. Und von dieser Zeit an galt jener auch ihr als ein Held, den sie bis dahin einfach nur lieb gehabt hatte.

Im Friedhof standen die Bäume wie ein Wald um die Hügel. Ein Wald, darin man Tote begräbt. Hier paßten sich nicht die Bäume den Gräbern an, sondern die Gräber bequemen sich dem Willen des Waldes. Und das Leben sog üppige Kraft aus dem reichen Tode. An manchen Stellen hatten sich die steinernen Kreuze zur Seite geneigt und waren halb versunken im wuchernden Unkraut. Über ein Grabmal beugte sich eine Trauerweide wie eine Waldfrau, deren herabhängendes grünes Haar ein weinendes Gesicht verhüllte

Anna betete lange bei dem Kreuze Onkel Sebastians. Wortlos gingen sie weiter. Um die Gräber

blickten die goldenen Speere der niedrigen Eisengitter aus dem Grase. Trennende Grenzen auch hier zwischen den Toten, um sie voneinander zu scheiden. Und Anna dachte doch daran, daß die Toten in der Erde vielleicht einander die Hände reichten unter den Gittern.

Bei der Berglehne versanken die Hügel. Der Tod hielt hier inne, blieb zurück unter den Weiden, nur das Leben kam mit ihnen, nur der Wald begleitete ihre Schritte durch die sommerliche Stille.

Am Rande einer kleinen Lichtung lag ein Stroh-
hut im Grase. Überrascht blickten sie auf. Ein junger Mann stand unbedeckten Kopfes in der Lichtung und hielt sein Gesicht gegen die Sonne gewandt. Er wurde auf die Schritte aufmerksam. Seine Augen waren braun, und seine Blicke schienen dunkler als sein Auge, als wäre er zornig. Nun bemerkte er Anna. Das kleine Mädchen-
gesicht wollte ernst bleiben, aber schon lachten die Augen schelmisch, und die Mundwinkel waren nahe daran am Lachen. Der Fremde wurde verlegen.

Johann Hubert lüftete unter den Zweigen seinen aufgeplusterten Zylinderhut. Er erkundigte sich nach dem Wege zum Stadtmeierhof.

Der junge Mann zeigte die Richtung. Seine schöne männliche Hand war vornehm schmal und trug einen alten Siegelring mit grünem Stein. Sie gingen einige Schritte zusammen; beim Fußweg verneigte sich der Fremde stumm.

Anna nickte. Ihr breitkremziger Florentiner-Schäferhut wippte auf und nieder und warf einen flüchtigen Schatten in ihre Augen: sie bedauerte es fast, daß der Fußweg so nahe war. Hinter ihr entfernten sich schon die Tritte. Sie beugte sich und pflückte eine Blume. Jetzt erst sah sie, wie viele Blumen im Walde blühten.

Sie hängte ihren Hut über den Arm. Noch eine, noch eine Ein Strauß wuchs in ihrer Hand. Eine Glockenblume gab sich mit der Wurzel hin. Die Wurzeln hielten, wie sehr zarte kleine Vogelkrallen, ein Häufchen feuchter Erde umklammert. Anna dachte an den Fremden, sie atmete tief, und zum ersten Male spürte sie den Geruch der Erde. Als der Wagen zwischen den beiden Säulenmännern in den Lornweg fuhr, fiel es ihr ein, daß heute zum erstenmal Waldblumen in das alte Haus gekommen waren.

Auf der Treppe begegnete sie Christoph. Ihr Bruder hielt den Kopf starr; er schien zu lauschen. Jetzt hörte auch sie die Stimme ihres Großvaters. Die Stimme kam von weitem, vom Zimmerplatz her. Sie sahen einander fragend an.

Zwischen dem zum Trocknen aufgespeicherten Holz hatte ein Zimmermann seine Pfeife angezündet. Der Baumeister machte eben seinen Rundgang. Da erblickte er die kleine blaue Rauchwolke in der Luft. Das Blut stieg ihm in den Kopf, und er drohte dem Arbeiter mit der Faust. Hastig klopfte der Zimmer-

mann seine Pfeife aus und trat auf den brennenden Tabak. Ein Geselle neben ihm begann in seinem Schrecken den schönen großen Eichenbalken schief zu behauen.

Der alte Ulwing wurde dunkelrot vor Zorn, stieß den Gesellen zur Seite und riß ihm die Art aus der Hand.

„Sieh her, du!“ rief er mit einer Stimme, daß alle um ihn aufhörten zu arbeiten. Und die Art in seinen Händen schwang sich auf und sang wie ein Vogel aus Stahl. Späne splitterten: die Eiche erkannte ihren Herrn und spaltete sich nach dem Geheiß seines festen Willens.

Christoph Ulwing vergaß alles um sich. In tiefen Atemzügen sog seine Brust den Geruch des Holzes ein. Die von den Vätern ererbten Triebe und Bewegungen, die reiche Kraft seiner Jugend, von der angespannten geistigen Arbeit lange niedergehalten, brachgelegt durch den Wohlstand, erwachte nun mit elementarischer Stärke in ihm. Nur das Holz der Eiche, nur das gab es jetzt auf der Welt. Und für einen Augenblick durften die Menschen wieder den großen Zimmermann sehen, von dessen alter Kraft die greisen Meister den Jungen wachsende Legenden erzählten.

Einen Augenblick lang sahen sie ihn so, dann geschah etwas. Die erhobene Art löste sich aus seiner knöchigen Hand, taumelte haltlos durch die Luft, überschlug sich und fiel zur Erde. Der Baumeister

griff an seine Stirn, als hätte die Art sie getroffen, er begann zu wanken, grauenhaft zu wanken, wie wenn ein alter steiler Turm erbebt.

Keiner wagte ihn zu berühren. Die herbeigeeilten Arbeiter starrten wie gelähmt auf ihren Herrn.

Füger war der erste, der die Fassung erlangte. Er hielt seinem Prinzipal die Schulter hin.

Johann Hubert lief totenblaß über den Hof. Auf zwei stämmige Zimmergesellen gestützt, kam mit ungleichmäßig schwankenden Schritten der Baumeister. Seine krummgebogenen Arme umflammerten den Hals der Burschen. Die Ellenbogen standen höher als die Schultern. Neben den vor Anstrengung geröteten Gesichtern der jungen Arbeiter erschienen die Züge des Greisen fahl und larvenartig.

„Nicht dorthin,“ sagte er kaum hörbar, als man seinen Körper im Schlafzimmer zum Bett geleiten wollte. Er wies mit dem Kinn nach dem Fenster. Man schob ihm einen Lehnstuhl hin.

Das runzelige braune Gesicht des Protomedikus Gardos zeigte sich in der Thür. Als er das Zimmer verließ, machte er eine allverzichtende, demutsvolle Bewegung, wie sie nur der Priester und der Arzt zu machen verstehen: der Priester, wenn er am Altar vor Gott steht, der Arzt, wenn ihm der Tod entgegentritt.

„Die Kinder . . .“ Mühsam wandte der Baumeister den Kopf. Sein wirrer Blick tastete unsicher im Zimmer umher.

Christoph klammerte sich zitternd an den Tisch. Er fühlte, wenn ihn der große suchende Blick fände, würde er gerade sein Augenlid berühren und seine Augen einwärts pressen. Angsterfüllt zog sich sein Inneres zusammen. Sein Körper wollte sich verbergen im Raum.

Das also war der Tod?! Bisher hatte er ihn noch nie gesehen. Jetzt ahnte er schon, daß er grauenhaft hinter allen Dingen stand und den Menschen Angst in die Ohren raunte. Auch ihm hatte er sie zugerannt, als er ein Kind war und sich unter die Decke verkriechen mußte. Und er mußte aus dem Zimmer laufen, wenn die Kerze erlosch. Damals verstand er dieses Raunen noch nicht, und seine Angst verirrte sich und wandte sich gegen die Schreckgespenster, gegen die tiefe Stille, gegen die Finsternis. Und doch war alles nur der Tod.

Wie im Nebel sah er die andern um sich. Seinen Vater, Fäger, Gemming, und Jungfer Lina's länglich zugespitztes Gesicht war auch unter ihnen. Mit einer gemessenen Sicherheit, die fast unwahrscheinlich anmutete, bewegte sie sich zwischen dem Waschbecken und dem Lehnstuhl, ging und kam mit dem nassen Tuche in der Hand. Auf dem Korridor standen Zimmerleute. Schwere gedämpfte Tritte. Wechselnde erschrockene Gesichter in der Türöffnung. Eines verdrängte das andere. Und ihre Augen hatten einen Ausdruck, als blickten sie in eine Grube hinein.

Da erst bemerkte er Anna. Wie blaß sie war. Aber

ihre Bewegungen hatten nichts Ungewöhnliches. Jetzt kniete sie neben dem Lehnstuhl nieder, und ihr Gesicht war zwischen zwei wachsgelben Händen. Ein schlohweißes Haupt neigte sich über sie und sah sie lange an, unerträglich lange. Wenn er sie nicht mehr frei ließe, sie mit sich nähme?

Christoph schluchzte auf. Jemand stieß ihn an und schob ihn nach vorn. Auch er kniete schon vor dem Lehnstuhl. Jetzt, jetzt Der Blick des erlöschenden Auges hatte ihn gefunden. Zwei Wachshände griffen tastend in die Luft, krümmten sich, wollten etwas packen.

Der Jüngling fiel lautlos auf dem Fußboden zusammen. Dann wußte er nicht mehr, daß man ihn hinaustrug.

Allmählich wurde es dunkel im Zimmer. Die Schritte des Geistlichen hallten in der feierlichen Stille des Korridors. Die Schritte kamen und gingen wieder. Im Torweg roch es nach Weihrauch. Der Ministrant läutete auf der Straße. Es klang, als spiele er Ball mit den Tönen. Ein Haus gab dem andern die Nachricht weiter.

„Baumeister Ulwing liegt im Sterben“

Unten an der Treppe drängten sich die Menschen. Man hörte den schweren Atem des Baumeisters auf dem Korridor. Oben im Hofzimmer neigten sich angsterfüllte verweinte Gesichter über den Lehnstuhl.

Seit der Geistliche fortgegangen war, hatte Christoph Ulwing seine Augen nicht geöffnet. Er schwieg,

und sein Gehirn kämpfte verzweifelt mit der Vernichtung. Zu früh war es gekommen. Noch hatte er seine Arbeit nicht getan. Er empörte sich. So viele Pläne Er wollte etwas sagen, suchte nach Worten, doch er fand kein einziges mehr. Verloren waren die Wege zu den Menschen.

Zwischen sein Auge und die geschlossenen Lider kamen mit einem Male Farben, harte Farbensplitter, die hineinfielen und auf den Augapfel drückten. Gelbe Flecken, schwarze Ringe, ein rotes Zucken Dann fühlte er eine gute ruhige Schlaffheit in seinen Gliedern, wie in langvergangerer Zeit, als er ein Kind war und ihn seine Mutter in ihren Armen zu Bette trug. Und Bruder Sebastian Und sie wanderten zusammen, ohne Müdigkeit in gleichem, immer gleichem Schritt. Eine Stadt tauchte auf, Kirchtürme, Häuser, viele leere Bauplätze, die auf ihn warteten, damit er Häuser auf ihnen baue . . . Es ist Morgen und die Glocken läuten

Johann Hubert beugte sich zu seinem Vater. Er atmete noch, und sein Mund schien sich zu bewegen.

„Es ist Morgen!“ So stark sagte dies der Baumeister, daß alle zum Fenster blickten.

Über dem jenseitigen Winkel des Zimmerplatzes zeigte sich ein wunderbarer Dämmerchein. Föger sah auf seine Uhr; es war noch nicht Mitternacht.

Der Dämmerchein wuchs von Augenblick zu Augenblick. Roter Staub und jähe Lichtblitze. Zuerst nur zwei, drei, dann immer mehr und mehr.

Der kleine Buchhalter begann zu schwitzen, und plötzlich tauchte ein Mann mit einem Lederschurz in seinen Gedanken auf. Der Mann klopfte seine Pfeife aus und trat auf den brennenden Tabak. Jetzt erinnerte er sich schon ganz deutlich an die großen Arbeiterstiefel zwischen den Sägespänen, und in verzweifelter Selbstanklage erinnerte er sich auch daran, daß er dann nicht mehr hingesehen hatte.

Ein Mann lief über den Hof.

„Feuer!“

Der Ruf wiederholte sich. Gellte aus jedem Winkel des Hauses. Die Mauern unter dem steilen Dache wurden dunkelgelb. Eine unnatürliche Röte verbreitete sich über die Scheiben. Heftige Helligkeit flackerte durch die Zimmer.

„Feuer!“

Jetzt riefen es auch schon die Gassen. Beharrlich, scharf. Schritte jagten über das Pflaster. Wasserwagen polterten nach der Donau hinunter.

Johann Hubert rannte zur Tür. An der Schwelle schien er beinahe zu fallen, taumelte und wandte sich zurück. Er begann in krampfhafter Furcht zu rechnen. Qualvoll, verworren rechnete sein Hirn. Der Verlust war riesengroß. Die Unmenge Holz und Baumaterial. Das konnte die Firma zum Wanken bringen. Hilflos starrte er auf seinen Vater. Aber in dem Lehnstuhl saß bloß ein gespenstischer Greis, der wie eine Larve in den Feuerschein hinein lächelte. Von ihm

konnte er nichts mehr erwarten. Johann Huberts Knie begannen zu zittern.

Anna sah starr nach der Richtung des Fensters. Sie wagte nicht den Kopf zu bewegen. Etwas hinter ihrer Stirn wollte zusammenstürzen.

An der Hofmauer tauchten schwarze Gestalten auf. Sie gossen aus Eimern Wasser in das Feuer. Auch auf den Dächern der gegenüberliegenden Häuser standen Menschen. Über den Leerdöfen taumelten rußige Gespenster. Atembeklemmender Brandgeruch drang durch die Luft. Das Feuer verbreitete sich mit furchtbarer Kraft, es jagte schon gegen die Hofmauer.

Das Haus! Annas Herz schreckte mit einem Schlage auf. Eine schmerzliche Bangigkeit bemächtigte sich ihrer, sie fürchtete für das Haus wie für ein lebendiges Wesen, mit dem sie eng verknüpft wäre.

Draußen auf dem Zimmerplatz stürzte ein flammender Holzstapel zusammen.

In den schauerlich erhellten Zimmern wühlten Lüne und die Dienstmädchen kopflos in den weitgeöffneten Schränken.

Anna taumelte gegen die Wand. Sie wollten das Haus verlassen, sie wollten flüchten....

„Rettet es! Rettet es!“ schrie sie, kreidebleich im Gesicht.

August Fäger stolperte leuchtend zur Thür herein. Er brachte Nachrichten. Dann ging er. Und wieder war er da.

Jetzt brannte auch schon das Dach des Gerätespeichers. Die Luft zitterte vor siedender Hitze. Heiseres Krachen, Versten, prasselndes Zischen. Ein freischendes Durcheinander von Menschenstimmen.

Die halbzugefallenen Lider des Baumeisters bewegten sich kaum. Er hörte nichts, sah nichts, war allem rätselhaft entrückt.

Unter dem Fenster schrumpften die schwelenden Blätter mit trockenem Geknistern zusammen. In gleichmäßigen Zwischenräumen stöhnte der Ziehbrunnen im Hofe. Eine Spritze begann die heißen Wände zu besprengen.

In diesem Augenblick fiel ein schwerer, kurzer Klang aus der Höhe. Wie ein runder Metalltropfen. Und noch mehr Klänge kamen, dunkelhallend, unheilverkündend.

Etwas glitt über die Züge Christoph Ulwings. Und er sprach:

„Die Glocken läuten Es ist Morgen, und die Glocken läuten!“

In entgegenseitiger Spannung blickten alle auf ihn. Seine Hand klammerte sich an den Lehnstuhl. Er richtete sich auf. Johann Hubert und Florian stützten ihn von beiden Seiten.

„Laßt mich los!“ Es war der Schatten seiner alten Stimme. Er wußte nicht, daß ihm keiner mehr gehorchte.

„Bauen bauen“ Sein Sinn wurde ganz schief, und sein Körper reckte sich mit grauenerregender

der Anstrengung empor. Der sterbende Christoph Ulwing überragte die Lebenden um einen ganzen Kopf.

Dann drehte er sich, wie von einer fremden Kraft in seinem Innern geschneilt, in einem kurzen Bogen um sich selbst, — Johann Hubert und der Diener krümmten sich unter seiner Last, — der Baumeister hing tot in ihren Armen. Stehend war er gestorben, und in seinen gebrochenen Augen blieb der Widerschein der brennenden Eichen.

Unten kamen neue Wasserwagen. Trompeten gellten die Gassen entlang. Leitern reckten sich in die rote Luft.

Lange feuchende Schlangen begannen zu arbeiten. Die Schläuche spien fliegendes Wasser in die Flammen ... Das Feuer wollte widerstehen, kämpfend wich es zurück und fiel langsam in sich selbst zusammen.

Die Sturmglocke der Leopoldstädter Kirche wimmerte unausgesetzt. Sie rief und klagte, und die übrigen Stadtviertel antworteten. Die ganze Stadt fuhr auf vor Schrecken. In schwarzen Flocken stob der Ruß durch den schwingenden Glockenhall, der die Luft erfüllte. Der Rauch klebte sich an die gelben Wände. Das Wasser der Pumpen floß über die Scheiben der Fenster.

In dieser Nacht war das alte Haus ergraut.

Zwölftes Kapitel

Man trug den Baumeister Ulwing aus dem alten Hause, und die Säulenmänner blickten in den Leichenwagen hinein. Hinter ihm schritt der Abt im Trauerornat. Wachskerzen flackerten. Die Geistlichen sangen. Der Bürgermeister, der Magistrat, die Fahnen der Zünfte, die Korporationen und Vereine folgten. Langsam bewegte sich der dunkle Zug unter dem Sommerhimmel.

Die ganze Stadt gab Christoph Ulwing mit entblößtem Haupte das Geleit. Und wo er auf seinem letzten Wege vorüberkam, läuteten die Glocken der Kirchen. Dann schloß sich das Thor des Hauses. Die große Leere, die große Stille blieb innen.

Am Morgen nach dem Begräbnis geschah es, daß der neue Chef der Firma Ulwing zum ersten Male den Platz seines Vaters am Schreibtisch vor dem ebenerdigen Gitterfenster einnahm. Der beizende Geruch des erloschenen Brandes, der schwere Duft des Weihrauchs und der welken Blumen erfüllten noch das Haus.

Keiner regte sich in der frühen Morgenstunde. Johann Hubert war ganz allein. Er griff mit seiner gewohnten unnötigen Bewegung mehrmals an seine Halsbinde, beugte sich dann, als hätte ihn jemand gestoßen, über den Tisch und weinte lautlos und

lange. Er erhob sich nur, als er im andern Kanzleizimmer Schritte hörte.

Während Johann Hubert seine Augen trocknete, bemerkte er, daß das Porzellanschreibzeug nicht an seinem Platze stand. Auch die Streusandbüchse hatte man auf die andere Seite gestellt. Er strengte sein Gedächtnis an und stellte alles wieder genau so, wie er es zur Zeit seines Vaters gewohnt war.

Es pochte an die Thür. Für einen Augenblick fiel es ihm ein, daß die kleine Thür, durch die die Leute jahrzehntelang unterwürfig, gebückt, blaß, bittend zu dem mächtigen Christoph Ulwing kamen, nun zu ihm führe. Er hob den Kopf. Dann erschrak er vor den Anforderungen, die das Leben an ihn stellen würde, und knickte schüchtern zusammen.

August Fäger stand vor ihm. Er hielt eine Menge Schriftstücke unter dem Arm.

Johann Hubert Ulwing zögerte. An ihm war jetzt die Reihe, Entscheidungen zu treffen, ohne Hilfe, ganz allein.

„Diese Angelegenheiten habe ich noch auf den Befehl des seligen Herrn Baumeisters so erledigt,“ sagte der kleine Buchhalter, und in seinem runzligen Gesicht zogen sich die Mundwinkel hinab, wie bei einem kleinen Kinde, das das Weinen ankommt.

„Auf den Befehl des Herrn Baumeisters . . .“ wiederholte Johann Hubert mechanisch und unterzeichnete, ohne zu überlegen, seinen Namen. Dann wischte er die Feder ab und steckte sie in das Glas

mit den Schrottkügelchen. Gerade, wie es sein Vater tat.

Und so ging von nun an alles weiter. Das Geschäft lebte fort im alten Geleise, bewegte sich innerhalb der alten Grenzen, obschon die Welt ringsherum sich allmählich verändert hatte. Neue Leute waren gekommen, neue Firmen entstanden. Das Haupt des Hauses Ulwing änderte nie etwas an den Dingen, und sogar sein äußeres Leben glich den einstigen Gewohnheiten seines Vaters. Er selbst schien von Tag zu Tag älter zu werden. Wenn er ruhte, schloß er die Augen.

Der Feuerschaden, die schlechten Geschäftsjahre lasteten schwer auf seinen Schultern. Die großen Erwerbungen seines Vaters, alte Unternehmungen, Abzahlungen und viele andere Geschäfte, deren Abwicklung in klaren Linien vor seinem Vater gestanden hatte, — all das türmte sich wie ein verworrenes Rätsel vor ihm auf. Die Lösung war mit dem kalt und sicher rechnenden Verstande des Baumeisters auf ewig verloren gegangen. Mit seiner rücksichtslosen knöchigen Hand war auch die Kraft des Hauses Ulwing erschlafft.

Johann Hubert wollte allem Übel durch Sparsamkeit steuern. Das war alles, was von seiner Persönlichkeit in das Geschäft strömte. Veraltete Werkzeuge, altmodische Mittel. Auch die Haushaltung schränkte er ein, und jeden Sonntagnachmittag revidierte er selbst das Wirtschaftsbuch Mamsell Lines. Dann be-

schied er seinen Sohn zu sich in die grüne Stube und sprach von der Sparsamkeit.

Christoph saß, mit matten Augen, teilnahmslos im Lehnstuhl und dachte an andere Dinge. Gelangweilt zog er die dicke Stechnadel aus dem gehäkelten Schutzdeckchen, vergaß dabei, wie sie in seine Hand geraten war, und warf sie unter das Sofa.

Nette brachte den Kaffee auf dem Papageienbrett und entzündete die Moderateurlampe. Christoph war mit einem Male verschwunden.

Um Gabriel Hosszu kümmerte er sich jetzt nicht mehr. Er besuchte die polytechnische Hochschule, unterhielt ein Verhältnis mit einer Schauspielerin, und seine Freunde waren die jungen Adelligen aus der Provinz, deren Bekanntschaft er noch in der Privatschule gemacht hatte. Zynisch scherzte er mit ihnen über Frauen. In einem Hinterzimmer des Gasthofes zum Jägerhorn sah er stundenlang ihrem Kartenspiele zu.

Einmal machte auch er einen Versuch und verlor. Dann wollte er sein Geld zurückgewinnen. Er griff in die Tasche — nur seine Tabaksdose war darin. Hastig zog er die Hand von der Dose. Er hatte sie von seinem Großvater geerbt. Der tat noch Schnupftabak hinein. Er schämte sich des Gedankens, der ihm für einen Moment gekommen war.

Ein Mensch mit einem lauernden Fuchsgezicht wandte sich von der andern Seite des Tisches zu ihm:

„Nun? . . .“

Ich gewinne alles zurück, dachte sich Christoph, dann spiele ich nicht weiter. Er riß die Dose aus der Tasche und schleuderte sie auf den Tisch. Die Dose erwachte von dem Schlag, greisenhaft lispelnd sagte sie das kleine Lied her, das sie der Goldschmied Ulwing vor mehr als hundert Jahren gelehrt hatte. Es klang, als schluchzte etwas in der Dose, als bettelte sie um Erbarmen, aber niemand hörte darauf. Nun war die Musik zu Ende, Christoph hatte das Spiel verloren.

Er atmete schwer in dem bitteren Zigarrenrauch. Stimmengewirr, widerliche Wärme und Weingeruch. Eine lange, graue Hand nahm die Silberdose vom Tische.

Christoph stand auf. Er hörte noch, daß jemand hinter seinem Rücken sagte: „Er spielt wie ein großer Herr.“ Starr, scheinbar gleichgültig schritt er an den Tischen vorbei. Nur draußen auf der Straße begriff er, was geschehen war. Sein Herz preßte sich zusammen vor Schmerz. Empfund er diesen Schmerz über sich selbst oder über den Verlust der kleinen Tabaksdose? Er wußte es nicht. Sie hatte seinem Großvater gehört: jetzt gehörte sie einem Fremden . . . Und er hatte sie doch so oft in der knöchigen alten Hand gesehen, die ihn vielleicht segnen wollte, als sie der Sterbende nach ihm ausstreckte.

Ein kalter Schauer durchfuhr ihn: Qual und Angst. „Ich bin ein Elender,“ sagte er viele Male hintereinander, um sich zu erniedrigen. Dann schwor er,

nie mehr eine Karte zu berühren. Nie und nimmermehr. . . . Und das beruhigte ihn einigermaßen.

Als Christoph am nächsten Tage ein neues Lederetui aus der Tasche zog, fühlte er, daß Annas Blick seiner Bewegung folgte. Mehrere Male hatte er dieses Gefühl. Er wurde ungeduldig und zornig.

Als der Vater das Zimmer verließ, fragte Anna:

„Hast du sie verloren?“

„Natürlich habe ich sie verloren.“ Er war jetzt schon froh, daß er reden konnte, fühlte sich erleichtert und fast frei von Verantwortung.

Anna ließ den Kopf hängen.

„Weißt du, wo du sie verloren hast? . . . Ja!“ Ihr Auge leuchtete auf. „Wenn du dem Finder etwas versprechen würdest?“

„Dazu braucht man Geld,“ sagte Christoph niedergeschlagen.

Anna lief zum Schrank und zog unter ihrer Wäsche eine kleine Schachtel hervor.

„Es ist nicht viel, nur was man mir geschenkt hat. Was sich so allmählich angesammelt hat, seit langem“, — und sie schüttete das Geld in die Hand ihres Bruders. „Geh schnell, kleiner Christoph. Du kriegst die Dose wieder. Versprich das ganze Geld.“

Christoph freute und schämte sich zugleich. Er griff nach Annas Hand, doch das junge Mädchen zog sie zurück. Sie streckte sich zu dem Bruder hinauf und bot ihre Wange. Christoph küßte sie verlegen, dann lief er fort.

Anna sah ihm nach. Wie sehr liebte sie ihren Bruder. Und vielleicht hatte Christoph jetzt verstanden, was sie nie zu sagen vermochte. Sie lebte immer unter Männern, und die Männer schämten sich ihrer zarten Regungen. Sie pfeifen, um sie zu verheimlichen, und schauen zum Fenster hinaus. Auch sie hatte man so erzogen; hatte ihr eingeprägt, daß Gefühle nur tief und groß sind, solange sie schweigen, und erbärmlich klein und lächerlich werden, so wie sie zu reden anfangen — man darf sie nicht zeigen. Auch die andern zeigten sie nicht, keiner im Hause, nur Onkel Sebastian vor langer, langer Zeit. Und doch: wie sehnte sie sich manchmal nach jemandem, der sie streichelte, der ihr liebe, kleine Worte sagte.

Ihr Blick fiel auf das Bildnis der Mutter. Wenn sie die gemalte Rose fallen ließe! Wenn ihre Hand sie streichelte! Nur einmal, ein einziges Mal! Wenn sie allein im Zimmer wäre. So sehr allein. Und immer allein. Auch Adam Walter war nun fortgegangen. Sie hatte niemanden mehr, mit dem sie sprechen konnte. Ein neues Lied, ein neues Buch; das war alles, was aus dem fernen Weimar von dem Freunde kam. Dann wieder Stille, Wochen hindurch.

Anna ging ziellos die Treppe hinab, nahm dann ihren Weg durch den Hofgarten zu der großen Mauer. Seit dem Feuer hatte man den Zimmerplatz ans Ende der Stadt verlegt. Jetzt zogen sich nur die Bauplätze dort zwischen den Planken hin, wo in ver-

gangenen Zeiten große, grobe Männer in Lederschuhen mit dem Holze hantiert hatten.

Anna schaute träumend durch die Stäbe des kleinen Gittertors, das einst hinüber ans Ende der Welt führte. Langsam, nebelhaft, dann in immer rascherem Flug und immer lebendiger strömten die Erinnerungen ihres jungen Lebens herbei.

Sonntagnachmittage, Geschichten und Onkel Sebastian. Der Geruch frisch behauener Eichenstämme und ihr Großvater. Und Musik und Träume, und das Bild ihrer Mutter. Das war alles. Jahre . . . Jahre der Kindheit.

Sie setzte sich auf die runde Bank unter dem Apfelbaum und lehnte ihren Kopf an den Stamm.

Blau schien der Himmel durch das Gezweig. Der Apfelbaum blühte. Da kam ihr mit einem Male der Laden von Großvater Jörg in den Sinn. Und eine Stimme und ein Lied. So verworren war das Ganze. Plötzlich dachte sie an zwei ferne fieberische Augen, doch sie sah sie irgendwie in Adam Walters Gesicht. Dann Frau Walter . . . Die Worte Berta von Bajmoczys und trennende Gitter zwischen den Menschen. Kleine Eisengitter selbst im Friedhof. Auf der Verglehnhe hörten sie auf. Eine Richtung lag zwischen den Bäumen. Es war gut, durch diese Richtung nach Hause zu gehen. Dort konnte man sein Gesicht der Sonne zuwenden. Und vom Waldpfade konnte man zurückschauen — ganz einfach zurück-

schauen, ohne allen Grund; denn es stand ja keiner mehr in der Richtung. . . .

Plötzlich fühlte sie einen belästigenden Blick auf sich und sah unwillkürlich empor. Unweit von ihr, im Gebüsch, stand Otto Fäger. Sie kannte dieses schleichende, hartnäckige Schauen seit ihrer Kindheit. Es war überall: neben dem Schreibtisch ihres Vaters, im Torweg, ja manchmal des Abends sogar draußen vor dem Fenster. Die kurzsichtigen Augen hefteten sich auch jetzt mit einem demütigen Blicke an sie: Anna hätte gern diesen Blick von sich geschüttelt. Sie nickte und ging mit raschen Schritten in das Haus.

Am Abend wartete sie lange auf Christoph. Er kam nicht. Diese Nacht war länger als die andern und von dem Raunen drückender Ahnungen erfüllt.

Den nächsten Tag gestand Christoph seiner Schwester, daß er gespielt und verloren hatte. Und Anna wußte es nun, daß sie die Dose ihres Großvaters nicht mehr wiedersehen würde.

Dreizehntes Kapitel

Es war noch Frühling, doch über der Donau atmete schon der Sommer, und inmitten des Stromes war, gleich einem schwimmenden Walde, die Palatininsel erblüht.

Anna ahnte nicht, daß sie dem Sommer entgegen-
ging, als sie eines Nachmittags stromaufwärts an
der Donau gegen die Insel schritt. Christoph be-
gleitete sie und hatte sich auch diesmal — wie ge-
wöhnlich — verspätet. Die Gesellschaft, der sie sich
anschließen sollten, war nirgends mehr zu finden.
Sie blieben allein am Ufer und winkten den Insel-
fährmann herüber. Drüben, unter dem tief herab-
hängenden Uferlaub, bewegte sich ein Boot und
ruderte langsam über den Strom. Auf dem Ufer-
damm kamen Menschen von der Stadt. Anna ver-
nahm die Stimmen, die sich näherten. Jemand
nannte ihren Namen. Eine andere Stimme wieder-
holte staunend:

„Anna Ulwing?“ . . .

Unwillkürlich wandte sie sich um. Christoph grüßte.

Ein schlankes Mädchen mit einem lachenden Kna-
bengesicht kam auf sie zu.

„Erkennst du mich nicht?“ fragte sie Anna. „Wahr-
haftig, es ist lange her, daß wir uns begegnet sind.
Erinnerst du dich?“

Jetzt erinnerte sie sich schon: es war Martha von
Illey.

„Die Lanzstunde“ . . . Annas Blick wurde ver-
schlossen und ernst bei diesem Worte. Martha von
Illey wandte sich zur Seite.

„Thomas!“ . . . und sie stellte ihren Bruder vor.
Anna sah eine vornehm männliche Hand in der Sonne,
einen alten Siegelring mit grünem Stein. Sie

blickte auf, doch das Gesicht des jungen Mannes erschien ihr ganz fremd. Dann durchbebte sie fast angstvoll die Erinnerung ihrer einsamen Gedanken. Sie fühlte, daß sie errötete. Ihre Verwirrung flog wie eine Wolke über ihre Augen. Schon war es vorüber . . . Ihr hübsches Lächeln zog ihre Mundwinkel ironisch aufwärts. . . .

Auch Thomas von Illey begann zu lachen, doch sein Blick war nicht ganz sicher. Die vom Wasser widergespiegelte Sonne zitterte unruhig in seinen Augen. Er reichte Christoph die Hand.

„Deine Schwester und ich sind uns nicht fremd. Sie hat mich einmal ertappt, wie ich aus der Stadt gegangen war, die Sonne zu suchen, die Sonne, Bäume und Erde. Auch damals hat sie mich ausgelacht . . .“

Unten am Damm landete der Fährmann. Dann ruderte das Boot mit ihnen nach der Insel. Anna hatte das Gefühl, als bliebe alles Vergangene am Ufer zurück, als wäre sie leicht und frei. Durch flüssiges Gold glitt das Schifflein; flimmerndes Gold umkräuselte das Ruder. Und das Wasser trug sie und ihre Gedanken durch das große Leuchten dahin.

Martha Illey brach das Schweigen:

„Ich liebe es, der Donau zuzuhören. Erinnerst du dich, Thomas? Auch zu Hause lauschten wir ihr immer. Sie rauscht gerade so wie die Wälder von Ille.“

„Auch ich liebe die Donau,“ sagte Anna mit ihrer umflorten Stimme. „Von ihrem Ursprung, irgend-

woher, kamen einst meine Vorfäter. Aus großen Wäldern“

Christoph dachte an die unbequemen Holzhauer und stieß erschrocken seine Schwester an, daß sie schweigen solle.

Anna lächelte.

„Sie kamen von dort, stromabwärts das Ufer entlang, als rief sie die Donau. . . .“ Einen Augenblick versank sie in Gedanken, dann sprach sie leise: „Noch nie habe ich das Rauschen der Wälder gehört. Mir kommt es vor, als sänge das Wasser. Immer denselben Gesang. Und wenn er endet, erinnert sich niemand mehr an den Anfang des Liedes.“

Christoph betrachtete aufmerksam den Schnitt von Illeys Anzug. — Wer mag sein Schneider sein? — Auch seine schmalen Schuhe betrachtete er und steckte seine Füße unter die Bank. Vorsichtig begann er Thomas Illeys Bewegungen nachzuahmen. Auch seinen Tonfall mußte man sich aneignen; denn er war sicher und vornehm.

Illey sah über das Wasser hin, während er sprach: „Weshalb man diesen Strom wohl die blaue Donau nennt? Nicht der Himmel ist in ihm, sondern die Erde. Wie er sie hinrollt, wie grün und gelb sie ihn färbt“ . . . Er neigte sich über den Rand des kleinen Bootes. Von unten schlug das Wasser plätschernd gegen den Bug. „Sie denken an Waldesrauschen und Musik,“ sprach er lächelnd, „mir klingt es hier so, als trabe die Herde zur Tränke.“

„Die Herde? . . .“ Anna mußte lachen . . .

Sie kamen bei der Insel an. Der Fährmann packte einen Weidenzweig, und das Boot glitt mit einem knirschenden Geräusch auf den steinigen Boden. Die niederhängenden Zweige streichelten Annas Gesicht. Sie langte mit dem Munde nach ihnen. Ein Blatt blieb zwischen ihren weißen Zähnen.

Aus dem unruhig-bewegten, gesprächigen Glimmern des Wassers traten sie jetzt in feuchte, grüne Stille. Das Gras war weich und hoch. Die Bäume neigten sich, und unten schwammen silbrige Flimmer in dem dichten Schatten. Wie eine kleine summende Goldglocke stieg eine wilde Biene in die Höhe.

„Wir müßten die andern suchen,“ sagte Anna zu ihrem Bruder, und mit einem Male wurde sie verstimmt.

Christoph verzog sein Gesicht. Martha wollte sie zurückhalten.

„Bleiben wir zusammen,“ sagte Thomas Illey. Er sagte es ganz einfach, und doch wirkte seine Stimme auf Anna, als hätte ihr Klang sie erfaßt und hielt sie zurück. Schon dachte niemand daran, sich voneinander zu trennen. Lautlos sank das Moos unter ihren Tritten ein. Die Zweige teilten sich wie Wellen und schlugen wieder hinter ihnen zusammen.

„Als ginge man auf dem Grunde eines grünen Sees.“

„Der Schatten ist so kühl wie das Wasser!“

„Der Sommer hat sich dieses Jahr verspätet. Man mußte lange auf ihn warten!“

„Lange! Aber jetzt ist er gekommen.“

„Er ist gekommen . . .“ Anna verstummte. Mit einem raschen Seitenblick sah sie auf Illey und fühlte sich von Unruhe gepackt. Ganz fremd erschien er ihr wieder. Der, den sie in der Richtung hinter dem Friedhof gesehen hatte, war schöner und anziehender. Das scharfgeschnittene magere Gesicht Thomas Illeys widersprach ihrer Erinnerung.

Ringsum wurden die Bäume spärlicher, der Wald öffnete sich. Illey nahm den Hut ab; die Sonne schien ihm ins Gesicht . . .

Anna blieb wie gebannt stehen. Ihre Augen wurden groß und blau, als wären sie ganz vom Himmel erfüllt: ihre Erinnerung verschmolz mit der Wirklichkeit. Schon begriff sie nicht mehr, weshalb sie vorhin dachte, ihre Vorstellung hätte das Bild Thomas Illeys gefälscht. Er war es ja wirklich. Derselbe, den sie nicht vergessen hatte. Sein dunkles Haar glänzte, sein adelig geformter Kopf bog sich in einer feingeschwungenen Linie zum Halse, wie bei einem edelrassigen Tiere. Behutsam streichelnd glitt Annas Blick über ihn hin. Das war nicht der breite sehnige Hals der Ulwings. Auf diesem Halse hatten die Herren von Ille nie Lasten getragen.

Was sie verloren glaubte, sie hatte es wiedergefunden. Und wie sie an der Seite Thomas Illeys weiterschritt, da war es ihr, als rieselte ein zittern-

des, seliges Lachen unter ihrer Haut und durchblühe sie ganz und dränge hinauf zu ihren Lippen, in ihre Augen.

Die innere Zurückhaltung war geschwunden. Sie kannten sich ja schon lange. Sie hatten sich ja so viel zu sagen . . .

Auch Thomas Illey begann zu sprechen. Anna erfuhr, daß seine Eltern nicht mehr lebten. Daß er unten im Süden an der Donau auf dem Boden Illes geboren war. Weit von hier, in einem großen kühlen Herrenhause, wo die Tritte unter den dunklen Ahnenbildern hallten. Der Garten schaute zum Fenster hinein. Auch die Donau hörte man und Jagdhornetön im herbstlichen Nebel . . . Großhörnige silberweiße Dachsen im Ackerlande. Hinter ihnen die einstigen Leibeigenen von Ille am Pfluge. Als wäre das Ganze aus der Scholle gewachsen . .

Anna war das alles fremd und fern, aber sie liebte es, der Stimme Illeys zu lauschen. Nur allmählich kam ihr das Gefühl, daß der Inhalt seiner Worte ihn fortziehe. Als trügen sie ihn weit von ihrer Seite, weit fort von dem schattigen Waldpfad . . . Wenn es wirklich so wäre! Wenn er wirklich ginge. Unwillkürlich fragte sie:

„Aber nicht wahr, Sie kommen wieder zurück von dort?“

„Zurück?“ Thomas blieb stehen. Der Glanz in seinen Augen trübte sich. „Ich kann nicht mehr dahin. Ille gehört uns nicht mehr.“

Anna hörte kaum, was er sagte. Nur an eins konnte sie denken: daß er nicht fortging, daß er da blieb Auch Illey lächelte wieder. Sonderbar schmerzlich lächelte er. Das junge Mädchen bemerkte es.

„Nun, was haben Sie? Nichts Warum ich das frage? Nur so Ich dachte, der Ast hätte sie getroffen im Zurückschlagen.“

„Oh, mir tun die Bäume nichts zuleide.“

Er begann von den Eichen in Ille zu erzählen. Sie stehen draußen vor dem Hause. Wenn der Wind bläst, knarren sie. Sie sagten einander etwas, was die Kinder gern verstanden hätten, gerade so, wie wenn die Alten im Salon untereinander lateinisch sprachen. Und auch die Pappelreihe jenseits des Hoftores schwankte im Winde. Wie Tschakobuschen. Und am Ende des Gartens wuchs eine Buche. Von der hing die Schaufel herab. Die Stricke hatten sich in die Rinde des Astes gegraben, und ihre Spur war für immer darin geblieben.

Thomas Illeys Gesicht wurde jünger, während er sprach. Anna konnte die Augen nicht von ihm wenden.

„Dort, wo wir zum erstenmal einander begegnet sind,“ sagte er hastig, „dort auf der kleinen Lichtung steht auch eine Buche, und sie sieht dem Schaufelbaum ähnlich. Auch hier ist eine.“

Er wies mit seinem Stöß auf einen Baum.

Bis jetzt war ihr Gespräch fast eilig. Als wollten

sie zu zweien gehen, auch dort, wo sie allein gegangen waren. Nun, mit einem Male, stockten ihre Stimmen. Sie standen an der Schwelle der Gegenwart. Die belaubten Zweige verhüllten Christoph und Martha ihren Blicken. Sie bemerkten, daß sie allein waren.

Wie in einer Verzauberung schwieg die Insel rings um sie. Und in dem stummen Zauber umflammerten sich zaghaft zwei Blicke.

Der Augenblick stand still, dann war er entflohen.

Das lachende Gesicht Marthas tauchte aus dem Dickicht. Sie hielt einen Feldblumenstrauß hoch in den Händen. Christoph hatte ihn ihr gepflückt, und die Blumen so schön aneinandergesügt, daß es das Feld nicht schöner vermocht hätte.

Anna blickte auf den Strauß. Dann senkte sie die Augen auf den umgeschlagenen Spitzenkragen an ihrer Brust. Gern hätte sie sich Blumen hingesteckt und mit nach Hause genommen. Aber Thomas Illey gab ihr keine.

Das Gebüsch verdichtete sich allmählich zur Wildnis um sie. Der Pfad war moosüberwachsen, mündete in Stufen und hörte auf. Unter den abgetretenen jahrhundertalten Stufen standen stille demütige Ruinen in der umbuschten Tiefe. Ein gotisches Fenster unter den morschen Steinen. Grünfahle, erkaltete Kirchenmauern: das alte Kloster der heiligen Margarethe.

Aus der Zelle der Königstochter flatterte in nie-

derem Flug ein Vogel hervor. Von dem Pfade, der sich am Strome hinzog, erklangen Stimmen, als sicherten sie bald da, bald dort, durch die Laubwildnis. Jenseits der Ruinen gingen Menschen.

Anna erkannte den schokoladefarbenen Sonnenschirm der Frau Apotheker Müller. An dem Sonnenschirm war eine Sprungfeder angebracht, jetzt war er zur Seite geklappt, und der Sonnenschirm sah aus wie ein großer runder Fächer. Der altmodische Zylinderhut des Protomedikus Gardos zeigte sich, dann der großkarierte Schal der Frau Gal und die Vergißmeinnichthüte der Fräulein Münster.

„Dort gehen sie ja,“ sagte Anna. Christoph packte ihren Arm und zog sie zurück.

Auf dem Wege trabten die Ausflügler paarweise, erhitzt und keuchend, als ob sie arbeiteten.

Neben Ignaz Hold schritt müde und gelangweilt seine Frau. Sophiens Schönheit war verblaßt, nur ihre Augen waren noch die alten geblieben, die schönen schattenden Augen.

Christoph blickte ihr lange nach . . .

Der Backenbart des Apothekers wehte im leichten Donauwind. Herr Ferdinand Müller sprach von der Kamillenernte. Der budlige, kleine Gal, der schlaue Weinhändler, beklagte sich und behauptete, daß man in Pest nicht mehr so viel Wein trinke wie früher.

„Trunkenbolde braucht mein Geschäft!“ rief er und brach in ein überlautes Gelächter aus.

Hinter ihnen trugen zwei Ladendiener einen Korb,

aus dem lange Flaschenhalse hervorsahen. Der Weinhändler intonierte in dröhnendem Baß: „Juvivallera . . .“

Als das mutete Anna fast abstoßend an, sie wandte sich ab und blickte auf Thomas Illey. Es fiel ihr auf, wie hoch und ebenmäßig seine Gestalt war. Sein Gesicht erschien ihr vornehm schmal. Etwas zog sie unbewußt zu ihm.

„Wir gehen ihnen nach,“ sagte sie halblaut, wie um ihr Gewissen zu beruhigen.

„Später . . .“ Christoph lachte und ging in der entgegengesetzten Richtung. Er begann über Kunst zu sprechen und sagte, daß er gern Maler würde. Ein Bild wollte er malen: einen Wald. Unter den Bäumen mußte ein Feuer brennen und in dem Schein der Flammen mußten sich kleine rote Feen mit zierlichen Tanzbewegungen verneigen. Auch eine ragende stolze Burg würde er malen. Ein leuchtendes Kastell hochoben auf einsamer Bergzinne. Eine weiße Frau mit dunklen Augen sollte am Söller lehnen. Mit schwarzem Haar, das wie eine glänzend schwarze Fahne über die Mauern wehte. Schon sprach er von etwas anderem. Über Musik: von Bach und Mozart. Geschickt hielt er sich auf der Oberfläche; dann begann er leise eine Walzermelodie zu pfeifen und bemerkte leichtthin, sie sei von ihm. Er sprach auch von Reisen, obschon er nie gereist war, über Baukunst, über Bücher, die er nicht gelesen hatte, und zeitweilig unterbrach

er sich selbst mit seinem kindlich hervorquellenden Lachen.

Anna sah ihn an wie einen Gaukler. Wie lieb konnte er sein, wenn er wollte. Und plötzlich sah sie den Christoph ihrer Kindheit vor sich mit dem silbrig glänzenden Blondkopf und dem ein bißchen fränkischen Gesicht.

Dann war wieder nur Thomas Illey neben Anna. Als stünden sie beide auf einem ankernden Schiffe an der Spitze der Insel. Die schmale steinige Erdzunge vor ihnen spaltete die Flut. Der Strom teilte sich und ergoß sich schäumend zu beiden Seiten. Mit einem Male stand das Wasser, und die Erde begann zurückzufließen. Die Insel hatte den Anker gelichtet: das Schiff zog dahin und trug sie weit fort in die uferlose Unendlichkeit.

Hinter den Bergen sank die Sonne. Anna suchte zusammen und sah ihr nach.

„Sie geht . . .“

An dem abgefühlten, glasigen Himmel zog die Silberfischel des Neumondes heraus.

Sie wandten sich zurück, suchten aber vergebens die Ausflügler. Bei dem Meierhof lagen Papierfetzen und leere langhalsige Flaschen im abgetretenen Grase umher.

Der Fährmann erwartete sie unter den tief hinabhängenden Zweigen. Christoph war müde von der Rolle, die er gespielt hatte. Jetzt wußte er, daß ihm auch dies gelang, wenn er wollte. Und der Zauber

des altadeligen Namens der Illey von Ille war verblaßt, und auch daß ihr Urgroßvater Bizepalatin gewesen, wirkte nicht mehr auf ihn, und auch daran hatte er sich schon gewöhnt, daß ihn Thomas duzte, wie seine Freunde vom Adelskasino.

Seit sie im Rahne saßen, sprach Anna nicht. Es war Festtagabend, und morgen kamen wieder Wochentage Das helle Lächeln auf ihren Lippen war erloschen. Sie sah nach der entschwindenden Insel zurück. Dann streifte sie ihren Handschuh ab und ließ die Finger das Wasser berühren, als wollte sie den Strom lieblosen. Im bleichen Mondsilber erblinkten die Ringe an ihrer energischen kleinen Knabenhand. Ein Saphir: ein blauer Funken, ein Rubin: ein Tropfen roten Blutes. Der Strom konnte ihn nicht vom Finger des Mädchens waschen.

„Wie stark die Strömung ist,“ sagte Anna leise. Illey tauchte die Hand halb unbewußt ins Wasser. Und da war es, als wollte die Donau, der verbindende Schicksalsstrom deutschen Landes und ungarischer Erde, ihre jungen Hände für einen Augenblick zueinander ziehen.

Der Kahn stieß ans Ufer.

Wierzehntes Kapitel

Das alte Haus stand in Blüten. Noch nie gab es so viele Rosen in dem Hofgarten. Anna wollte es so haben. Sie trug die Blumen auch in die Zimmer und schritt, die Lippen von einem steten leisen Lächeln umspielt, durch die Räume. Neugierig blickte sie auf alles, als sähe sie Möbel und Bilder jetzt zum ersten Male, als betrachtete sie sie mit neuen Augen. Mit den Augen desjenigen, der kommen wird. „Auf Wiedersehen . . .“ so sprach ja einer vor nicht langer Zeit draußen auf dem Uferdamm.

Seither war sie Thomas Illey nicht begegnet. Und hatte doch nie mit Mamsell Line so viel Spaziergänge gemacht wie jetzt. Manchmal war sie schon müde und wollte noch immer gehen, zum Uferdamm, durch die innere Stadt. Ein schmales Gesicht hinter dem vorübergleitenden Wagenfenster: in ihrem Herzen wogte es empor. Nein, wieder hatte sie sich geirrt . . . Eine schlanke Gestalt an der Straßenecke. Wie sie näherkam, war die Gestalt niemandem mehr ähnlich.

Die Tage wurden glühend, die Nächte waren heiß. Ein Fenster des Ulwinghauses öffnete sich leise in der Morgendämmerung. Die Stirnwand stand noch in tiefem Schatten. Drüben, auf dem Festungshügel, verbreitete sich gelbes Sonnenlicht, als schiene es durch ein Bernsteinfenster.

Anna neigte sich hinaus in den jungfräulichen Tag. Sie blickte nach der Insel. Als sie sich zurückwandte, war der gelbe Morgensonnenschein schon den Berg herabgeglitten und kam über die Donau nach dem Pester Ufer geschwommen.

Schritte näherten sich. Klopsende Stiefelabsätze, festaufstampfende nackte Füße. An der Ecke baute man ein dreistöckhohes Haus. Das Firmenschild eines unbekannten Unternehmers hing am Gerüst. Schreiende Stimmen, Hammerschläge Ein neues Haus auch auf der andern Seite. Dies baute die Firma Ulwing, aber der Bau schritt langsam vorwärts. Viele Häuser Aus den Provinzen ergoß sich das Arbeitervolk in die Stadt. Auf den Gassen hörte man dörfische Rede, und es waren lauter Ungarn. Als hätte sich die Zahl der blonden deutschen Bürger verringert.

Ein Bauernmädchen in buntem Kleiderrock und ein langer Zimmergesell gingen am Fenster vorbei. Der gefälteste kurze Bauernrock wippte lustig neben den großen Mannerschritten. Anna sah ihnen nach: Die haben es gut: sie bleiben zusammen Sie mußte an sich selber denken, und ein Traum tauchte in ihrer Erinnerung auf. Heute Nacht hatte sie ihn geträumt und glaubte doch gar nicht geschlafen zu haben.

Sie ging in ihrem Traum ganz allein durch eine fremde Gasse. So ungewohnt war ihr das, daß sie Furcht hatte. Nur an dem andern Ende der öden

Go
ihn
Im
ihn
Un
An
auf
rei
tet
abe
seh
die
bei
lich
hat
da
dar
fein
auf
tra
bre
Wi
Ra
unt
sch

Gasse sah sie einen Menschen gehen. Sie erkannte ihn an dem vornehmen Gang und eilte ihm nach. Immer rascher ging sie, doch die Entfernung zwischen ihnen wurde nicht geringer.

Die Straße dehnte sich, wurde länger und länger. Und jene Gestalt schien nun ganz klein und fern. Anna konnte sie nicht einholen, obgleich sie schon ganz außer Atem war. Sie wollte rufen, den Unerreichbaren anflehen, daß er stehen bliebe, und breitete ihre beiden Arme nach ihm aus.

Da erwachte sie. Der Traum war verschwunden, aber tief in ihrer Brust blieb die Bewegung ihrer sehnsüchtigen Arme zurück.

Sie blickte zum Bilde Frau Christinens. Nun war die Mutter dort auf dem Bilde nicht mehr älter, sie beide standen jetzt im gleichen Alter, sie und die liebe junge Frau mit dem scheuen Kinderblick. Anna hatte die Jahre ihrer Mutter eingeholt. Wenn sie da wäre Nein, was ihr Herz so ganz erfüllte, darüber könnte sie selbst mit ihr nicht reden. Mit keinem. Niemals.

Sie warf sich auf das Sofa und preßte die Hände auf die Wangen. Ihre halbgeschlossenen Augen betrachteten den geblümten Leinenbezug. Er verbreitete sich um sie. Es war kein Stoff mehr, eine Wiese war es, eine blumige Wiese, und von ihrem Rande kam ihr jemand entgegen. Sie sah nicht hin und mußte es doch, daß er kam. Ihr Herz schlug schnell. Erstaunt hob sie den Kopf. Alles war neu,

und eine andere war sie selber. Wie gern hätte sie gesungen. Hinausgesungen in das Sonnenlicht, was größer war als sie, was nicht Raum hatte in ihrer jungen Brust

Draußen knarrte leise die Haustür. Christoph kam jetzt nach Hause. Er sah sich um und schlüpfte dann in das Zimmer, wo zu Lebzeiten des Baumeisters sein Vater zu arbeiten pflegte. Seitdem Christoph die technische Hochschule glücklich hinter sich hatte, war dies sein Platz. Erschöpft stützte er seine Ellbogen auf den Schreibtisch. Sein Hemd war zerknittert, und zerknittert schien auch sein Gesicht.

Otto Fäger trat zu ihm ins Zimmer, doch Christoph vermochte nicht seine schlappe, verzweifelte Haltung zu verändern. Hilflos verzog sich sein Mund.

„Was ist geschehen?“ fragte der junge Fäger.

Matt blickte Christoph ihn an. Ihm war es gleich, wer ihn befragte, wem er Antwort gab. In diesem Augenblicke hätte er sogar Florian seinen Jammer gestanden. Gleichviel mit wem: er mußte mit jemandem reden. Davon wurde einem gleich leichter.

Die geraden weichen Lippen Otto Fägers öffneten sich lautlos. Seine Augen wurden rund. Schon lange ahnte er, daß Christoph spielte. Doch was er heute nacht verloren hatte, das war viel. Zu viel Rasch gab Otto Fäger seinem verblüfften Gesicht den gewohnten Ausdruck wieder. Er wollte alles erfahren.

„Schlimmeres ist nicht passiert?“

Christoph blickte ihn argwöhnisch an. Er hatte Vorwürfe erwartet. Das war es, was er brauchte, das hätte ihn erniedrigt und beruhigt, hätte ihn von der Last der Verantwortung befreit.

Otto Fäger fühlte, daß er ungeschickt gewesen war. Er setzte rasch eine ernste sorgenvolle Miene auf.

„Das ist schlimm! Sehr schlimm! Wenn das der selige Herr Baumeister wüßte . . .“

Damit hatte er es getroffen, etwas Niederschmetternderes hätte er nicht sagen können. Christoph knickte zusammen.

„Glauben Sie nicht . . . ich bin nicht schlecht, nur unglücklich. Verdammt unglücklich.“

Der junge Fäger ging auf und ab im Zimmer, er schien nachzudenken, obschon er wußte, was er antworten würde.

Christophs Blicke folgten mit qualvoller Spannung jeder seiner Bewegungen.

Helfen Sie mir,“ sagte er mit heiserer Stimme, als er die Stille nicht mehr ertragen konnte. „Helfen Sie; ich beschwöre Sie . . . einen Rat!“

Gerade dies wollte Otto Fäger haben. Er sah forschend umher, dann trat er vor den Sohn seines Chefs.

„Der Name Ulwing ist gut,“ flüsterte er. „In der Paternostergasse kreditiert man ihm, so viel Sie wollen. Wozu gibt es Wechsel? . . . Die Sache ist zu mißbilligen,“ fügte er rasch hinzu, „sehr zu mißbilligen, aber dieses einzige Mal . . .“

„In der Paternostergasse, in der Wechselbank?“
Christoph richtete sich ein wenig auf. „Und genügt
die Unterschrift? Daß mir das nicht früher ein-
gefallen ist. Soll ich also hingehen?“

Als Otto Fäger allein war, nahm er seinen Kneifer
ab. Er hauchte ihn an und hielt ihn, während er
die Gläser abwischte, ganz nahe vor die Augen. Dann
setzte er sich an seinen Schreibtisch und begann auf
dem Lösschpapier zu kritzeln. Zuerst zeichnete er
allerlei Schlangenlinien, langsam wurde ein „U“
daraus Ulwing & Co. Er schrieb es hin und
dachte dabei, daß er der Kompagnon sein werde.
Arbeiten würde er, doch nicht mehr im Dunkel ver-
borgen, nicht mehr um bloß die Taschen der andern
zu füllen, wie August Fäger. Er empfand unend-
liche Verachtung für seinen Vater. Das war eine alt-
modische Bedientennatur, die, im Joche ergraut, ein
Bettler blieb und für Fremde schuftete sein Leben lang.

Er verwischte hastig, was er auf das Lösschblatt ge-
schrieben hatte, und verbeugte sich untertänig: Johann
Hubert Ulwing ging durch das Zimmer. Der Firmen-
chef winkte freundlich mit der Hand. Otto Fäger
kniff die kurzichtigen Augen zusammen. — Wie alt
seine Hand war! Der ganze Mensch war alt. Der
machte es nicht mehr lange. — Und er sah seinem
Chef mit dem unterdrückten, langsam bohrenden
Hasse nach, dessen nur die Armen fähig sind, die
ihren Verstand verkaufen müssen, um die Reichen
zu bereichern.

Er machte es nicht mehr lange. Und der andere?... Wieder begann er auf das Löschblatt zu schreiben. Ulwing & Co. Viele Male schrieb er es hin und strich es vorsichtig wieder aus.

An diesem Nachmittag brachte Christoph seiner Schwester eine kleine Goldkette, Mamsell Linen kaufte er ein versilbertes Figürchen des heiligen Antonius, Florian gab er Geld und schickte ihn in den Zirkus; er war freigebig und pfiff frohgelaut vor sich hin.

In der Wechselbank kam man ihm mit ehrerbietigster Höflichkeit entgegen, als er erwähnte, daß er Christoph Ulwing hieß. Man verlangte keinen Bürgen und erkundigte sich nach nichts weiter. Die Feder zitterte ein wenig in seiner Hand beim Unterscheiden, aber der kleine Praktikant mit dem Nachteulengesicht, der ihm das Wechselblankett hinlegte, achtete nicht darauf.

Nun würde er alles bezahlen. Er begann zu rechnen. Wieviel blieb ihm dann wohl noch übrig? Da waren die zwei Bucherer in der Königsgasse, denen er Geld schuldete, dann mußte er auch seine verpfändete Uhr auslösen.... er dachte an den verdächtigen alten Makler in dem verrufenen Hause, der nur abends seine Thür öffnete. Einem Mädchen hatte er ein Armband versprochen. Größere Summen fielen ihm ein. Viele alte Schulden, die er vergessen hatte. Jetzt pfiff er nicht mehr und bemühte sich, die unangenehmen Gedanken abzuschütteln. Sie waren sinnlos,

denn er hatte ja viel Geld in seiner Tasche. Damit ließ sich schon auf irgendeine Art Ordnung schaffen. Und die Karten würde er nie wieder anrühren

Er blickte mit müden Augen in die Luft und wurde verstimmt. Schon traute er seinem eigenen Versprechen nicht mehr. So oft hatte er es sich gegeben und so oft wieder gebrochen. Vor jemand anderem mußte er sein Wort verpfänden. Wo war Anna?...

Anna lehnte am Treppengeländer und blickte in den Torweg hinab. Sie veränderte ihre Stellung nicht, als der Bruder zu ihr trat.

„Was tust du hier?“ fragte Christoph, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er hatte die Schwester nötig, mußte mit ihr sprechen, jetzt gleich, denn später würde er vielleicht nicht mehr die Kraft dazu haben.

„Anna“

Das junge Mädchen wandte sich Christoph zu, doch ihr Blick sah über ihn hinweg.

„Jemand ist gekommen,“ sagte Anna. „Es hat am Tor geschellt.“ In diesem Augenblicke lebte sie so stark ihr eigenes Leben, daß ihr Herz den stummen Hilferuf des andern Lebens nicht vernahm.

Christoph blieb noch eine Weile neben ihr stehen, dann knipfte er ein Stäubchen von seinem Rockärmel und begann zu pfeifen. Schon war der Augenblick vorüber, wo er Lust hatte, zu sprechen. Er freute sich fast, kein unbequemes Versprechen gegeben zu haben. So blieb er frei.

Anna bemerkte es kaum, daß er ging. Wieder

neigte sie sich über das Geländer. Ihre Augen und ihre Mundwinkel zogen sich unmerklich in die Höhe, das kleine Gesicht nahm einen eigenartig gespannten Ausdruck an.

Und wirklich kam an diesem Tage der, den Anna erwartete.

Sie saßen im Sonnenzimmer ein wenig steif in zeremoniellem Kreise, als läge zwischen ihnen inmitten des Zimmers ein großer Reif auf der Diele.

Thomas Illey war mit seiner Schwester gekommen. Auch Christoph war zugegen, und Anna hatte das Gefühl, als müßte es jeder bemerken, wie beflommen ihr Atem ging, wie ihr das Blut immerwährend ins Gesicht stieg. Sie begann sich ängstlich zu beobachten, doch ihre Stimme klang natürlich und ihre Bewegungen waren sicher, als handelte ein anderer an ihrer Stelle. Sie wurde ruhiger, das Gewirr der Laute fügte sich allmählich zu Worten in ihrem Kopfe. Thomas Illeys Stimme löste sich von den übrigen und streifte sie wie eine Berührung.

Sie beßte zusammen. Unwiderstehlich mußte sie ihr Gesicht ihm zuwenden. Illeys Augen waren glänzend und tief. Nur einen Augenblick lang sah sie ihn an: dann kam erzwungene Beherrschung in seine Züge, und mit einem Male, als hätte sich eine hochmütige Verschlossenheit seiner bemächtigt, erkaltete die leuchtende Wärme in seinem Blick, verbarg sich gleichsam vor den andern.

Aber Anna vergaß sie nicht, obgleich Thomas Illey,

seit ihr Vater aus der Kanzlei heraufgekommen war, nur mit Johann Hubert sprach, der ebenso steif auf dem spitzbeinigen geblühten Stuhle saß, wie einst im Salon der Baronin Geramb an der Seite des Septempvirs.

Sie sprachen von der Stadt, von neuen Eisenbahnlinsen, Donaudampfern und von der Politik.

Dieser stand Anna fremd gegenüber. Im Ulwinghaue bedeutete die Politik des Landes bloß ein gutes oder ein schlechtes Geschäftsjahr. Sie galt nur als Mittel oder Hindernis, während sie für Illey einen Selbstzweck zu haben schien.

Seine wortfarge Rede begann mit einem Male reicher zu strömen.

„Vergebens wollen sie uns knechten und erwürgen,“ sagte er, und sein Blick wurde hart. „Das große freie Nomadentum ist die Urheimat meines Stammes. Aus dem sind wir hergekommen. Und das vergift man nicht . . .“

Anna sah ihn mit gespannten Blicken an, und während sie ihm zuhörte, hoben sich ferne Dinge aus dem Dämmerchein ihrer Erinnerung. Großvater Jörgs Laden von einst, fieberische Menschen und die rätselhafte große Stimme, die einstmal ohne Worte ihre Seele hingerissen hatte für eine Sache, die sie nicht begriff. Es schien ihr, als gäbe Thomas Illey der verklungenen Stimme Worte, daß sie gar vieles erst jetzt verstand, was sie früher durchlebt hatte.

Auch Johann Hubert folgte aufmerksam den

Worten Illeys und erinnerte sich seines Vaters, des Baumeisters Ulwing. Was jener für die Stadt getan und empfunden hatte, das fühlte Illey für das ganze Land, das wollte Illey für das ganze Land tun. Wie war so etwas möglich?

Er lächelte überlegen: So sind sie alle, diese ungarischen Herren ... Jeder einzelne möchte das ganze Land retten, und wollte nur jeder an einen Teil tüchtig Hand anlegen, würden sie sicherlich mehr erreichen ... Still in sich übte er Kritik an seinem Gaste, hörte aber trotzdem gern der vertrauens-erweckenden und kraftdurchströmten Rede zu, weil sie seinen Gedanken eine Stütze gewährte.

„Also wäre es wirklich möglich, daß sich das wirtschaftliche Leben je wieder aufschwingt bei uns?“ Johann Hubert dachte jetzt schon ans Geschäft. Er begann von den Holzpreisen, Baumaterialien und Arbeiterverhältnissen zu sprechen.

Martha lächelte zerstreut in der Ecke des dichtgeblühten Sofas. Christoph mischte sich ungeduldig in das Gespräch, doch sein Vater ließ sich nicht ablenken.

Thomas Illey hörte höflich zu. Anna aber bemerkte, daß er öfters nach der Konsole blickte, wo die Uhr unter dem Glassturz stand. Fast ängstlich folgte sie diesen Blicken. Noch nie hatte sie den Zeiger so rasch, so feindselig eilen sehen. Und mit einem Male fühlte sie ganz deutlich, wie ihre Stunden sein würden, wenn sie wieder allein bliebe.

Sie mußte Illey etwas sagen, bevor er ging, etwas, was ihn zurückbrachte. Unbewußt stand sie auf und ging zum Fortepiano.

„Ja, sing uns etwas, Anna,“ sagte Martha.

„Singe!“ rief Christoph erlöst und war froh, daß er seinen Vater unterbrechen konnte.

Verwirrt wandte sich Anna zu Illey. Auch seine Augen baten, und obwohl sie entfernt voneinander standen, war es ihr dennoch, als neige sie sich zu ihm, als würde sie nur ihm allein jetzt etwas sagen. Sie mußte noch nicht was, doch schon erwachte unter ihren Händen Schuberts Musik auf den Tasten.

„Sei mir gegrüßt . . . Sei mir geküßt . . .“

In einer zarten Wolke stieg das Blut zu ihren Schläfen auf. Ihr Gesicht wurde fremdartig schön, die unberührte kleine Brust hob und senkte sich wie der Doppelschlag weißer Schwingen unter dem leichten Kleide; rein und hinreißend strömte die Stimme wie eine tiefe strahlende Leidenschaft. Tränen waren darin, sieghafte Jugend und das unbewußte, herrliche Geständnis ihrer ganzen Liebe.

Christoph schaute sie erstaunt an. Noch nie hatte er seine nüchtern kluge Schwester so singen hören. Alle sahen auf Anna. Keiner begriff, was da vorging, und doch war es, als durchzitterte sie alle ein warmes Licht.

Wie schön sie ist, wenn sie singt, dachte Thomas Illey.

Die Menschen sehen einander nicht immer, nur

manchmal, selten, in auserwählten Augenblicken. Und in diesem Augenblicke sah Thomas Anna. Er erlebte ein wenig, es schien ihm, als mache eine heiße, lieblosende Hand die Luft um sein Gesicht erzittern. Er verlor die Macht über seine Blicke: begehrend umarmten sie das Mädchen.

Anna verstand diesen Blick nicht, und doch erschütterte er sie.

Dann war das Lied zu Ende. Und in der Stille schien Annas Wesen mit einem Male fast erkaltet. Ihre grünblauen Augen blickten kühl in die Luft, die schönen Brauen wurden regungslos. Als sie sich zu Illey wandte, war ihr Gesicht undurchbringlich, verschlossen. Sie wollte verhüllen, was sie von ihrem Innern gezeigt hatte, als schäme sie sich dessen.

Auch die andern beeilten sich, ihren veränderten Mienen den gewohnten Ausdruck zu geben. Alles wurde wieder alltäglich, nüchtern. Nette brachte die Lampe. Es war Abend.

Noch verging die Woche nicht, und Thomas Illey kam wieder in das alte Haus. Diesmal kam er allein; Martha war aufs Land gegangen.

„Zur Mutter ihres Bräutigams,“ sagte Illey. „Eine lange Brautschaft. Im Herbst wird Hochzeit gehalten.“

Dann sprach er nicht mehr von ihr, überhaupt redete er wenig. Auch Anna sprach nicht viel, doch es war eine helle selige Stille zwischen ihnen. Nur Mamsells Linses Stricknadeln klapperten unter dem Lampen-

schirm, und ihr länglich zugespitztes Gesicht hatte einen Ausdruck, wie wenn alternde Menschen durch das Fenster in den Frühling schauen.

Manchmal durchflutete Annas Herz eine Woge von Wärme: es war ihr, als rief sie der Blick Illeys beim Namen. Über den Sticksrahmen lächelte sie ihm zu. Sie wollte ihm danken, weil sein Blick sie beim Namen rief. Dann neigte sie den Kopf, und wieder blinkten ihre Ringe im Lampenlicht, wenn sie den Seidenfaden in die Höhe zog.

Johann Hubert kam aus der Kanzlei herauf. Mamsell Lüne steckte die Stricknadeln in den Knauel und stand auf. Ihre Tritte verhallten im Korridor, und Johann Hubert sprach wieder von Geschäften, von der Stadt, von Bauangelegenheiten.

Anna hörte zu solcher Zeit immer das Ticken der Uhr. Wie sie tickte! Rascher als sonst. Wäre sie allein mit Thomas, sie würde zur Uhr gehen und den Zeiger zurückdrehen, und damit hätte sie alles das gesagt, was ihr Mund nicht auszusprechen vermochte. Aber sie waren niemals allein. Selten nur, wenn sie sang, konnte sie Thomas etwas sagen.

Verstand er es? Hörte er sie gern? Sie wußte es nicht. Illey war anders als alle, die ihr bisher begegnet waren. Wenn ihre Blicke in der Stille zusammentrafen, fühlte sie sich ihm ganz nahe, doch wenn sie miteinander sprachen, schien es ihr, als wären sie sich unfaßbar fern und als müßten ihre Stimmen durch große Weiten bringen, daß die Worte

erka
die
ihre
I
I
läng
Abe
zut
Ger
ras
I
sch
C
son
I
Wä
ras
"
das
C
Stu
2
W
alle
"
fla
"
Sie
ha

erfalteten auf dem langen Wege. Da begann Anna die Stille zu lieben; sie konnte sie mit der Wärme ihres Herzens erfüllen.

Der Sommer verging.

Thomas Illey kam immer öfter und blieb immer länger. Johann Hubert gab seinen gewohnten Abendspaziergang auf, um mit dem Gast zusammenzutreffen. Line holte ihre schönsten Tassen aus der Servante, wenn man ihn erwartete. Florian lief rascher zum Thor, wenn er schellte.

Die Tage wurden kürzer, an manchen machte Nette schon Feuer im Kachelofen.

Eines Abends war Illey noch schweigsamer als sonst.

Jungfer Line ließ ihren Wollknäuel fallen. Während sie sich danach bückte, wandte sich Thomas rasch zu Anna und sagte sehr leise:

„Ich verlasse Pest bald. Geben Sie mir ein Wort, das ich mit mir nehmen kann.“

Schon saß Mamsell Line wieder steif auf ihrem Stuhl, und die Stricknadeln klapperten fleißig.

Annas Hand glitt von dem Stidrahmen herab, ihr Blick trübte sich allmählich, und es war, als schmelze aller Glanz in ihren Augen.

„Sie gehen fort von hier? ...“ Ihre Stimme klang sehr umflort.

„Was sagtest du, Kind?“ fragte Line zerstreut. Sie steckte die Stricknadeln seitwärts durch ihren Haarschoß und begann die Maschen zu zählen.

Illey starrte in stiller Verzweiflung auf Mamsell
Tines gleichmäßig langsam bewegten Mund und drehte
ungebuldig den alten Siegelring an seinem Finger.

„Ich fahre nach Hause zu Marthas Trauung. Dann
habe ich auch andere Dinge zu tun; wer weiß, wann
ich wieder zurückkehre.“

Anna blickte auf den Ring, dann hob sie die Augen
zu Illey. Mit ihrem schmerzlich flehenden Blicke
wollte sie ihm sagen, daß er sie mit sich nehmen,
sie bei sich behalten solle, wie jenen Ring.

„Kommen Sie morgen mit Christoph auf die
Palatininsel,“ sagte Illey unvermittelt, fast befehlend.
„Wir treffen uns beim Uferdamm,“ dann fuhr er
in sanfterem Tone fort: „Singen Sie etwas ...“
Und seine Stimme klang jetzt weich, als wollte er
die Spur seiner härteren Worte verwischen.

„Wirklich, wollen Sie das?“ Annas Augen
strahlten auf. Der befehlende Ton weckte in ihr die
Empfindung, als hätte sie Thomas mit der Hand
berührt und mit sanfter Kraft ihren Körper gebeugt.

Die unbewußte Wonne weiblicher Liebesdemut
durchrieselte sie in einem tiefen Glücksschauer. Er-
rötend senkte sie den Kopf.

„Was lieben Sie? Schubert, Mozart oder Schu-
mann?“

„Anna Ulwings Stimme!“ sagte Illey einfach
und sah ihr in die Augen.

Als das Lied verklungen war, verabschiedete sich
Thomas.

„Auf Wiedersehen,“ sagte Anna, und ihre Hand bettete sich fast wie ein kleiner Vogel im Neste in die warme starke Hand des Mannes. Dann war Anna wieder allein. Sie lief zum Klavier zurück.

Auch jetzt sang sie für Thomas. Sie sandte ihm ihre Stimme nach, daß sie ihm über die Treppe das Geleit gebe und ein Stück Weges mit ihm ginge. Vielleicht hörte er sie, vielleicht schaute er zurück.

Sie zog die Mullgardinen auseinander. Draußen brannten schon die Laternen. Auf der andern Seite der Straße stand jemand. Anna beugte sich vor. Es war Otto Fäger.

Der junge Fäger stand noch eine Weile, dann wandte er den Kopf nach der Richtung, in der Thomas von Illey ging.

Aus dem Gitterfenster der Kanzlei fiel ein gebrochener Lichtstreif auf die Straße. Im einstigen Arbeitszimmer des Baumeisters Ulwing wurde die Tischlampe mit dem grünen Schirm angezündet.

Johann Hubert blieb heute ungewöhnlich lange an seinem Schreibtisch. Er saß in sich zusammengefallen da, und seine farblose schlaffe Haut bildete zwei tiefgefurchte Falten unter dem Kinn. Seine Hand lag wie ein lebloses Ding auf einem Haufen von Schriftstücken, die er unterschreiben sollte. Mühsam erhob er sich. Schon zum zweiten Male sah er durch die Tür, die in das benachbarte Kanzleizimmer führte. Einst hatte August Fäger dort gearbeitet, aber seitdem der rechte Arm des kleinen Buchführers gelähmt

war, nahm sein Sohn Otto den Platz ein. Otto Fäger hatte es verstanden, den wichtigsten Platz im Geschäftsbetrieb des Ulwingschen Hauses einzunehmen. Es war ihm gelungen, sich unentbehrlich zu machen, indem er die Qual der Entscheidungen von den Schultern seines Prinzipals nahm.

Wo mag er sein? dachte Johann Hubert, während er durch die Türöffnung in das leere Zimmer blickte.

Er ging mit schleppenden Schritten an seinen Schreibtisch zurück, und wieder starrten seine Blicke auf den alten Plan von Pest-Ofen, sie sahen jedoch nichts davon. Manchmal tat sein Kopf einen kleinen Ruck, wie um den dumpfen schweren Stoff hinter seiner Stirn aufzurütteln, der reglos beharrte. Er seufzte und gab die Bemühung auf. Dann schloß er die Augen. Doch jetzt, da er ruhen wollte, regte sich sein Gehirn, und alles darin begann, sich in verworrenem Wirbel zu drehen. Plötzlich dachte er an Christoph.

In diesem Moment öffnete Otto Fäger leise die Tür. In seinen Augen saß kalter Haß, seine Mundwinkel standen starr und gerade; als er aber in den Lichtkreis der Lampe gelangte, lächelte er.

Johann Hubert setzte laut seine Gedanken fort: „In der Wechselbank nannte man heute Christophs Namen. Hinter dem Kassenschalter sprachen die Kontoristen von ihm. Als ich mich hinwandte, verschluckten sie ihre Worte. Ich verstehe nicht,“ be-

jorg
Stie
L
Aug
We
dies
Kop
sie j
Rac
eine
er
mo
unt
ma
"
spre
son
"
Die
sein
D
"
verl
wie
"
Z
sein
sam
der
Z

sorgt wandte er sich zu dem jungen Fäger: „Wissen Sie etwas?“

Otto Fäger antwortete nicht gleich. In diesem Augenblicke haßte er jeden, der in diesem Hause lebte. Wegen Anna haßte er auch die übrigen und wegen dieses hochmütigen Illeys, der immer über seinen Kopf hinweg sah. Er hatte ein Gefühl, als hielte er sie jetzt alle in seiner Hand. An ihnen konnte er nun Rache nehmen dafür, daß er in dem Hofzimmer eines kleinen Buchhalters zur Welt gekommen, daß er arm war und nicht emporzuklimmen vermochte. Er schlug die Augen nieder, als litte er unter dem Zwang, der ihm das Reden zur Pflicht machte.

„Es fällt mir schwer, über Herrn Christoph zu sprechen. Immer wollte ich ihn zurückhalten, umsonst flehte ich ihn an ...“

„Was geht denn vor hinter meinem Rücken?“ Die Stimme Johann Huberts quoll dickflüssig zwischen seinen erblaßten Lippen.

Dann erfuhr er alles. Mühsam wiederholte er:

„Er spielt ... Die ganze Welt weiß es ... Er verliert. Wechsel ...“ Entsetzt fragte er: „Um wieviel handelt sich's denn?“

„Hundertachtzigtausend Gulden ...“

Johann Hubert richtete sich für einen Moment in seinem Stuhl auf, dann sank seine ganze Gestalt langsam und schief in sich zusammen. Jetzt hielt nur noch der hohe Hemdkragen das erschlaffte, wachsgelbe Ge-

sicht aufrecht. Im Verlauf weniger Minuten war er ein ganz alter Mann geworden.

Hinterlistig beobachtete Otto Fäger den Chef. Von seinem veränderten Aeußeren las er ab, was er sagen mußte.

„Verzweifeln wir nicht, Herr Prinzipal. Herr Christoph ist im Grunde doch ein braver, gottesfürchtiger junger Mann. An allem ist nur die schlechte Gesellschaft schuld. Ich hab's ihm immer gesagt. Diese Landbedelleute hatten es förmlich auf ihn abgesehen. Jetzt haben sie ja auch glücklich dem reichen Ulwing sein Geld abgenommen. Aber strafen Sie ihn nicht, Herr Prinzipal, lassen Sie lieber mich Ihren Zorn erdulden. Hab doch ich mit meinem Schweigen den größten Fehler begangen.“

Reumütig senkte er den Kopf, als harre er auf das Urtheil.

„Sie sind ein braver Mensch, Otto,“ seufzte Johann Hubert gerührt.

„Wir werden den guten Ruf der Firma retten,“ sagte der junge Fäger feierlich, „und Herrn Christoph muß man — wenn es mir gestattet ist, einen Rat zu geben — dem bösen Einfluß seiner Verführer entziehen. Eine Auslandsreise vielleicht?“ ...

„Christoph ins Ausland schicken? Ja!“ Johann Hubert hatte sich mit einem Male entschieden. „Das war auch der Plan meines seligen Vaters. Sie sind für Frankfurt? Gut, so bleibt es bei Frankfurt ...“

Der Oberbuchhalter hatte nicht erwartet, daß alles so glatt gehen würde; er wurde kühner.

„Man muß ihn zu anspruchslosen, arbeitsamen Leuten schicken, bis er zur Reife kommt. Inzwischen beliebt es Ihnen vielleicht, Fräulein Anna einen klugen Geschäftsmann zum Gatten zu bestimmen, der dann als Kompagnon der Firma beitrifft und dem Herrn Prinzipal die Last von der Schulter nimmt.“

Das war eine neue Hoffnung, und Johann Hubert rückte seine Krawatte zurecht ... Ein tüchtiger Geschäftsmann an Christophs Seite. Jemand, der zur Familie gehörte; Annas Gatte ... Das Bild Thomas Illeys drängte sich störend in seine Gedanken. — Man mußte es verhindern, daß sie einander künftig begegneten ... Das Leben war immer nur mit Forderungen an ihn herangetreten, dieses eine Mal wollte er selbst fordern. Er war immer unerbittlich gegen sich, nun wollte er es auch den andern gegenüber sein.

„Ja, das würde mich von allen Sorgen befreien,“ murmelte er, als zöge er sich selbst zu Rate. „Annas Gatte ... aber wer soll es sein?“

Füger lächelte bescheiden. Er nahm seinen Aneifer herab, hauchte auf das Glas und hielt ihn, während er es abwischte, ganz nahe vor sein linkes Auge.

Johann Hubert dachte, er mußte selbst nicht weshalb, an den Sohn Georg Martin Münsters. Karl Münster würde Kapital ins Geschäft bringen, hatte auch Verstand ...

Er klopfte Otto Fäger auf die Schulter.

„Ich danke Ihnen!“

Der junge Fäger blickte ihm mit starrem Gesicht nach. Er hatte etwas anderes erwartet.

Den nächsten Tag verließ Christoph das alte Haus. Und draußen, auf dem Donaudamm, wartete Thomas Illey vergebens auf Anna.

Die roten Astern im Hofgarten überzog ein weißer Reif.

F ü n f z e h n t e s K a p i t e l

Der Regen sammelte sich in der Rinne und gab einen so hoffnungslosen Ton, als schluchze jemand unter dem steilen Doppeldach.

Draußen sank ein trauriger Herbstabend auf die Gasse. An den Fensterscheiben des Sonnenzimmers rieselten die Regentropfen wie Tränen über ein durchsichtiges graues Gesicht.

Im alten Kinderzimmer war die Stille ganz leer. Seit der Abreise Christophs blieb Anna sehr oft allein. Des Nachmittags stand sie von ihrem Nähtischchen auf und ging leise zur Thür, öffnete sie rasch — aber niemand war da. Sie blickte in das Stiegenhaus. Alles schwieg. Bis hundert wollte sie zählen und dann nicht mehr warten. Sie zählte noch einmal bis

hundert und noch einmal und blickte auch von der Schwelle zurück.

Abends, als Nette die Lampe anzündete und Florian das große Thor schloß, füllten sich Annas Augen mit Thränen. Sie hatte das Empfinden, als wäre sie eine Gefangene. Das Leben blieb draußen. Wieder war ein unnützer Tag vergangen und hatte doch, als er dämmerte, alles so freigebig versprochen. Aber der Tag quälte sie bloß voll Hinterlist, entschlüpfte dann, ohne etwas von seinen Verheißungen einzulösen.

Thomas von Illey kam nicht mehr.

Annas kleines Gesicht wurde ganz blaß und schmal. Unruhvolle Angst bemächtigte sich ihrer. Ging Illey jetzt vielleicht zu einer anderen, oder zürnte er ihr? So ernst hatte er sie, als sie sich zum letzten Male sahen, aufgefordert, den nächsten Tag zum Donaudamm zu kommen. Und sie konnte nicht hingehen, auch nicht schreiben oder ihn irgendwie verständigen. Christoph mußte abreisen, und der Vater sprach sehr streng zu ihr und dem Bruder.

Wieder und wieder fragte sie sich: Warum kommt Thomas nicht? Wo mag er geblieben sein? Sie drückte ihr Gesicht an die Fensterscheibe und schaute hinaus in den Nebel. So oft die Klingel am Thor ertönte, strömte ihr das Blut zum Herzen. Sie wartete, dann senkte sie entmutigt den Kopf.

Die Möbel im Sonnenzimmer begannen zu flüstern. Sie flüsterten von Thomas. Die Wände erinnerten

sich, auch die Türklinke kannte seine Hand. Die Tischlampe, die Uhr unter dem Glassturz, alle sagten sie, daß sie ihn oft gesehen hatten.

Anna wandte das Gesicht ab. Die Erinnerung schlug ihr Wunden. Sie faltete die Hände, das, was sie so sehr peinigte, um Erbarmen anzuflehen.

Eintönig flossen die Stunden. Lina trat ins Zimmer und begann Karten zu legen unter der Lampe.

„Alles wird sich zum Guten wenden, all dein Leid wird vergehen, mein kleines Läubchen,“ sagte sie, als sie mit dem Kartenlegen zu Ende war.

„Ich habe kein Leid,“ antwortete das Mädchen und versuchte, seinen Kopf hochzuhalten.

Man hörte die Stimme Johann Huberts:

„Anna, wir haben einen Gast!“

In der letzten Zeit kam Karl Münster oft ins Haus. Er saß bequem in der grünen Stube, gab Johann Hubert in allem Recht, und wenn ihm nichts einfiel, drehte er gemächlich einen Daumen über den andern.

Seine großen Hände ärgerten Anna. Sie konnten verlegen werden wie ein Gesicht, erröten und sich in quälendem Unbehagen winden, während Karl Münster selbst in seinem zu langen Sonntagsrock immer ruhig und langweilig blieb.

„Weshalb er wohl herkommt?“ dachte Anna, als sie ihm müde gegenüber saß.

Eines Tages erfuhr sie auch das; Karl Münster hatte bei dem Vater um ihre Hand angehalten.

„Ein ehrender und sehr vorteilhafter Antrag,“

sagte Johann Hubert Ulwing zu seiner Tochter.
„Der Name Münster hat einen guten Klang; es
ist eine solide Firma. Der junge Mann ist verständig
und hat auch Kapital.“

Anna sah ihn sprachlos an, das Blut schoß ihr in
die Wangen. Ihr ganzes Leben lang hatte sie ihren
Willen niedergekämpft; er hatte ihr gehorcht, doch
was man jetzt von ihr verlangte, dagegen empörte
er sich.

„Nein, nie und nimmer!“ Ihre Stimme klang
kurz, wie Hammerschläge auf Stahl.

Johann Hubert zuckte zusammen. Das war die
Stimme des Baumeisters Ulwing.

Ich habe zu früh geredet, dachte er mißmutig,
man hätte noch warten müssen.

Dann wartete er. Draußen fiel schon der Schnee.

Annas Gesicht wurde in den letzten Wochen noch
durchsichtiger. Sie verbrachte die Nächte schlaflos,
sang nicht mehr, lachte nicht, und an den langen
Abenden, wenn ihr Vater an dem Schreibsekretär
arbeitete, saß sie schweigend in der grünen Stube.

Johann Hubert las zu dieser Zeit schon mit einer
Brille. Er schob sie auf die Stirn hinauf und blickte
verstoßen zu Anna. Eine allmählich aufdämmernde
Angst beschlich ihn. Er dachte an sein eigenes Leben.
Nie war er glücklich gewesen und hatte nie einen
andern glücklich gemacht.

„Bist du krank?“ fragte er unvermittelt.

„Nein . . .“

„Tut dir etwas weh?“

Das Mädchen antwortete nicht, aber ihre Augen schienen zu fragen, weshalb man sie quäle. Der Rücken Johann Huberts krümmte sich; er blätterte weiter in den Geschäftsbüchern, und Anna hörte ihn sorgenschwer seufzen.

„Sind schlechte Nachrichten von Christoph gekommen?“ fragte sie. „Nein? ... Also sind es die Geschäfte? ... Sprich mit mir darüber, ich bin ja auch eine Ulwing.“

Johann Hubert schloß das Buch, in dem er gerechnet hatte.

„Du würdest sowieso nichts davon verstehen.“

„Aber ich könnt es ja lernen ...“

„Du sollst nur sticken und singen. Brauchst nichts von Geschäften zu verstehen. Das taugt nicht für Frauen. Euch hat Gott zu anderem erschaffen ...“ Bei diesem Satz regte sich etwas in seinem Gewissen; er wurde verlegen.

„Hast du Thomas Illey noch immer nicht vergessen?“ fragte er mit halber Stimme und blickte zur Erde.

„Ich habe ihn nicht vergessen.“

Nach einigen Tagen kam eines Abends Großvater Jörg, um Anna ins Konzert zu führen. Als sie im Wagen saßen, verflocht der alte Herr den Namen Karl Münsters in das Gespräch und rieb sich die Hände.

Also hält er es auch mit den übrigen? dachte Anna und blickte traurig auf ihren Großvater. Einst saß er im Kerker, weil er die Freiheit der andern ver-



standen hatte, und jetzt redete er doch gegen die Freiheit seines Enkelkindes.

Im Konzertsaal drängten sich schon die Menschen.

Eine Unzahl von Kerzen brannte in den vergoldeten Holzlüstern, und ihre Flammen durchwoben die Luft mit einem ruhigen gelben Lichte. Auf dem Podium war das Klavier geöffnet, im Orchester stimmte man die Instrumente; es klang, als zupften spizige Vogel-schnäbel an den Saiten.

An der Wand lehnten einige Zeitungsrezensenten. Anna hatte gehört, daß sie im voraus verabredeten, was sie am nächsten Tage in den Zeitungen sagen würden. In den dichten Sitzreihen bekannte Kaufleute aus der innern Stadt, reiche Bürgerfrauen, Offiziere, hohe Geistliche und ganz vorn juwelen-geschmückte Damen in großen Krinolinen, vornehme ungarische Herren im festlichen Dolman.

Die Familie des Apothekers Müller winkte; auch die Fräulein Münster waren zugegen. Hinten rückten die Ankommenden ihre Stühle, einige husteten, räusperten sich, und plötzlich wandten sich die Köpfe, wie von einer Feder geschneilt, nach dem Podium; dann wurde es still.

Annas Blick glitt über die Gesichter. Die vielen Menschen wirkten auf sie wie eine große leere Grube, deren Öffnung dem Klavier entgegenkiffte, um den Strom der Töne und Gefühle in sich aufzunehmen. Ihr Herz war erfüllt von einsamem jungen Schmerze, und sie fürchtete sich fast, daß bei dem ersten

Ton all dieser Schmerz ihren Augen entströmen würde.

Eine räthelhafte Unruhe bemächtigte sich ihrer, als hätte sie jemand aus der Ferne berührt. Rasch blickte sie zur Seite. Ihr Blut erzitterte in den Adern. Sie war den dunklen, traurigen Augen Thomas Mleys begegnet. Und [leiderfüllt] zuckten die beiden Blicke ineinander durch die Ferne.

Ein Wogen ging durch den Saal. Ein machtvolles Eljen erbrauste, und der Applaus schlug wie ein Gewitter an die Wände.

Auf dem Podium stand, hoch über den andern, der große Künstler. Das schneeweiße lange Haar wehte um sein marmornes Haupt, die hagere Gestalt Franz Liszts verneigte sich vor der Huldigung der Heimat.

Dann erbrauste das Klavier unter seinen Händen. Die Töne sangen, klagten, brandeten zornig, koston schmeichelnd, lächelten erlösend durch die Luft. Der Künstler mit dem Marmorhaupt zauberte aus dem Klavier Töne hervor, die vor ihm nicht waren und nach ihm nicht sein werden.

Die Menschen hielten den Atem an. In einem Zauberbann lauschte die Menge. Und mit unnahbar hoheitsvoller Kraft ergossen sich die Ströme der Musik. Dann wurde sie zart, wie ein ersterbender Choruf. Und wieder strahlte sie auf in erhabener Verklärung. Weißglühende Töne schossen empor, und die sie hörten, wurden der schöpferischen Augen-

blicke Beethovens, Sebastian Bachs und Webers inne. Den fieberischen Herzschlag dieser Augenblicke wieder zu erwecken, das war die Gabe des Künstlers, in dessen Spiel sich die Gottheit immer wieder aufs neue gebär.

Die großen strahlenden Schwingen von Beethovens *Apassionata* trugen Annas Seele über alle die Menschen hinweg zu Thomas hin. Ihr war es, als wirble sie der Wogenschwalm der Musik zueinander, daß sie untertauchten in einem unendlichen, flimmernden Schleier.

Wieder brach der Beifallsdonner im Saale los. Die Menschen erhoben sich, und einige stürmten zum Podium und applaudierten dort weiter.

Franz Liszt begann seine eigene Komposition zu spielen. Jetzt schien sich in den Marmorzügen eine Flamme zu entzünden. Heiliges Feuer leuchtete durch die Stirn, Feuer sprühten die beiden Augen, und der schöpferische Künstler ward fern und einsam.

Anna wandte sich zum Klavier. Das klang anders als alles, was sie je gehört hatte. Alte Worte regten sich in ihrer Erinnerung ... „Schaffen muß man, so wie Gott aus Lehm und Erde. Und sogar den Lehm muß man neu erschaffen.“

Man applaudierte wieder, doch es war, als wäre der Applaus mit einem Male zurückhaltender geworden. Er galt dem Virtuosen, nicht dem Schöpfer.

Sie verstehen ihn nicht, dachte Anna traurig. Diese Musik kann man nicht in Sicherheit bewundern.

Sie ist zu früh gekommen . . . Und wieder fielen ihr Adam Walters Worte ein.

Dann vergaß sie alles. Ihr Blick suchte Thomas in der Menge, die sich zum Ausgang drängte.

In der Garderobe roch die Wärme nach Staub. Eilig stießen die Menschen einander. Vor der Einfahrt wurden Wagentüren zugeschlagen. Eine heisere Stimme rief die Namen der Kutscher.

Anna erblickte Florian und winkte ihm. Großvater Jörg saß schon im Wagen.

„Ich möchte gern zu Fuß gehen,“ sagte das Mädchen rasch. Der alte Herr war schläfrig. Die Pferde des nächsten Wagens wollten nicht länger stehen in der Kälte. Die Wagentür fiel ins Schloß. Anna fühlte sich frei.

„Gehen wir . . .“

Florians gutmütiges, breites Gesicht wandte sich ihr einen Moment erstaunt zu. Dann trabte er gehorsam hinter ihr im Schnee einher.

An der Straßenecke stand jemand unbeweglich unter einer Laterne und blickte forschend in die Fenster der vorüberrollenden Gefährte. Dann sah er nicht mehr nach den Wagen. Seine dunklen, traurigen Augen blickten auf Anna. Er hielt den Hut tief gesenkt, der Schnee fiel ihm in sein mageres Gesicht.

Stark umfaßten sich ihre Hände, und die Stille ihrer Seelen glich dem atemstillen Augenblick nach dem plötzlichen Aufhören eines quälend körperlichen

Schmerzes, da sich die Freude noch nicht hervorwagen will.

Das weiche Geräusch der Wagen verrollte in den Gassen. Aus dem allmählich verklingenden Gewirr der Menschenstimmen schlug da und dort ein fernes Lachen auf. Dann fiel nur noch der Schnee in glitzernden, langsam herabschwebenden Flocken. Und in einem Einverständnis, das keiner Worte bedurfte, machten sich die beiden auf den Weg. Seite an Seite durch das große weiße Schweigen.

Anna fühlte die Kälte nicht. Der Pelztragen auf ihrer bloßen Schulter glitt zur Seite, ihre kleinen Schuhe versanken im Schnee. Trotzdem fror sie nicht. Sie ging von unendlichem Glück erfüllt. Illeys glühender Blick folgte jeder ihrer Bewegungen. Er wollte ruhig erscheinen, doch seine Stimme klang sonderbar verändert:

„Als ich die Ankündigung des Konzertes las, begann ich zu hoffen, daß wir uns treffen würden. Alles kam wunderbarer, als man erwarten konnte.“

Auch Anna kämpfte ihre Erregung nieder.

„Also sind Sie heute wirklich nicht der Musik wegen hingegangen,“ fragte sie halblaut und lächelte.

„Ich besuche nie Konzerte,“ antwortete Thomas aufrichtig. „Ich verstehe nichts von der hohen Musik.“

Anna wandte sich fast erschrocken zu ihm.

„Dann haben Sie auch das nicht verstanden, was ich für Sie sang?“

„Die Musik nicht, aber das, woraus jene Musik entsprossen war...“

Sie schwiegen jetzt. Florian ging sehr nahe hinter ihrem Rücken.

Annas Gedanken verwirrten sich. Bisher war sie in dem Glauben, daß sie einander begegneten, daß sie zusammen waren in der Musik. Und jetzt sagte Thomas, er verstehe die Sprache der Töne nicht, die einzige, in der sich auch ihre Seele und auch ihr Blut zu offenbaren vermochte ... Gleichviel, wenn er nur hier war, wenn sie ihm nur zur Seite gehen durfte; alles andere kümmerte sie nicht.

Ihr Nacken bog sich ein wenig zurück, und durch die halbgeschlossenen Wimpern blickte sie so sehnsüchtig auf Illeys Schulter, als ob sie mit ihrem Blick dort auf jener Schulter ein Nest für ihr Köpfchen bauen wollte.

Thomas begann auffallend langsam zu gehen. Und nun bemerkte auch Anna die überschneite Straßenlaterne vor dem Ulwinghause.

„Lange habe ich diese heutige Stunde gesucht,“ sagte Illey hastig. „Auch damals auf der Insel suchte ich Sie. Lange habe ich auf Sie gewartet, Anna. Die Sterne kamen herauf, der Fährmann zündete sein Reisigfeuer an, und ich wartete noch immer. Den andern Tag ging ich wieder hin. Und gar oft zog ich die Klingel an Ihrem Tore. Ich sah Ihr Gesicht durch das Fenster, hörte Sie auch singen; und dennoch sagte Florian mir es wäre niemand zu

Hause. Florian blickte zur Erde. Ich begriff: man wollte nicht, daß ich komme."

"Und ich habe so sehr auf Sie gewartet ... Die ganze Zeit."

Aus Annas umflorter Stimme sprach so viel schmerzliche Ergriffenheit, daß Illey mit einem Mal alles klar wurde.

In diesem Moment erblickten sie das Haus. Sie gingen schon so langsam, daß sie kaum vorwärts kamen, und dennoch verringerte sich die Entfernung. Das Tor trat aus der Wand und kam ihnen dunkel eilig entgegen durch die große, weiße Stille. Auch die zwei Säulenmänner kamen mit ihm, beugten sich ganz vor unter dem Gesims und blickten auf sie hernieder.

Wie mit einem Ruck blieb das Tor stehen. Sie waren am Ende des Weges. Annas Herzschlag erlahmte vor Schreck: noch eine Minute, und sie würden sich trennen müssen.

In diesem Augenblick ließ Florian den Torschlüssel fallen. Langsam, sehr langsam wühlte er mit seinen Händen im Schnee und blickte inzwischen nicht ein einzigesmal auf.

Thomas Illey neigte sich zu Anna.

"Wir können nicht mehr ohne einander leben, wir beide," und küßte die Hand des Mädchens.

Langsam fiel der Schnee, und durch den weißen Flockenschleier schauten sie einander lange wortlos in die Augen.

Als Anna die Treppe hinaufging, nahm sie mit den Lippen Illeys Kuß von ihrer eigenen Hand.

Den nächsten Tag sagte sie alles ihrem Vater, und als am Nachmittag die Klingel ertönte, öffnete Florian mit breitlächelndem Gesicht das Thor.

Anna vernahm Illeys Schritte. Sie gingen an ihrer Thür vorbei durch den Korridor in die grüne Stube.

Johann Hubert lud seinen Gast zum Sigen ein.

„Ein ehrender Antrag...“ Es fiel ihm ein, daß er Karl Münster dasselbe gesagt hatte. Er räusperte sich und sagte dann gewissenhaft und genau alles her, was er sich vorgenommen hatte. Er sprach von dem Feuerschaden, den schlechten Geschäftsjahren und von Annas Mitgift. Seine Stimme wurde ein wenig leiser:

„Es ist sehr bedauerlich, aber ich kann der Firma kein Kapital entziehen. Das Vermögen darf nicht angetastet werden. Diese Verfügung hat noch mein gottseliger Vater getroffen. Ich muß daran festhalten.“

Illey machte eine höflich abwehrende Bewegung.

„Diese Dinge berühren nur Fräulein Anna.“

Johann Hubert blickte ihn mit unbezwinglicher Bewunderung an. Der Zauber des alten Namens begann wieder auf ihn zu wirken. Er lehnte sich jetzt nicht mehr in seinen Armstuhl zurück, saß steif und feierlich da und bedauerte, vorhin in so geschäftsmäßigem Ton gesprochen zu haben.

„Aber die Domäne von Ille,“ vorsichtig wählte er

seine
den
Il
Er f
hatte
man
Ged
hatte
Zeit
Fam
Herr
könn
Sig
früh
die e
Jo
Il
hebe
verla
sein
blickt
sprec
„I
Jo
Fam
Th
seine
spred
fortg
I

seine Worte, „ist, soviel ich weiß, in fremden Händen ...“

Illey wandte seinen Blick ein wenig zur Seite. Er fühlte, daß er vorhin vor dem andern paradiert hatte und schämte sich. Dieser brave alte Geschäftsmann mit den sanften blauen Augen rief ihm ins Gedächtnis, was ihn zu allererst zu Anna hingezogen hatte. Er konnte es sich nicht leugnen: zu jener Zeit war ihm oft der Gedanke gekommen, daß die Familie Ulwing reich war und daß er das angestammte Herrngut von Ille wieder in seinen Besitz bringen könnte. Nun suchte er in seiner Sehnsucht nach dem Sitz seiner Väter eine Selbstentschuldigung für den früheren Gedanken. Es war eine Hoffnung gewesen, die er jetzt von sich schob.

Johann Hubert blickte ihn erwartungsvoll an.

Illey fielen stolze, selbstlose Worte ein. Sich erheben über alles, auch über sich selbst. Nichts zu verlangen als Anna allein, die er liebte. Er wandte sein schmales Herrngesicht Johann Hubert zu und blickte ihm offen in die Augen, als gäbe er ein Versprechen:

„Ich denke nicht mehr an den Rückkauf von Ille.“

Johann Hubert erkundigte sich höflich nach seiner Familie.

Thomas drehte langsam den alten Siegelring an seinem Finger und begann von seinem Vater zu sprechen. In jungen Jahren hatte ihn ein Herzleiden fortgerafft. Die Mutter war ihm gefolgt. Dann

kam das Gut zur Versteigerung. Nur ein sumpfiger Wald blieb übrig, den brauchte keiner. Und etwas Geld. Er wollte arbeiten lernen; deshalb war er in die Stadt gekommen. Wollte sein Stammgut durch eigene Kraft wieder an sich bringen. Es hatte ihnen ja den Namen gegeben, oder waren sie es, die ihm den Namen gaben; wie dem auch war, der Boden von Ille und die Illeys gehörten an die tausend Jahre schon zueinander.

Thomas blickte niedergeschlagen vor sich hin. Er dachte daran, daß auch ihn das Schicksal der verarmten ungarischen Edelleute erreicht hatte.

„Ich studierte Jura,“ sprach er gedämpft, „gerade so wie die andern, verstrickte mich in die Politik und habe es nicht erlernt, um Geld zu arbeiten. Das liegt uns im Blute. Der ungarische Adel hält Arbeit nur dann für keine Schande, wenn man dafür nicht entlohnt wird. Die sich von uns für Geld hergaben, das waren die Schlechten, und die Guten mußten zu Grunde gehen.“

Johann Hubert nickte zerstreut und griff öfters an seine tadellose Krawatte. Er fühlte sich ganz beruhigt, seit er die Gewißheit hatte, daß Thomas Illey die Mitgift Annas nicht aus dem Geschäfte nehmen wollte. Er streckte ihm die Hand entgegen.

„Die Sache ist in Ordnung. Sie denken nicht an den Rücklauf von Ille; mengen sich nicht in die Angelegenheiten der Firma. Jetzt können wir uns die Geschäftsbücher und die Bilanz ansehen.“

Thomas lächelte. Er wollte nur Anna sehen, und Johann Hubert öffnete ihm die Thür des Sonnenzimmers.

Dort drinnen war alles warm und licht.

Und als von dem neuen Frühling auch Erde und Himmel warm und licht wurden um das alte Haus, schmückte Mamsell Lina Annas Haupt mit Schleier und Kranz. Dann glitt, wie eine weiße Wolke, der Schleier über die guten alten Dielen, berührte die Türen und Wände, und Anna küßte ihren Vater.

„Ich danke dir,“ sagte das Mädchen, „daß ich so glücklich bin.“

Johann Hubert kamen Tränen in die Augen. Mehr hatte ihm das Leben nicht beschert ...

Auf dem Korridor stand der alte Fäger mit Madame Henriette, die ihre steifgestärkte Festtagshaube trug. Herr Gemming war auch dabei und auch der kleine Feuerlein, der sich gerührt die Augen wischte. Am untertänigsten verneigte sich Otto Fäger vor Thomas Illey.

Oben über den Dächern von dem Turm der Leopoldstädter Kirche erklang die rauschende Stimme der alten Glocke, die so oft von dem Schicksal der Ulwinge gekündigt hatte. Und die beiden Säulenmänner am Thor blickten in einen Wagen, der von weißen Myrtenblüten umrankt war.

Die Lormölbung wiederholte, was die Räder sprachen — dann verstummte das Haus. Anna nahm

ihr leises kleines Lachen auf die Hochzeitsreise mit. Die Menschen, die Tage, — alles wurde still.

Nun war Johann Hubert ganz allein. Ein Brief von Christoph, einer von Anna. Er las sie wieder und wieder, lächelte und schloß die Augen.

Zu dieser Zeit war er immer schläfrig. Er sah auf die Uhr. Es war noch nicht Schlafenszeit. Er begann auf und ab zu gehen in den stillen Räumen.

Aus der grünen Stube fiel der Lampenschein in das Eßzimmer. Ins Sonnenzimmer kam das Licht von der Straßenlaterne herauf. Das alte Kinderzimmer war ganz dunkel.

Johann Hubert legte die Hände auf seinem Rücken ineinander und schritt langsam durch Dunkelheit und Helle. Er dachte an sein Leben. Auch darin war es so gewesen, doch jetzt, wie er zurückdachte an das Vergangene, schien das Dunkel zu überwiegen.

Er fragte sich, weshalb er gerade heute an diese Dinge denken mußte, da ihm ohnehin der Kopf so schwer war. Einen Augenblick dachte er den Prometheus holen zu lassen. Aber auch dazu war er zu müde.

Während er den Schlüssel in seiner Uhr drehte, befiel ihn ein jäher Schwindel; doch trotzdem tat er alles, was er in seiner Tasche hatte, in die Alabaster-schale. Die Schlüssel, das Federmesser und das perlenbestückte Zigarrenetui. Dieses trug er nur aus Gewohnheit bei sich; es war leer, denn in den letzten Jahren hatte er auch das Rauchen aufgegeben.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Johann Hubert blieb im Bett. Von Zeit zu Zeit kam Jungfer Lina und fragte, ob er nicht etwas wünsche. Er öffnete die Augen, nickte, sagte aber nichts.

Der Protomedikus Gardos beruhigte ihn:

„Es wird vorübergehen; eine kleine Übermüdung, sonst nichts,“ sagte er und verordnete Nux vomica.

„Nein, man brauchte den Kindern nicht zu schreiben ...“

Die Woche hindurch war Johann Hubert auf. Sonntag lag er wieder im Bett; so fühlte er sich besser. Ein Brief kam von Anna. Er lächelte in die Zeilen. Also gab es doch jemanden auf der Welt, der sein Glück ihm zu danken hatte. Er rückte die Decke zurecht undkehrte sich gegen die Wand.

In der Nacht weckte ihn ein großes Rauschen. Sein Kopf drehte sich, auch das Bett und das Zimmer drehten sich; er atmete schwer, wollte sein Nachthemd am Halse aufknöpfen, war es aber nicht imstande. Angstlich richtete er sich auf, griff mit seiner gewohnten unnötigen Bewegung noch ein paarmal hin, als wollte er seine Halsbinde zurechtziehen. Dann fiel er zurück und rührte sich nicht mehr.

In dieser Nacht starb Johann Hubert Ulwing, bescheiden und ohne Aufsehen, so wie er gelebt hatte.

Sechzehntes Kapitel

Das Haus stand leer, und die Stille nistete sich zwischen den Mauern ein. Der Korridor erinnerte sich lange an die Schritte, die manchmal über ihn hingingen. Das Ticken der Alabastreruhr durchwanderte alle Zimmer, kein Geräusch stand ihm im Wege.

So fand Anna das Haus, als sie mit ihrem Gatten, viel rascher als es geplant war, von der Reise heimkehrte, an die sie sich immer wie an einen jäh unterbrochenen Traum zurückerinnerte.

Helle leichte Stunden, Stunden der leisen Worte, der schönen Mädchenfurcht, beschwingte schwebende Tage ... dann gewöhnte sie sich in Thomas' Arme. Die Todesnachricht schreckte sie daraus empor, und sie durfte den Traum nicht weiterträumen, nie wieder weiterträumen. Andere Dinge kamen.

Es kam das Leben, und das erste Jahr verging.

Dann heiterte sich in dem alten Hause die Stille allmählich auf. Die Zimmer versuchten hie und da schüchtern zu lachen. Plötzlich unterbrachen sie sich, wie vor Scham, als wären ihnen die Menschen eingefallen, die zum Tore hinausgezogen und nie wieder zurückgekehrt waren.

Und wieder verging ein Jahr.

Die Mauern des alten Hauses waren gelb von der Sonne. Im Hofgarten hoben die Blumenbeete

blühende Kränze über sich in das blendende Licht empor.

Nun lachten die Stuben schon ein freies, helles Kinderlachen. Und das Haus lächelte im Innern, wie ein guter Alter, der sich jünger werden fühlt.

Anna sang jetzt wunderliche kleine Lieder. Sie hatte sie von niemandem gelernt. Von selber kamen sie, und ihr einullender Rhythmus war wie das Schaukeln einer Wiege. Dann hob sie ihren Sohn zu sich mit jener wundersamen Bewegung, die schöner ist als die Bewegung der Liebe und die ihre Arme seit jeher gekannt hatten. Sie dachte dabei, daß diese Gebärde die Menschheit verknüpfe: eine unendliche gesegnete Kette. Eine Kette aus Frauenarmen über die Erde geflochten, die mit dem ersten Weibe begann und am letzten Kinde enden würde.

„Mama,“ lallte der kleine Georg. Anna blickte zum Bilde Frau Christinens auf und wiederholte das Wort, das sie empfing und das sie niemals hatte ihrer Mutter geben können.

Unten wurde die Haustür geöffnet. Schritte kamen durch den Korridor.

„Thomas, ich erwarte dich schon so lange!“ Sie wollte ihm mehr, Innigeres sagen: daß sie ihn liebte, aber die Worte schämten sich und wandelten sich auf ihren Lippen. Sie neigte sich zu ihrem Manne, als warte sie auf seinen Kuß.

Ilsey bemerkte es nicht, seine Gedanken waren anderswo. Er begann einen Brief zu lesen.

„Von zu Hause!“

„Von zu Hause? . . . Also ist dies nicht dein Heim?“
Der seitwärts geneigte Kopf Annas nahm allmählich eine gerade Haltung an.

Thomas hörte und sah nichts, wenn von Ille die Rede war. Der alte Kastner, der Verwalter, der Dorfpfarrer, alle wandten sich an ihn mit ihren Wünschen und Sorgen, als wäre er noch immer der Gutsherr von Ille. Und er bemühte sich, sie in allen Angelegenheiten zu unterstützen. Seine Augen glänzten, wenn er von ihnen sprach.

Anna schaute ihn unbeweglich an. Wieder bemächtigte sich ihrer das Gefühl, dessen sie sich nie erwehren konnte, so oft Thomas von Ille sprach: es war ihr dabei, als ginge ihr Gatte weit von ihr, als weile er anderswo. In der Ferne.

„Thomas,“ sagte sie leise, wie um ihn zurückzurufen.

Ille lächelte zerstreut. Er las noch immer den Brief. Annas Gesicht nahm einen ernsten und verschlossenen Ausdruck an. Die Zärtlichkeit, die ihr vor einigen Sekunden noch gleichsam unbewußt entströmt war, zog sich fast schmerzlich in ihr Herz zurück. Sie wandte sich ab.

„Nein, geh nicht,“ sagte Thomas, „komm, lies einmal . . .“

Doch Anna überhörte seine Worte, näherte sich nicht. Sie hielt ihren Kopf starr in die Höhe. Nach der unnütz verschwendeten, hingebungsvollen Re-

gung wollte sie so das Gleichgewicht zurückgewinnen.

„Lassen wir das, Thomas,“ und ihre Stimme klang abweisend, „ich kenne ja deine Leute nicht.“

„Warum sagst du das so?“ Illey wandte sich vorwurfsvoll zu ihr. Annas Stimme hatte wieder die Hoffnung in seiner Seele umgestoßen, die ihn an Ille denken ließ und gegen seinen Willen immer wieder in ihm aufstieg. Wenn er ihr alles sagen würde ... wenn er ihr sagte, daß alles, was zu Ille gehörte, mit seinem Herzen verwachsen war, daß er sich sehnte nach seiner Erde ... Ob sie ihn wohl verstehen würde? Die Worte formten sich in seinem Gehirn mit so gebieterischer Kraft, daß er fast ihren Klang vernahm. Und sie deuchten ihn so erniedrigend, als bettelten sie. Er fühlte, daß er sie nie über die Lippen bringen würde.

Hart und kalt wirkte in diesem Moment Illeys Blick auf Anna.

„Weshalb zürnst du mir, Thomas?“ Sie deutete auf den Brief. „Begreifst du es denn nicht? All das ist mir ja so fremd.“

„Du hast recht!“ Thomas lachte kurz, gleichsam verletzt auf. Und mit einem Male fühlte er klar, daß Anna allem fremd gegenüberstand, was aus seiner Vergangenheit wirkend in ihm fortlebte. Es war ihr fremd geblieben bis jetzt, und vielleicht wollte sie es auch in Zukunft nicht anders.

Beiden schien es in der Stille, als wären sie ein-

ander entrückt, und in Wirklichkeit hatte sich doch keiner bewegt. Dann war es Thomas, der sich zuerst abwandte. Anna blickte ihm nach.

Im Anfang, wenn sie sich nicht verstanden, vergaßen sie es in einer Umarmung. Später genügte das kleine hilflose Kinderweinen im Nebenzimmer, um ihnen alles aus dem Kopfe zu schlagen: sie liefen Seite an Seite, und auf der Schwelle hatten sie einander schon bei der Hand gefaßt.

Heute aber blieb jedes für sich allein. Die ausgesprochenen Worte starrten kalt in Annas Erinnerung, und was sie nicht ausgesprochen hatte, beunruhigte sie. Zerstreut spielte sie mit ihrem kleinen Knaben, kramte abwesend in der Lade des Nähstischchens. Dann ließ sie auch das sein. Sie wollte zu ihrem Manne gehen, den Kopf an seine Schulter lehnen, wollte fragen und antworten, damit nichts Trübes, nichts Ungewisses zwischen ihnen wäre.

Aber Thomas hatte Gäste. Die Stimme der Herren drang aus der grünen Stube in das Esszimmer, und man spürte auch den Rauch ihrer Tabakpfeifen. Sie sprachen von der Versöhnung des Königs mit dem Lande, der Krönung, von Andrassy, vom Parlament, von einer großen nationalen Umwandlung.

Seit der Wiederherstellung der Konstitution war Alley in Staatsdienste getreten. Er arbeitete im Ackerbauministerium. Anna hörte, daß er drüben

im S
betri
M
ihr
hörte
schlo
rade
Z
zu g
Auch
gab
er se
mit
Z
alten
Bau
an d
Mar
Fäch
gesta
arbe
M
das
gute
„
Lisch
platz
platz
C

im Nachbarzimmer etwas vom intensiveren Agrarbetrieb sagte.

Wie überlegt und klug er sprechen konnte, während ihr Herz noch immer schwer und traurig war. Da hörte sie das Lachen ihres Mannes durch die geschlossene Thür. Ihre Brauen wurden starr und gerade. Sie wandte sich ab, als hätte man sie verletzt.

Illey begann zu dieser Zeit häufiger auf die Jagd zu gehen. Befreundete Gutsbesitzer luden ihn ein. Auch dort unten in Ille, in seinem sumpfigen Walde, gab es viel Wild. Wenn ihn das Amt frei ließ, nahm er seine Flinte und ging. Und kehrte frohgelaunt, mit sonnengebräuntem Gesicht, wieder heim.

In der grünen Stube standen Waffen in dem alten Schrank, in dem Baumeister Ulwing einst seine Baupläne aufbewahrt hatte. Über dem Sofa hing, an der Stelle der Porträte Fischers von Erlach und Mansards, ein englisches Jagdbild. In den kleinen Fächern des Schreibsekretärs waren Patronen aufgestapelt; vor der Marmoruhr lag ein kunstvoll gearbeitetes Jagdmesser.

Anna hatte manchmal das Gefühl, als liebe Thomas das Haus, die grüne Stube und die dickgepolsterten guten, alten Möbel nicht.

„Sieh mal, Anna, diese Stühle stehen so um den Tisch wie die dicken Bürgerfrauen auf dem Marktplatz. Sie stemmen die Faust in die Hüften und plagen schier vor Wohlgenährtheit.“

Er lachte still vor sich hin:

„Ist's möglich, daß du es nicht siehst, wie komisch sie sind? Auch zu Hause gab es so einen dicken Lehnstuhl im Kinderzimmer. Wir nannten ihn Frau Mayer und hängten ihm einen Marktforb an den Arm.

Anna errötete ein wenig und strich verlegen über den gestreiften Leinenüberzug.

„Man verspottet uns,“ sagte sie, als spräche sie zu dem Lehnstuhl, „und doch gehören wir beide zueinander ...“ Plötzlich fiel ihr das Stiegenhaus der Baronin von Geramb ein ... Berta von Bajmoczny ... die alte Beleidigung ... der alte Groll. Und dann war es, als erklänge die Stimme des Großvaters in ihrer Erinnerung: Ein freier Bürger bin ich ...

Sie hob den Kopf empor, ihr junger Hals bog sich fast hochmütig zurück.

„Wie schön bist du so,“ sagte Thomas, und seine Stimme klang verändert.

Annas Schultern erbeben. Das war seine alte Stimme, die sie berührte wie eine schmeichelnde Hand.

„Geliebte, komm ...“

Und Anna war es, als schwänden ihr in seinen Armen alle Gedanken, als schwände sie selber dahin. Ihr Kopf sank zurück, aber nicht mehr mit der Bewegung des Stolzes, sondern mit der uralten, hinreißenden Bewegung der besiegt siegenden Frau.

„Anna ...“

Dann hielten sie einander lange umfaßt, und die Stille der seltenen rückhaltlosen Begegnungen lag

über
auch
zurück
An
durch
„M
„B
ironi
„C
„B
An
sich h
sie ei
ja ni
Bate
statte
Hau
gut g
An C
Park
und
Stat
zeite
Ann
sie n
Aber
er d
schäff
aller

über ihnen. Als die Stille vergangen war, hatte sich auch der Einklang gelöst, und jedes kehrte in sich selbst zurück.

Am nächsten Tage lief Anna mit einer Depesche durch die Stuben, und Freude lachte aus ihrer Stimme.

„Von Christoph!“

„Ist er jetzt auch in Baden=Baden?“ fragte Ilse ironisch.

„Er kommt heute abend.“

„Zeit wäre es schon . . .“

Anna blickte mit einem Male niedergeschlagen vor sich hin. So oft Thomas von Christoph sprach, fühlte sie einen leisen Groll in seiner Stimme. Es ließ sich ja nicht leugnen, daß Christoph seit dem Tode ihres Vaters viel auf Reisen war, doch Otto Fäger erstattete ihm Meldung über alles, und wenn er zu Hause war, dann arbeitete er. Das Geschäft mußte gut gehen. Im Hause gab es mehr Aufwand als je. An Stelle der alten gehobelten Dielen ließ Christoph Parkettböden legen. Die Treppe bedeckte ein Teppich, und im Stalle standen zwei Paar Wagenpferde. Statt Nette servierte ein Diener bei den Mahlzeiten, Florian öffnete in betreffter Livree das Thor. Anna erhielt für die Haushaltung so viel Geld, als sie wollte, und von andern Dingen verstand sie nichts. Aber wenn Thomas unzufrieden war, warum schwieg er denn? Seine Pflicht wäre es gewesen, die Geschäftsbücher durchzusehen. Weshalb zog er sich von allem zurück?

Anna war der Meinung, er verachte das Geschäft, und da in ihrer Vorstellung die Firma und der Name Ulwing eins galten, sah sie in der teilnahmslosen Zurückhaltung ihres Mannes eine verhüllte, unterdrückte Verletzung. In der ersten Zeit ihrer Ehe versuchte sie öfter mit Thomas darüber zu sprechen, er aber bewahrte stets ein abweisendes Schweigen.

Sie wandte sich zu ihm, doch Thomas, als hätte er ihren Gedanken erraten, kam ihr zuvor.

„Lassen wir das, mein Kind. Ich will mich nicht in die Angelegenheiten der Firma Ulwing mengen.“ Ihm fiel ein, was sein Schwiegervater sagte, als er um Annas Hand bat. Man soll auch das halten, was man nicht versprochen hat... Er streckte den Arm aus und zog Anna auf sein Knie.

„Bleiben wir zusammen, abends reise ich ja ab. Für morgen bin ich zur Jagd geladen.“

Anna umschlang den Hals ihres Mannes und faltete so ihre Hände, als flehte sie. Wie innig sie es auch wünschte, sie vermochte ihn nicht mit Worten zu bitten, daß er bei ihr bleibe. Doch heute mußte sie etwas, das ihn sicher zurückhalten würde. Sie lächelte ihm in die Augen.

„Weißt du, was morgen für ein Tag ist?“

Thomas kam mit einem Male in fröhliche Stimmung.

„Gewiß, Sonntag... Ich kann auf die Jagd gehen!“

„Morgen sind es drei Jahre, daß unsere Hochzeit war,“ entgegnete Anna leise.

„Wirklich, morgen?“ Illeys Blick wurde warm von dankbarer Erinnerung, und er preßte seine Frau an sich. Er fühlte ihren schlanken Körper, wie er sich von den Knien in seine Arme bog. Ihr kleines, kühles Gesicht schmiegte sich an das seine. Weichen-
duft kam aus ihren Haaren, der ihn berauschte ...

Er sagt nicht, daß er zu Hause bleibt, dachte Anna, — nie sagt er etwas ... Ihre Seele fühlte sich fast gedemütigt durch die Liebkosung, die ihrem Körper zuteil ward. Immer nur das. Ich brauche es nicht. Mit einer jähen Bewegung schob sie ihren Mann von sich und brachte ihr Haar in Ordnung.

Thomas empfand eine kalte Leere in seinem Schoß. Einen Augenblick sah er verwirrt in die Luft, dann ermannte er sich. Ein herrisches Begehren war seine Liebe, kein schmachthendes Betteln. Trotzig zuckte es um seine Augenbrauen.

„Wann fährt dein Zug?“ fragte Anna und war müde von der Anstrengung, gleichgültig zu erscheinen.

Illey mutete die Stimme ganz fremd an. — Sie hält mich nicht zurück. Sie schiebt mich von sich ... Sein Gesicht wurde feindselig und finster von der Erinnerung an das gedemütigte Begehren. Er zog seine Uhr, tat sie, ohne darauf zu sehen, wieder zurück, begann zu eilen. Er holte seine Flinte. Aus der Patronentasche strömte ihm etwas entgegen, das von den Wäldern darin geblieben war; die Lederriemen gaben einen feinen knisternden Ton, gerade so wie draußen im Freien, wenn sie an den Schultern

des schreitenden Jägers sich gegeneinander rieben. ... Seine Gedanken weilten nicht mehr im Zimmer, schweiften schon in sonnigen weiten Fernen unter dem großen Himmel, über die große freie Erde hin.

Anna ging wortlos zur Thür hinaus.

Am Abend, als sie ihren kleinen Sohn einschläferte, dachte sie an vergangene Jahreswenden ... Seit wann war das Leben zwischen ihr und Thomas so ganz anders geworden? Es mußte sich wohl allmählich verändert haben; sie hatte nichts bemerkt.

Das Kind schlief schon. Anna öffnete die Thür des Sonnenzimmers, und fast unbewußt setzte sie sich nach langer Zeit zum ersten Male wieder ans Klavier. Sie sang nicht, sie spielte nicht, lehnte nur ihren Kopf daran, als stütze sie ihn auf eine Schulter.

Als Christoph ankam, fand er seine Schwester neben dem stummen Instrument.

Fast erschrocken betrachtete Anna ihren Bruder. Wie hatte er sich in der letzten Zeit verändert! Der englische Anzug hing in weiten Falten um seinen Körper. Das einst so schöne, silbrig glänzende Haar hatte sich um die vertieften blaugeaderten Schläfen stark gelichtet. Die blassen Lider lagen schwer auf den matten Augen.

„Und Thomas? So, er ist auf der Jagd?“

„Bist du krank?“ fragte Anna besorgt und setzte sich ihm gegenüber an den runden Speisetisch.

„Warum denkst du, daß ich krank war? Nein ... nichts von Bedeutung!“ Christoph aß rasch und sprach

inzwi
Nern
ich ni
Neue
Er

wegt

„D

auf s

Erzie

die M

Mun

haft

dün

„M

Anno

Ch

„A

zählt

Ar

gegen

„E

heile

Ch

„D

Unse

Stöß

fugel

schw

broch

I

inzwischen unstet hastig. „Mir fehlt nichts, nur meine Nerven sind nicht die besten. Leider, denn die werde ich nötig haben. Ich plane große Dinge. Habe vieles Neue gelernt. Dazu braucht man Nerven.“

Er rauchte eine Zigarre an. Das Streichholz bewegte sich sonderbar zwischen seinen Fingern.

„Früher hat sich das ganze Leben des Menschen auf seine Muskeln gestützt, und die hat man durch die Erziehung entwickelt. Heutzutage stützt sich alles auf die Nerven, und keiner kümmert sich um sie.“ Sein Mund verzerrte sich ein wenig. „Sag einmal, Anna, hast auch du manchmal die Empfindung, als zitterten dünne Fäden in deinem Halse, bis hinauf ins Gehirn?“

„Nein, diese Empfindung habe ich nicht!“ sagte Anna und blickte ihn starr an.

Christoph lachte gezwungen.

„Auch ich fühle es ja nicht, man hat mir bloß erzählt, daß es so etwas gibt. Ein Freund, weißt du...“

Anna preßte ihre verschränkten Hände krampfhaft gegeneinander, doch ihr Gesicht schien ganz ruhig.

„Sag deinem Freunde, daß er krank ist und sich heilen lassen soll!“

Christoph blies den Rauch in die Luft.

„Die Alten waren widerstandsfähiger als wir. Unser Geschlecht hat schon in jungen Jahren zu viele Stöße erlitten. Erinnerst du dich, wie die Kanonenkugel an das Haus schlug? Und das Feuer... Wer schwach war unter uns, den haben diese Dinge gebrochen, die Starken haben sie noch mehr gestärkt.“

Dich, Anna! Du bist stark, und in deiner Nähe ist gut sein. So fest und ruhig bist du."

"Also bleibe immer bei mir, Christoph!"

"Ja. Und sag einmal, schrickst du auch bei Nacht nie aus deinem Schlaf? Nicht wahr, einen Fremden kann man so etwas nicht fragen ... Und hast du auch nie das Gefühl, wenn du allein bist, als stände jemand hinter deinem Rücken? Er steht an der Wand und beobachtet alles, was du tust?"

Anna sah schreckensbleich in die Augen ihres Bruders.

"Aber, das ist ja Wahnsinn ..."

"Ofenfeen und Klaviermäuse," sagte Christoph und blickte matt gegen die grüne Stube.

"Und der kleine Georg?" Er lachte nervös. "Der muß ja schon ein junger Herr sein. Ich habe ihm aus Paris ein Pferd mitgebracht. Eine Maschine steckt darin, man zieht sie mit einem Schlüssel auf wie eine Uhr, dann läuft es. Was für Wunderdinge die Menschen heutzutage erfinden!"...

Er begann von Städten und Reisen zu sprechen. Von dem französischen Kaiser, von der Pariser Börse, von den Toiletten der Kaiserin Eugenie. Dabei rauchte er eine Zigarre nach der andern. Die Mattigkeit schwand aus seiner Stimme, und sein Blick wurde lebhafter. Als er die Treppe hinabging, pfiff er wie ein Vogel. Anna hörte es deutlich, dennoch schwand ihre Unruhe nicht.

Christoph wohnte, seitdem seine Schwester ge-

heiratet hatte, im Erdgeschoß, in zwei Zimmern der alten Kanzlei, die ohnehin leer standen, seit das Hauptgeschäft eingeschränkt war.

In den tiefen gewölbten Räumen standen Blumen auf der Kommode. Er wußte, daß Anna sie hingestellt hatte; auch das Spizendeckchen auf dem Nachttisch hatte Anna hingetan. Einen Augenblick freute er sich, daß er zu Hause war, und befahl dem Diener, ihn nicht zu wecken; er wolle schlafen. Da fiel ihm ein, daß er morgen mit dem Oberbuchhalter zu tun haben würde. Auf der Reise hatte er viele Blankowechsel unterschrieben, damit ihm Otto Fäger Geld schicken könne. In Baden-Baden verlor er unausgesezt. Auch der Pariser Aufenthalt hatte seine Kasse angegriffen. Morgen mußte er alles zusammenrechnen. Die nebelhafte Unklarheit mutete ihn bequem an; was jetzt kam, war ihm unangenehm.

Er wollte seine Gedanken verscheuchen. Sie glichen den Wespen, fährten immer wieder zurück und stachen ihn.

Und das Geschäft? Wie stand es um die Unternehmungen, seit er im Ausland weilte? Die Wochenberichte waren in seiner Reisetasche; er fand nie Zeit, sie ganz durchzulesen. Gleichviel. In Paris hatte er die Börse studiert. Die Leute bereicherten sich an einem Tage. Nur Kaltblütigkeit braucht man dazu. Nur sich nicht einschüchtern lassen. Wie viel Geld hatte er gesehen. Wie viel!...

Er löschte das Licht aus und lag mit offenen Augen

auf dem Rücken. Eine Weile ließen ihm die Gedanken Ruhe. Die Dunkelheit war ganz leer. Und wie vieles war doch schon durch seine Dunkelheiten gegangen. Feen und Zwerge von Einst. Sophie, die erste Liebe. Mädchen von der Gasse, Schauspielerinnen, Frauen, schöne vornehme Frauen, die am Tage kalt und gleichgültig schienen und heiß und begehrend wurden zur Nacht. Es war genug. Sie hatten keine Anziehung mehr für ihn. Nur das viele Geld zog ihn noch an, das Geld, das unaufhörlich durch die Hände der Menschen dahinflutete und wie ein großer allmächtiger Strom sich über die weite Welt ergoß.

Einen Abfluß mußte man diesem Strom bauen, dann änderte er seine Richtung nach unserm Befehl. Auf der Pariser Börse hatte er es gesehen, und er taumelte bei dem Anblick. Wie viel Geld! ...

Das Dunkel von Christophs Nacht war nicht mehr leer.

Das Geld! ... Das sieghafte, allrechtfertigende Geld! ... Und er begann sich leidenschaftlich danach zu sehnen, wie er sich einst nach den Frauen gesehnt hatte.

Siebzehntes Kapitel

In der grünen Stube brannte schon die Hängelampe über dem runden Tische.

Anna ließ das Kinderhäubchen, an dem sie häfelte, langsam aus der Hand gleiten. Schon seit längerer Zeit beobachtete sie die ungleichen Schritte Christophs. Ihr Bruder ging ruhelos durch das Zimmer hin und her. Zuweilen stieß er an die offenen Thürflügel, ein anderes Mal wich er in übertrieben großen Bogen den Möbeln aus.

Anna bemerkte, daß Thomas die Zeitung, in der er las, sinken ließ. Auch er achtete auf das Geräusch der unbeherrschten Schritte.

Christoph stieß wieder an den Thürflügel, dann blieb er erregt neben dem Tische stehen.

„Die Baupläge sind jetzt hoch im Preise!“ Während des Sprechens rauchte er eine Zigarre an, der Rauch schwebte zögernd um seinen Mund. „Das kommt nicht so bald wieder. Man muß ein paar Stellen verkaufen. Wir haben ja so viele. Ich wüßte eine bessere Kapitalanlage.“

Anna gefiel dieser Gedanke nicht. Sie hätte gern alles beisammen gehalten, so wie es vom Großvater auf sie übergegangen war.

„Unser Großvater wäre der erste, der diesen Bodenwucher ausnützen würde,“ sagte Christoph mit

unbegründeter Gerechtigkeit. „Davon verstehst du nichts, meine Liebe!“

Anna seufzte auf:

„Du hast recht. Sprich mit Thomas!“

„Mit mir?“ Illey lachte eifrig. Als er Christoph anblickte, nahm sein Gesicht einen überlegenen Ausdruck an.

„Ich höre, daß du an der Börse spielst und gewinnst. Gib acht! Anfangs geht es immer so, später wenden sich die Dinge. Dort hören die Menschen nur dann auf, wenn sie sich den Hals gebrochen haben!“

„Kaltes Blut braucht man dazu, sonst nichts!“ entgegnete Christoph leichtthin. „Man darf sich nicht einschüchtern lassen. Übrigens gehört das nicht hierher. Was ist deine Ansicht über den Verkauf der Baustellen?“

Thomas zuckte die Achseln.

„Ich habe keine Ansicht. Ich kenne die Verhältnisse nicht!“ Er fühlte, daß seine hochmütige Zurückhaltung nichts anderes als der Stolz seiner getäuschten Hoffnung war, dennoch vermochte er sich nicht zu überwinden.

Christoph freute sich, daß alles so glatt ging. Einige Baupläge hatte er ohnehin schon früher verkaufen müssen; so erhielt er nun nachträglich die Ermächtigung. Er atmete freier. Jetzt war die Reihe an dem alten Zimmerplatz, der würde nun auch verkauft werden. Otto Fäger war ein guter Vermittler.

Anna nahm ihre Handarbeit wieder auf. Die abweisende Theilnahmlosigkeit ihres Mannes empörte sie. Zu Christoph hatte sie kein Vertrauen mehr, Otto Fäger schien ihr verdächtig, und sie selber verstand gar nichts von den Dingen. Man hatte sie nur Klavier spielen, sticken und tanzen gelehrt.

Und sie dachte daran, daß ihr kleines Mädchen, wenn es zur Welt käme, alles erlernen müsse, was seine Mutter nicht konnte. Und wenn es jung sein würde, mußte es erfahren, daß die Menschen nie ganz glücklich sein können. Einfach und klar würde sie es ihr sagen, daß sie es begreife und später nicht traurig zusehen müsse, wie in ihrem Innern all das verweltete, wonach keiner fragte, was ihr diejenigen unbewußt zertreten würden, denen sie es vergebens darbringen wollte.

Aber das kleine Mädchen, auf das Anna in dem alten Hause wartete, kam nie. Im Frühling wurde der zweite Knabe geboren, und in der alten Leopoldstädter Kirche erhielt er die Namen Stephan Thomas Johann Christoph.

Anna war dann lange Zeit hindurch krank. Aus den Augen schwand der kalte Glanz, der früher ihren Blick zuweilen hart gemacht hatte. Die Linie der schönen Brauen wurde weicher, ihre Knabenhand zarter und frauenhafter.

Dann stand sie vom Bett auf, aber der Schatten des Leidens blieb auf ihrem Gesicht haften.

Thomas war zuvorkommend und aufmerksam

gegen sie. Er brachte Bücher und las ihr stundenlang vor, ohne Unterbrechung, wie gehehrt, als fürchtete er sich vor Annas Blick, dem er begegnen mußte, wenn er das Buch schloß. Was wollte dieser Blick? Sagte er etwas, oder tat er eine Frage, bat er oder forderte er? Nein. Anna wollte nichts mehr von ihm. Die Zeiten waren vorüber ... Er stützte die Stirn in die Hand.

Thomas wurde mit jedem Jahre wortfarger, und wenn ihn Anna fragte, ob ihn etwas bedrückte oder schmerzte, so schüttelte er ungeduldig den Kopf. Nein, nein, ihm fehlte nichts. Das war so magyarsche Art.

Doch wenn er seinen Sohn auf den Knien hielt, erzählte er ihm von stillen, tiefen Wäldern, von einem großen, kühlen Herrenhause, von einem alten Garten, von Wiesen, Feldern, sonnebeschienenem Ackerland. Sein Gesicht verjüngte sich fast. Und den Kopf hielt er wie einst in früheren Zeiten, als er sich auf der kleinen Dichtung der Sonne zuwandte.

Anna hatte sich schon daran gewöhnt, daß ihr Mann über diese Dinge nicht mit ihr sprach, und auch sie fragte nicht, seitdem Briefe mit Frauenschrift von Ilse kamen. Die ungeschickten bäuerischen Buchstaben der einen Schrift wiederholten sich öfter auf den Briefumschlägen. Und einmal, als zufällig Otto Fäger die Post heraufgebracht hatte, fand sie einen solchen Brief auf dem Klavier. Sie nahm ihn in die Hand, und ihre Hand erbehte. Sie mußte mit sich

selber kämpfen. War es Stolz, Ehrlichkeit oder Feigheit? Unberührt legte sie das Kuwert auf Illeys Tisch. Sie tat keine Frage und klagte nicht, doch von Ille sprach sie nicht mehr.

Und von nun an wurde der Name jenes fremden Ortes ein Gespenst im Hause. Man nannte ihn nicht, doch stets stand er unsichtbar drohend zwischen ihnen.

Anna schien es, als stehle er sich auch jetzt feindlich durch die Stille und entziehe ihr Thomas. Verzweiflungsvolle Angst befiel sie, als bliebe sie ganz allein in einer fahlen Dunkelheit, daraus kein Weg zum Lichte führte.

„Thomas,“ sagte sie, und aus ihrer Stimme klang es wie ein Hilferuf, „weshalb können wir zwei nicht miteinander sprechen?“

Illey hob seinen Kopf aus der stützenden Hand.

„Schon wieder wirfst du mir mein Schweigen vor!“

Anna fühlte ein ungedulbiges Zürnen in der Stimme ihres Mannes.

„Ich habe es ja nicht so gemeint!“ Und plötzlich verstummte sie, als hätte ihr jemand in roher Weise die Hand auf den Mund gedrückt.

Langsam ergoß sich der Abend in das Sonnenzimmer. Schon sahen sie ihre Gesichter nicht mehr. Thomas horchte auf; es war ihm, als hörte er unterdrücktes Schluchzen ... Nein, es war bloß Einbildung. Anna weinte ja nie. Sie schwiegen schon so lange, sicher war sie in der Sofaecke eingeschlafen. Er stand auf und schloß lautlos die Thür hinter sich.

Während Annas Krankheit war Thomas aus dem gemeinsamen Schlafzimmer in das Hofzimmer gezogen, das einst der Baumeister Ulwing bewohnt hatte. Und war dann — er wußte selbst nicht, wie es kam — dort geblieben. Seine Frau machte keine Einwendung, und er liebte dieses Zimmer. Aus dem Fenster konnte er das Laub des Kastanienbaumes berühren, und nach dem Regen stieg aus dem Hofgarten der feuchte Erdgeruch zu ihm auf.

Thomas setzte sich auf das Fensterbrett. Draußen flüsterten die Bäume etwas.

Seine Gedanken weilten nicht mehr zwischen den engen Mauern. Die Sehnsucht trug seine Seele aus der Stadt. Er ging allein, und der Wind, der ihm entgegenkam, roch nach Regen. Wie liebte er diesen Duft. Wie liebte er alles da draußen. Die Gerüche, die Farben, die Töne, das dunsthauchende, heiße sommerliche Röhrlicht, den erstarrten Winterwald, darin das Geräusch der Schritte und der brechenden Äste durch die reingestimmten Lüfte hallte. Dann löste sich der Wind aus dem Schilf, und neue Lebensschauer durchzitterten die Welt. Aus den Ackerfurchen sickerte das Wasser unter die Erde, die Wälder kündeten die Liebesqual der Vögel. Ruf ... und Antwort. Ob sie wohl immer ihr Paar fanden?....

Thomas fühlte fast in seinem Hirn die große Ruhe des Waldes. In erwartungsbebender, feierlicher Stille fiel der Same der Erneuerung. Durch den Sonnenglanz schwebten trunken, langsam die Vögel. Wenn

die Z
won
uralt
hatte
und s
Fruch
Die
Seele
er im
fange
schlep
und s
stuber
ihm
ihn r
Be
Fast
Hand
Wün
Er
baum
gab s
Er
gab
Erde
hüter
Leibe
ihre
und r

die Zeit der Frucht kam, war es Sommer. Erntewonne überall ... und in seinem Blute geisterten uralte Erinnerungen. Wie oft, wie unzähligemal oft hatte er vor den Ackerfeldern der andern gestanden und seine Hand zur Faust geballt. Ihm reifte keine Frucht.

Diese Erinnerung zeitigte trüben Herbst in seiner Seele. Durch den großen traurigen Herbst wanderte er im Nebel zur Stadt. Wie ein geflüchteter Gefangener, der wieder in seinen Kerker mußte, schleppte er sich hin. Und wieder gepflasterte Straßen und schmale, rauchgeschwärzte Himmelfegen. Amtsstuben, Papiere, Rubriken und ein altes Haus, das ihm fremd war, und eine schöne kalte Frau, die ihn nicht verstand.

Verblaßte Minuten kamen ihm in den Sinn. Fast fühlte er wieder Annas kleine zurückweisende Hand und den gefühllosen Frauenblick, der seine Wünsche so oft zurückgedämmt hatte.

Er langte durch das Fenster nach dem Kastanienbaum und brach einen jungen Zweig ab; der Zweig gab sich gern hin, er war feucht und frisch.

Er dachte an eine, die sich ihm ebenso leicht hingab wie der junge Zweig. Dort aus seiner alten Erde war sie gewachsen. Die Tochter des Waldhüters. Untertänig stand sie vor ihm, wie einst die Leibeigenen vor seinen Urahnern. Hübsch war sie, und ihre Augen lachten. Und brauchte nicht viel zu fragen und mußte doch, woran ihr Herr dachte. An den Wald,

an die Wiese. Daran dachte auch sie, und wenn sie davon sang, dann klang es, als wäre es die Stimme der tönenden Erde. Da brauchte man nicht zuzuhören, auch pfeifen durfte man, sie erwartete kein Lob. Erwarten doch auch die Vögel keines.

Thomas erinnerte sich nicht mehr, wie es kam, als ihn zum ersten Male nach jenem Mädchen verlangte. Es verlangte ihn einfach nach ihr, wie nach frischem Waldgeruch, wie nach dem weichen Teppich der Wiesen unter seinen Schritten. Seine angestammte Männerdenkart machte ihm keine Vorwürfe darüber. Er klagte sich keiner Sünde, keiner Treulosigkeit an, da er doch jenes Mädchen nicht liebte. Anna gegenüber vermeinte er keinen Fehler zu begehen, ihr nichts zu entziehen, was Wert für sie hatte.

Er beugte sich wieder zum Fenster hinaus und blickte nach dem Himmel. Morgen würde er ihn frei und unendlich über den Wäldern wiedersehen... Dann nahm er seinen Hut. Was selten der Fall war: er empfand das Bedürfnis nach Zigeunermusik, wollte irgendwo allein sein, wo nach magyarischer Herrenart die Geige nur für ihn erklang.

Vor Annas Tür schwankte er einen Augenblick. Sollte er eintreten? Vielleicht schlief sie noch immer.

Im Sonnenzimmer vernahm man seine Schritte. Anna sprang auf. Wenn Thomas die Tür öffnen wollte, sie würde sich in seine Arme werfen, doch... die Schritte gingen vorüber.

S
ellen
stehe
nüge
etwa
men
Ende
sie ei
Die
und
S
noch
Erfü
Und
sie u
ande
St
In
jema
Die
Geg
emp
Den
nicht
stand
Gute
Es
Lam
nung

Sie machte eine Bewegung, wie um ihnen nachzu-eilen, dann aber blieb sie verzagt auf der Schwelle stehen. Sie seufzte auf. Es wäre ja nur eine unnütze Erniedrigung ... Mit einem Male kam ihr etwas in den Sinn. Ein Traum. Es war in einer menschenleeren fremden Gasse. Nur am andern Ende ging ein einsamer Mensch. Thomas ... und sie eilte ihm nach, doch die Entfernung schwand nicht. Die Straße dehnte sich. Thomas schien immer ferner und ferner, und sie konnte ihn nicht erreichen.

Sie dachte an ihre Mädchenzeit, an die Zeit, da noch alles Verheißung war. Sollte also dies die Erfüllung sein? Sollte fürder alles so bleiben? Und würden sie einander nie mehr näher kommen, sie und Thomas? Und würden leben und auf einander schauen und nichts voneinander wissen?

Sie erschauerte, wie von jäher Kälte getroffen.

In diesem Augenblick fiel ihr ein, daß schon lange jemand unten am Tore schellte. Wer mochte es sein? Die alten Bekannten kamen nicht mehr. Auch in ihrer Gegenwart war Thomas schweigsam. Vielleicht empfanden sie es als Hochmut, sie blieben alle aus. Den Illeyischen Verwandten wollte wieder Anna nicht begegnen. Die Stimme Berta von Bajmoczys stand zwischen ihr und den Nachkommen der alten Gutsherren.

Es klopfte an der Tür. Im Korridor brannte die Lampe. Eine Männergestalt trat in die helle Öffnung. Der Kopf saß breit zwischen stämmigen

Schultern. Anna hörte seine Stimme. Da streckte sie ihm beide Hände entgegen.

Es war Adam Walter.

„Nach so langer Zeit ...“ Und Anna erschien es wundersam, daß gerade heute der Freund ihrer Jugend zu ihr wiederkehrte, gerade heute, wo die Einsamkeit ihres verarmten Lebens so schwer auf ihr lastete. Eine längst verschwundene Freude durchflutete ihr Herz. Ihr war es, als sei ihre Jugend, ihre Mädchenzeit zurückgekehrt, all das, was die Ferne verschönt hatte.

Adam Walter war ernst und zurückhaltend, wie jemand, der schwere Erinnerungen in sich zum Schweigen bringen will. Aber sein Blick folgte dennoch durstig den Bewegungen Annas, als sie die Arme hob, um die Lampe anzuzünden. Er sehnte sich, ihr Gesicht wiederzusehen, und hatte doch auch Furcht vor diesem Wiedersehen.

Sie hat gelitten seit jener Zeit, dachte Adam Walter — und sie ist schöner geworden vom Leide... Annas umflorte Stimme und ihr Blick riß an etwas in seinem Innern, das er lange vergangen glaubte. Auch ihm fiel seine Jugend ein: wie er von hier in die Welt gezogen war, von nichts wissend als von seiner Arbeit und seinen Träumen. Dann erfuhr er, daß Anna geheiratet hatte, und in jenem Moment ward es ihm bewußt, daß er sie liebte, sie immer geliebt hatte.

Die Frauengestalt erschien ihm jetzt eigentümlich hoch und schlank. Die Flamme flackerte empor.

„Nie hätte ich geglaubt, daß ich noch einmal in diesem Zimmer sitzen würde!“

„Das hätten Sie nicht sagen sollen!“ Anna lächelte mit ihrem jungen Lächeln von einst. „Oder sagen Sie noch immer alles, was Ihnen durch den Sinn geht? Erinnern Sie sich noch an das Fest bei dem Apotheker Müller? Und an das Firmenschild und an den weißen Askulapfopf? Wie viel wir gelacht haben . . . Wie lange ist das her . . .“

„Da war noch alles anders,“ erwiderte Adam Walter trocken.

Anna wandte sich zu ihm. — Auch er war alt geworden. Wie hart sein Blick ist — und das Lächeln, das sie verjüngt hatte, schwand aus ihrem Gesicht.

Die Stimme des Mannes nahm einen ironischen Klang an:

„Einmal glaubte ich, ich würde schaffen so wie Gott, gerade so. Dann fiel meine Oper durch, und keiner fragte nach meinen Sonaten. Keiner . . . Und jetzt bedanke ich mich untertänigst dafür, daß ich Hilfslehrer am Nationalkonservatorium sein darf.“ Sein Lachen klang gläsern. „Aber vielleicht ist es so in Ordnung! Will man in der Jugend ein Gott werden, so bringt man es schließlich doch zum Hilfslehrer. Wollte man von Anbeginn bloß Hilfslehrer sein, so brächte man es am Ende vielleicht zu gar nichts!“

Anna blickte abgespannt vor sich hin . . . Also

konnte auch er nicht erreichen, wonach sich seine Hände streckten? Erreichte es also keiner?

„Wir alle waren Revolutionäre einmal,“ sagte Walter. „Jugend ist immer Revolution. Der eine war es für einen Gedanken, der andere für einen Traum und ... alle hat uns die Liebe auf's Schafott gebracht. Das klingt närrisch, und doch ist es die Wahrheit. Der Mensch muß oft in sich den Tod erleiden, um das Leben ertragen zu können. Auch ich war nicht anders als die übrigen. Und die heutigen sind so wie wir. Die Jugend jeder Zeit leidet an übermäßigem Hochmut ... sie glauben immer, vor ihnen hätte niemand gewußt, daß die Sonne im Osten aufgeht, glauben, daß dies ihre ausschließliche Entdeckung sei. Und in jeder Zeit posaunen es die Jungen in die Welt, daß für sie die Sonne nie untergeht. Und so ist's auch recht. Wenn sie dann doch einmal untergegangen ist, glaubt die Jugend einer andern Zeit wieder dasselbe. Nur die Menschen wechseln, ihr Glaube erhält sich in den andern und wieder in andern, und das ist auch die Hauptsache.“

Anna schien es, daß der Wagemütige von einst, der in jungen Jahren ihren Gedanken die Flügel zu freiem Fluge löste, daß derselbe Adam Walter sie jetzt die kühle Weisheit der Entsagung lehren wollte.

Walter wollte wieder ironisch werden, doch seine Stimme fügte sich ihm nicht.

„Wieviel Farben an so einem jungen Menschen,

wenn er auszieht ... wieviel bunte schillernde Farben. Sie verblassen alle. Nur das Grau bleibt zurück. Das schreckliche Grau, das sich immer mehr ausbreitet, immer grauer wird und den ganzen Menschen bedeckt und das ganze Leben."

"O, Walter, wie traurig ist das alles ..."

"Mich läßt es kalt; ich bin darüber hinweg. Bitte bedauern Sie mich nicht. Auch für die grauen Leute gibt es noch hübsche Dinge auf dieser Welt: sie haben den Sinn für die Farben der andern. Eigentlich sehen nur sie diese Farben. Seit ich auf eigenes Schaffen verzichtet habe, genieße ich tiefer und besser, was andere geschaffen haben. Früher war ich gereizt und unduldsam, sehen Sie, jetzt liebe ich auch schon Schumann und Schubert, liebe sie alle, die geträumt haben, die erwacht sind!"

Anna saß mit halbgeschlossenen Wimpern ein wenig gebückt da, ihre blassen Hände umflochten ihre Knie.

"Hab ich Sie traurig gemacht?" fragte Walter schleppend.

Anna schüttelte den Kopf:

"Sie haben mich mein eigenes Leben verstehen gelehrt!"

Auch sie ist nicht glücklich, dachte Walter, und für einen Augenblick fühlte er sich in sonderlicher Weise mit dem Schicksal versöhnt. Dann schämte er sich seiner Gedanken, er hatte kein Recht, so zu denken, konnte er ja doch Anna keinerlei Schuld beimesсен. Sie wußte von nichts.

„Singen Sie etwas ...“

Die Freundin blickte ihn mit großen strahlenden Augen an. So lange hatte ihr das keiner gesagt.

Sie begannen über Musik zu sprechen und wurden wieder, die sie einst waren, an verschwundenen Sonntagen ihrer Jugendzeit.

„Kommen Sie bald, und bringen Sie Ihre Geige mit,“ sagte Anna beim Abschied. Nur nachdem er gegangen war, fiel ihr ein, daß keiner von ihnen Thomas erwähnt hatte.

Adam Walter und Thomas von Illey wurden niemals Freunde. Ab und zu wechselten sie kühle, höfliche Worte. Adam Walter hatte für die Weltanschauung Illeys nur ein geringschätziges Lächeln übrig. Illeys ironischer Blick schien Annas Aufmerksamkeit geflüßentlich auf den schlechtgeschnittenen Rock und das schwere Schuhwerk des Musikers lenken zu wollen.

Was kummerte das Anna. Jetzt stand das Klavier nicht mehr schweigend im Sonnenzimmer, und die Musik, die verstummt war, weil Thomas sie nicht verstand, erstrahlte wieder in Annas Leben wie ein großes versöhnendes Licht. Sie war auferstanden und erlöste sie. Erlöste sie von der nagenden Pein, der die Klage versagt war. Annas Leid wurde leichter, es schwebte auf und sang, und in der Stimme der Geige gab ihm Walters Seele das Geleit durch die stille abendliche Welt.

Christoph betrat zuweilen das Zimmer, klopfte seinem alten Schulkameraden auf die Schulter und

begle
mit
seine
Er
Zahl
lich a
sie du
nicht
mehr
Geld
die S
unru
Effek
lich.
der G
Der
blind
behte
sucht
Se
Wäch
Geld
Aben
Di
schlaf
früh
daß
mußt
den g

begleitete, zugleich die nächsten Börsenberichte lesend, mit leisem, feinem Pfeifen die Musik. Bald klangen seine ungleichen Schritte wieder draußen im Korridor.

Er fand nirgends Ruhe, selbst bei Nacht nicht. Zahlen wimmelten in seinem Hirn, tauchten plötzlich auf, doch bevor er sie noch fassen konnte, quirlten sie durcheinander und waren verschwunden. Er wußte nicht mehr, ob er gewann oder verlor, wagte nicht mehr seinen Rechnungsausweis zu revidieren. Das Geld wurde immer teurer, die Banken schränkten die Kredite ein. Aus Wien fanden zeitweilig beunruhigende Nachrichten den Weg zu der Pester Effektenbörse. Die Kurse schwankten, sanken allmählich. Doch er hatte keine Kraft mehr zur Abwicklung der Geschäfte, wartete noch immer, kaufte noch immer. Der Zauber der hochgespannten Erwartung, das blinde Glückshoffen berauschte ihn. Seine Nerven bebten in unausgesetzter Erregung. Seine Gewinnssucht wurde zur hirnerweichenden Gier.

Sein Großvater war ein Kämpfer, sein Vater ein Wächter, er selbst vielleicht der Abenteurer des Geldes. Gleichviel. Der Zufall war ein Helfer der Abenteurer.

Die Nächte wurden lang. Christoph wand sich schlaflos in seinen heißen Kissen. Morgens stand er früh auf. Jetzt begnügte er sich nicht mehr damit, daß er seine Makler zur Börse schickte. Er selbst mußte mit eigenen Augen das wirre Treiben sehen, den gellenden Lärm hören, den jagenden Puls des

Geldes in der Unrast der Menschen fühlen. Hastig ging er durch die Kanzlei. Otto Fäger war jetzt schon Geschäftsführer mit unbeschränkter Vollmacht. Er besorgte die Deckungen der Börsenschlüsse, Darlehen und Zahlungen im Namen der Firma Ulwing. Christoph fand nicht die Zeit, etwas durchzulesen. Mit wirren Buchstaben unterzeichnete er alles, was man ihm vorlegte. Dann eilte er fort und ließ die Türen hinter sich offen.

Achtzehntes Kapitel

Es war an einem schönen Maimorgen. An der Treppenbrüstung des Börsengebäudes in der Dorotheagasse lehnten feilschende Makler. In der schweren säuerlichen Luft der Garderobe standen die Menschen in kleineren Gruppen. Da und dort hörte man flüsternd und hastig sprechen. Ein Alter mit fettem Rücken, den Hut in den Nacken geschoben, ließ Fruchtsamen von einer Hand in die andere rieseln. Beim Fenster machte sich ein rothaariger Makler mit einem Häufchen Mais zu schaffen, ab und zu hob er es wägend in die Höhe und steckte dabei die Zunge zwischen den gelben Zähnen hervor.

Das über den Boden verstreute Getreide knirschte unter den Tritten.

Im großen Börsensaal hörte man Türen zuschlagen. Die kleinen Leute wurden nach hinten geschoben. Um die Logen der Banken entstand ein Gedränge. Allmählich langten die Herren der Börse an. Die andern grüßten untertänig, als würden sie dafür entlohnt. Die Schmarozer bemühten sich, die Konjunktur aus dem Gesichtsausdruck, aus den Handbewegungen der Großen zu erraten. Diese schienen gleichgültig und kalt, und doch waren sie es, die die Geheimnisse wußten, aus denen das Geld strömte.

Um ein verfettetes Nachteulengesicht streckten sich runzelige Hälse, zitterten erregte Köpfe. Die Hintenstehenden stießen einander, drängten nach vorn.

Neben Christoph lehnte ein hagerer Mann mit blutunterlaufenen Augen an der Wand. Der Mann hielt einen abgenutzten langen Geldbeutel aus Seide in der Hand, und zerstreut begann er an dem beinerenen Ring des Beutels zu saugen. Die Vorübergehenden stießen sich an ihm. Der beinerne Ring klopfte an seine Zähne, er aber ließ das Saugen nicht sein.

„Ich nehme ...“

„Ich gebe!“ ... Der Ruf ertönte bald da, bald dort wie Geiergekrächz.

Einer ließ seinen Hut fallen. Man trat darauf. Eine sommersprossige Hand schwenkte kleine Zettel in der Luft.

„Ich gebe!“ ... Immer häufiger erklang der Ruf. Die Agenten der großen Banken schrien sich heiser.

Der Lärm wuchs an. Die Wertpapiere wurden billiger.

Jetzt ... jetzt muß man kaufen, dachte Christoph in tödlicher Erregung. Sein Ruf gellte in das Kreischen:

„Pester Volksbank ... zweiundneunzig ...“

„Achtzig!“ brüllte eine tierische Stimme.

„Sechsendsiebzig ...“

Arme hoben sich hoch, die Hände bewegten sich locker wie Fleischlappen in den Gelenken.

„Gewerbebank ...“

„Kreditverein!“

„Fünfundzwanzig ... Zweiundvierzig ...“

Die Gesichter glühten. Das Spiel war ein entfesseltes Feuer und versengte die Haut der Menschen. Gerüchte schwirrten. Keiner wußte, woher sie kamen; sie waren da und rollten durch den Saal.

Ein ohrenzerreißendes Getöse erhob sich. Die Menschen schenkten allem blinden Glauben. Die Kurse fielen. Jemand kaufte. Und blind vertraute man aufs neue.

„Ich nehme ...“

Wieder kamen rätselhafte Schreckensnachrichten. Der ganze Börsensaal wirbelte durcheinander, wie von einer unsichtbaren Riesenfaust erschüttert. Keiner wußte, was vorging. Depeschenblankette flogen. Hände flackerten in der Luft.

Ein schweißtriefender Mann rannte pfeilschnell mitten in den Trubel hinein.

„Schwarzer Samstag in Wien!“ Die Nachricht war soeben angelangt. Deroute auf dem ganzen Kontinent ... Ungehemmt stürzten die Kurse ins Uferlose.

Ein großer Kommissionär wollte Widerstand leisten. Die Strömung riß ihn fort. Versunken ... In wenigen Augenblicken gingen Menschen, Familien, Institutionen zugrunde. Die leicht, von heut auf morgen, erworbenen Vermögen schwanden hin: Reichtümer, die ihre Besitzer nicht einmal recht gesehen hatten. Alte Familienvermögen, von vielen Generationen in Mühe und Schweiß erarbeitet, fielen in Trümmer.

Christoph lehnte sich mit freidebleichem Gesicht an die Wand. Der hagere Mensch neben ihm sog noch immer gleichmütig an dem beinernen Ringe seines Geldbeutels. Und Christoph konnte den Blick nicht von ihm lösen. Er starrte ihn an, während er zugrunde ging.

Reuchend kamen seine Makler. Nein, es war unmöglich, etwas zu verkaufen. Was vor einer Viertelstunde noch Geld bedeutete, war jetzt nur ein wertloser Wisch.

Der Börsendiener läutete zum Geschäftsschluß. Die Sterbeglocke ...

Christoph vermochte nur stotternde Worte hervorzubringen. Keiner hörte, was er sprach. Auch seine Makler hatten ihn verlassen. Nur der Hagere sah ihn an mit seinen blutunterlaufenen Augen.

Dann zogen ganz nahe an seinem Gesicht fremde

Gesichter vorüber. Widerlicher Schweißgeruch in der Luft. Christophs Blick wurde starr und gläsern. Gesichter ... viele Gesichter einer fremden Rasse. Einige lächelten blaß. Diese hatten gewonnen. Alles würde ihnen einst gehören. Das Ganze war bloß eine Frage der Zeit. Das Gold, die Stadt, das Land, alles kam in ihre Hände.

Und der Enkel des Baumeisters Ulwing taumelte entblößt und ausgeplündert zwischen den neuen Leuten durch das Börsentor.

Das Leben wurde unlösbar verworren. Die Börsendifferenzen waren riesengroß. Nach dem schwarzen Samstag dämmerte kein heller Sonntag mehr für Christoph auf. Er mußte bezahlen, und da er nie rechnete, tastete er auch Annas Vermögen an. Er und Otto Fäger waren die einzigen, die um das Geheimnis wußten. Seinem Schwager verleugnete Christoph alles. Er griff in die Luft wie ein Ertrinkender, wollte alles zu Geld machen, verheimlichen, sich über Wasser halten, solange es möglich war: mühselig, mit Winkeltügen, mit Lügen. Wenn sich Otto Fäger zuweilen flüsternd zu seinem Ohr neigte, krümmte er sich und blickte von Grauen gepackt nach der Tür.

„Nein, nein, sagen Sie ihnen, daß ich morgen ... Heute ist es mir nicht möglich!“

Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde quälte er sich durch; die Schlinge um seine Kehle wurde immer enger ...

Zeit gewinnen, und wenn es nur Minuten waren! Auch eine Minute ist viel Zeit, wenn sich der Mensch an sein Leben klammert.

So verging der Sommer, und im Herbst kam der schreckliche Zusammenbruch der Bauunternehmungen. Die Firma Münster wurde insolvent. Auch von den neuen gerieten viele in Konkurs. Nur Christoph betrog sich noch selbst, und eines Nachmittags machte er sich mit einer letzten Hoffnung nach der Paternoster-gasse auf.

Keiner kümmerte sich um Christoph in dem Wechsel-laden. Ein untergeordneter Beamter blickte ihm über den Kopf hinweg, als er seinen Namen nannte. Er mußte lange warten, bis ihn der Direktor empfing.

Der Direktor las gerade einen Brief und schien von der Gegenwart des Ankömmlings keine Notiz zu nehmen. Christoph erinnerte sich erbittert daran, wie alles anders war, als er seinen ersten Wechsel in diesem selben Wechselladen unterschrieb. Die rauchgeschwärzten niedrigen Zimmer waren seither verschwunden, das Geschäft nahm das ganze Gebäude ein: es war ein Bankhaus geworden.

Sein Blick blieb an dem fettwulstigen Eulenkopf des allmächtigen Direktors haften. Und da erkannte er mit einem Male den armen kleinen Praktikanten mit dem Eulengesicht, der damals vor Jahren so untertänig vor ihm diente. Seither hatte sich sein Gesicht um das Doppelte vergrößert, auch sein Körper

war doppelt umfangreich geworden und fand kaum Platz in dem Lehnstuhl.

Der Direktor hatte den Brief zu Ende gelesen. Er beugte seinen Kopf vor wie ein Tier, das zum Angriff ausholt, und seine vorstehenden Augen blickten über den Brillengläsern mißtrauisch auf Christoph.

„Herr Ulwing? Ja ... gewiß, gewiß, ich kenne die Firma. Eine alte Verbindung ... noch aus der Jugend. Vor Zeiten hatte ich die Ehre, einen alten Herrn Christoph Ulwing zu kennen. Vielleicht ein Verwandter? War ein mächtiger, ganz hervorragender Mann!“

„Mein Großvater ...“

Der Direktor lud Christoph zum Sitzen ein und wurde sehr höflich.

„Womit kann ich dienen?“

Christoph schreckte zusammen auf diese Frage, die er vorhin noch erwartet hatte. Bleich und gequält blickte er vor sich hin. Er wollte die Antwort hinauschieben. Bis dahin blieb noch wenigstens diese letzte Hoffnung. Dann gab es keine mehr. Der Eulenköpfige rückte seine goldgefaßte Brille zurecht, die sich in beängstigender Weise in seine fleischigen Schläfen grub.

„Verfügen Sie über mich,“ sagte er ein wenig ungeduldig und blickte zur Wanduhr.

Christoph raffte sich auf.

„Ich brauche ein Darlehn!“



Der Direktor wurde kühl und überlegen.

„Heute braucht das jeder. Der schwarze Samstag hat viele ruiniert!“

„Ich leugne es nicht. Diese Deroute hat auch bei meiner Firma eine kleine vorübergehende Störung verursacht ...“

„Ich weiß!“ sagte der Direktor trocken.

„Ein promptes Darlehen könnte rasch Abhilfe schaffen!“

„Was können Sie als Deckung bieten? ... Den Namen Ulwing?“ der Eulenköpfige lächelte, „das genügt leider nicht mehr ...“

„Mein Hauptbuch steht zu Ihrer Verfügung, beehren Sie mich,“ stotterte Christoph. Er fühlte deutlich, daß er sich vor einem Fremden erniedrigte, ob schon er wußte und es sich nur nicht einzugestehen wagte, daß es vergeblich war.

Der Direktor sah ihm kalt in die Augen.

„Das Bankhaus ist über alles genau informiert!“

Christoph zog die Schulter hinauf, als erwarte er einen Faustschlag. Sein Mund verzerrte sich hilflos.

„Sie belieben sich zu spät an mich zu wenden. Allzuspät,“ fuhr der Eulenköpfige fort. „Meines Wissens ist nur noch das Haus Ulwingscher Besitz. Es ist ja wahr, jetzt könnte man es nicht los schlagen. Die Zeiten sind zu schlecht. Aber wenn ich nicht irre, so ist der Platz ausnehmend groß, hat eine günstige Lage inmitten der Stadt, und verträgt die Belastung.“

Christoph ließ verzweifelt den Kopf vornüber hängen. Der Direktor sah ihn über die Brille erwartungsvoll an. Für einen Moment kam ehrlich menschliches Mitgefühl in seinen Blick, dann seufzte er auf und ließ die fette Hand schwer auf sein Knie niederfallen.

„Das Haus kann ich als Sicherstellung akzeptieren. Nur so ließe sich das Darlehn bewilligen.“

Christoph machte eine abwehrende Bewegung. Er war niedergetaucht in den Morast, doch blieb ihm noch Kraft, nicht gänzlich darin zu versinken. Schon kämpfte er nicht mehr mit sich. Er fühlte, daß er niemals im Stande wäre, an das Haus zu rühren. Dieses wenigstens soll unangetastet und rein seiner Schwester verbleiben. Das Haus, das gute alte Haus.

Der Bankier erhob sich, als er Christoph die Hand reichte, und begleitete ihn bis zur Tür.

„Ich war ein großer Verehrer des Baumeisters Ulwing. Es tut mir leid, daß ich seinem Enkel nicht dienen kann. Ein andermal,“ murmelte er mit einer Stimme, als glaube er selber nicht, was er sagte.

Christoph lächelte qualvoll verzerrt. Dieses Lächeln blieb noch in der Gasse auf seinem Gesicht und marterte seine Züge. Es heftete sich an seinen Mundwinkel und zog ihn krumm abwärts.

Er wußte nicht, wo er ging, stieß mit den Leuten zusammen. Ein alter Herr rief ihm zornig zu:

„Können Sie nicht aufpassen, junger Mann!“

Christoph sah ihn mit einem matten Blick an. Er dachte bei sich, daß dieser Greis jünger war als er und ihn überleben würde.

Zu Hause angekommen, warf er sich aufs Bett. Unbegreiflicherweise schlief er sofort ein. Der schwere Schlaf der Erschöpfung hatte ihn übermannt. Von seiner Stirn rann der Schweiß.

Als er erwachte, war es ganz dunkel im Zimmer. Anfangs wußte er nicht, wo er sich befand, wußte auch nicht, was sich zugetragen hatte. Dann erinnerte er sich, mit einem jähen Ruck, an alles. Er ächzte auf, wie ein krankes Tier, das seine Pein nicht sagen kann. Das Alleinsein wurde ihm unerträglich. Schon stand er an der Schwelle. Auf der Treppe zog er seine Uhr: es war halb elf. Zaghaft pochte er an die Thür des Sonnenzimmers.

„Anna, schläfst du?“

„Ja, schon lange!“ antwortete von drinnen seine Schwester. Die Thür öffnete sich. Anna wollte heiter erscheinen, doch ihr Blick war traurig.

„Erinnerst du dich, Christoph, wie oft du in alter Zeit mich das fragtest?“

„Auch damals gabst du mir dieselbe Antwort. Auch damals hatte ich Furcht...“

Anna sah ihm in die Augen.

„Wie meinst du das?“

Christoph lachte sonderbar:

„Nun, ich darf ja doch ein wenig scherzen, wenn ich gut gelaunt bin? Und du, was treibst du so spät?“

Er blickte auf den Tisch. Unter der Stehlampe lagen Rechnungen und Rechnungsbücher ausgebreitet.

„Auch das habe ich erlernt,“ sagte Anna müde. „In der letzten Zeit haben sich so viele Rechnungen angesammelt. Die Kaufleute drängen, und Geld bekomme ich nicht aus der Kanzlei. Es ist unbegreiflich, weshalb Otto Fäger alles hinauschiebt.“ Plötzlich schwieg sie. Sie dachte schon an etwas anderes: „Hast du gehört?...“ und sie lief zum Kinderzimmer.

Christoph folgte ihr mit schleppenden Schritten.

Auf der Kommode brannte ein Nachtlcht. In der Nische des Kachelofens stand Wasser zum Wärmen. Anna neigte sich über das eine Bettchen, und ihre Stimme klang weich durch die Stille des Zimmers: „Da bin ich ...“

Diese drei Worte griffen Christoph ins Herz. Diese drei kleinen Worte, die doch alles waren. Einst schlief auch er dort in jenem selben Gitterbett und schreckte auf und hatte Angst, aber nie sprach die Stimme seiner Mutter: „Da bin ich!“ Nie hatte er eine leichte kühle Hand gefannt, die nur streichelte, um zu streicheln, zwei warme Frauenarme, die in Reinheit umfingen, und jenes helle durchsichtige Lächeln, das nichts von Zwecken wußte. Er hatte sie nicht kennen dürfen, sie, die alles verstand und alles verzieh, und wenn man elend war, leise, ganz leise sprach: „Da bin ich ...“ Und doch hätte es vielleicht nicht mehr bedurft, und sein Leben wäre ein andres geworden.

„Sie haben's gut“, murmelte Christoph, als er in das Sonnenzimmer zurückging. Bevor Anna die Tür schloß, legte sie ein Stück zusammengefaltetes Papier zwischen die Flügel der Glastür. Sie unterließ das nie. Die gelockerten alten Türen wurden erschüttert, wenn unten ein Wagen vorbeifuhr, und der kleine Stephan erwachte davon.

„Auch das mußte man in Ordnung bringen ...“

Christoph setzte sich schweigend in die Ecke des gebäumten Sofas; er überhörte Annas Worte. Sein Blick wanderte unter den trägen Lidern erschöpft und unstill im Zimmer umher. Eine geraume Zeit verstrich. Da bemerkte er, daß Anna schwieg. Warum sprach sie nicht? Sie könnte ihm sein Herz erleichtern, wenn sie etwas sagen würde. Was immer: Worte, ganz gleichgültige, alltägliche Worte, die mit ihrem lebendigen Klang seine Gedanken packten, sie noch für einen Augenblick am Rande des Abgrundes zurückhielten, vor dem ihm graute.

„Anna ... erzähle etwas!“

Die Schwester blickte auf von der kleinen Lade, worin sie ihre Rechnungen verschloß. „Erzählen soll ich? Was fällt dir ein. Ich, die ich hier zwischen vier Wänden lebe.“ Sie lächelte und legte ihre Hand auf Christophs Schulter.

„Nun denn, kleiner Christoph, es war einmal ein altes Haus. Darin lebte eine Frau, die nie ausschlafen konnte, weil sie ihre beiden Söhne immer am frühen Morgen weckten.“

Christophs Gesicht zuckte, als er sich erhob.

„Du hast recht, gehen wir also schlafen ...“

Er neigte sich und küßte seiner Schwester die Hand.

„Gute Nacht, Anna, und ...“ Er wollte noch etwas sagen, doch eine tiefe und schmerzliche Bewegung verschleierte seine Stimme, dann wandte er den Blick ab und ging.

Im Korridor blieb er auf der lockeren Fliese stehen und prüfte sie. Sie bewegte sich auch jetzt. Das greisenhafte Licken der Mabafteruhr geleitete ihn noch einmal über die Treppe.

In seinem tiefen gewölbten Zimmer brannte eine Kerze, aber der Schein der kleinen Flamme vermochte den Raum nicht zu füllen und ließ überall höhlenartige dunkle Ecken. Ein großer, weißer Fleck sprang ihm in die Augen. Während er bei Anna weilte, hatte der Diener sein Bett gemacht. Die Kleider für morgen lagen über den Stuhl gebreitet...

„Für morgen ...“ Die Kehle schnürte sich ihm zusammen. Er ertrug den Anblick nicht. In diesem Moment drang ein feines Knistern an sein Ohr; er wandte sich um.

Im Ofen brannte das Feuer und schien rötlich durch die alten Rachen. Er stützte seine Hand auf den Ofen, beugte sich hinab und sah hinein. Kleine rote Flammen hüpfen über den Scheiten. Er betrachtete sie eine Weile mit unerklärlichem Interesse, dann erhob er sich wieder.

Das Leben hatte ihm arg mitgespielt. Manchmal

war es, als hätte er etwas gefunden, woran sich glauben ließe. Als er es in der Nähe betrachtete, war es Lüge; gerade so wie die Ofenseen ... Lügen hatte er nachgejagt, auch als er gestürzt war — und war entzweigebrochen im Fall. Sich erheben? Es wäre vergebliche Mühe, er könnte es nicht mehr. Und wozu auch? Die Menschen, die ihm nahe gekommen waren, hatten alle ein Stück von seiner Seele abgerissen, es mit sich genommen und dann fortgeworfen. Wo sollte er die vielen verstreuten Stücke suchen? Wo sollte er sein zerstückeltes Selbst suchen? ... Was von ihm übrig blieb, war zu wenig, um weiter zu leben. Ein wenig Ehre, sehr wenig. Ein wenig Erbarmen mit Anna. Das war alles.

Seine Hand glitt vom Ofen herab. Wozu sie wärmen? Jetzt lohnte es sich ja nicht mehr.

Er ging zum Schreibtisch. Dann schleuderte er, fast mit Ekel, die Feder fort. Von der Schwelle wandte er sich zurück, warf ein Bündel Briefe ins Feuer. Seine Uhr und die leere Börse legte er auf den Tisch. Nein, er hatte nichts anderes bei sich.

Im Hofgarten raschelten leise die herbstlichen Blätter, als klappere jemand mit den Zähnen. Gekrümmt stahl sich Christoph durch die Haustür. Nur die beiden Säulenmänner blickten ihm nach.

„Wie ein Dieb, genau so.“ In diesem Moment fiel ihm, er mußte selbst nicht wie, das Begräbnis

seines Großvaters ein. Der Bürgermeister, die Magistratsherren, die Fahnen der Zünfte ... Und die Geistlichen sangen und die Glocken läuteten ... Er schaute zurück, dann entfernte er sich mit seinen ungleichmäßig klopfenden Schritten.

Die Nacht war dicht. Die Stadt glich im Nebel einem fahlen, von trübgrauem Wasser gespiegelten Bilde. Das Licht der Gasflammen zerfiel in der Luft. Auch die Mauern zerfielen, auch die Gesichter der vorübergehenden Menschen. Fröstelnd schlug Christoph seinen Rockfragen in die Höhe.

Er war zur Donau gelangt. Auf dem Kai stolperte er über Fässer und Säcke. Dann setzte er sich auf die letzte Stufe der Ufertreppe, umfaßte mit beiden Armen seine Beine und stützte die Stirn auf die hochgezogenen Knie. Nur ein wenig wollte er rasten. Nur eine ganz kleine Weile.

Er öffnete die Augen. Worauf wartete er? War ja doch schon alles vorbei, worauf man warten könnte.

In der feuchten Luft schien es, als stiege die Donau empor. Weich und schwarz hob sie sich ihm entgegen. In einem blinden Trieb glitt er fast flüchtend zurück. Von Grausen geschüttelt klammerte er sich an die Steine.

Und dann, mit einem Male, ging auch das vorüber. Das große Wasser wurde schön und ruhig. Die Uferlaternen woben schwanfende Feuerstufen in die Tiefe hinab. Der Strom war nicht mehr feindlich gegen Christoph. Er sagte etwas, und als hätte er

ihn erkannt, begann er, auch ihn zu rufen, wie er einst die alten Ulwinge rief.

Christophs müde Seele ging dem Rufe nach, und sein Körper folgte seiner Seele.

Und kehrte nie mehr zurück...

Neunzehntes Kapitel

Die Dinge und Ereignisse, die mit Christoph in Berührung gekommen waren, fühlten allmählich aus. Die Hoffnung war erschöpft, und das alte Haus harrete nicht mehr auf die Rückkehr des letzten Ulwing.

Anna erfuhr alles... Das riesige Vermögen des Baumeisters war in Trümmer gefallen, noch ehe jemand all das Gold zur Sonne gehoben hätte. Dieses Vermögen hatte nie blendend gestrahlt, und die noch lebten, begriffen seine Größe erst, als sie seine Ruinen sahen.

Illeys Kehle preßte sich zusammen, als er Anna die Wahrheit eröffnete. Ihm graute vor den Worten, die er sprechen mußte, er fürchtete, daß sie die Seele seiner Frau zerreißen würden.

Anna hörte ihn stumm, mit geneigtem Kopfe an, nur ihr Gesicht wurde totenblaß, nur ihr Auge trübte sich, wie die Augen der Schwerkranken.

„Mir ahnte schon lange, daß es so kommen würde,“

sagte sie ganz leise, und mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft raffte sie sich empor, als wollte sie dem Unglück ins Gesicht sehen. Sie schien mit einem Male noch höher zu sein als sonst. Ihr Blick wurde klar und mutig frei, die Linie ihres feinen Kinns trohig entschieden.

„Verschone mich mit nichts, Thomas. Ich will alles wissen!“ Dann sagte sie nur noch, daß man die Schulden Christophs bezahlen müsse, sie wolle keinen Makel an dem Namen Ulwing.

In den Zeiten, die nun kamen, ertrug Anna den unabwendbaren Niedergang mit der gleichen überlegenen Willenskraft, mit der Baumeister Ulwing einst sein Glück gezimmert hatte. Und Thomas Illey erblickte etwas in Anna, das er bisher nicht gekannt. Eine unbegreifliche Kraft entströmte ihr, jene unbeugsame zähe Frauenkraft, die größer ist unter den Ruinen, als wenn sie bauen will.

Keiner hörte sie jemals klagen über den Zerfall ihres Vermögens, keiner sah sie weinen. Nur an den Schläfen mengte sich in das warme schattige Gold ihres Haares ein leiser Silberglanz.

Nun war Thomas Illey bemüht, in die Angelegenheiten der Firma Ulwing einzugreifen. Er nahm einen Urlaub, und hinter dem Bitterschalter der einstigen Kanzlei des Baumeisters verrichtete er mit seinem Rechtsanwalt schwere, peinliche Arbeit unter den fremden, ungeduldigen Menschen. Dann brachte er den Ausgleich mit den Gläubigern zu-

stande, und die Firma Ulwing, die drei Generationen gekannt hatten, hörte auf zu sein.

Man nahm die kleine Tafel von der Kanzleithür. Die Angestellten erhielten eine Abfertigung. Es waren nur wenige; von den alten bloß der greise Gemming und Herr Feuerlein.

Der Schreiber hatte auffallend rote Augen, als er sich von Anna verabschiedete. Er blieb auf der Treppe stehen, dann ging er mit schlotternden Knien um den Hofgarten und nahm einen weißen Kieselstein als Andenken mit sich.

Alle gingen, nur Otto Fäger blieb bis zur Liquidation in seiner Stellung. Thomas schellte nach ihm. Er verlangte Aufklärungen. Leere Ausflüchte waren die Antwort.

„Er versteht ja ohnehin nichts davon,“ dachte der Oberbuchhalter und wartete ungeduldig auf die Stunde seiner Entlassung.

Illey selbst schien immer ruhig, übereilte nichts und verlor nie den Kopf. Kalt hörte er an, was man ihm sagte, und steckte die Hand in die Tasche, als sich Fäger abends unter Verbeugungen empfahl.

Dann schritt er langsam die Treppe hinauf. Wenn er so zwischen den Trümmern des sinnlos vergeudeten großen Vermögens geweilt hatte, quälte ihn immer der Gedanke, daß ein ganz kleiner Teil jener Reichtümer genügt hätte, die verzehrende Sehnsucht von ihm zu nehmen, die ihn seine ganze verflossene Jugend hindurch an den Illeyschen Stammsitz denken

ließ. Nagende stumme Bitternis erfüllte ihn, als er Anna gegenüberstand.

Seine Frau blickte zu ihm auf.

„Bist du müde, Thomas?“

Er schüttelte den Kopf und presste seine Hand einen Augenblick flach auf die Brust, als drücke ihn etwas in der linken Seitentasche.

Anna kämpfte stumm mit ihren Gedanken. Sie dachte, wenn Thomas sich vor Jahren zu der Arbeit entschlossen hätte, die er jetzt tat, so könnte Christoph noch leben, und auch die Firma würde leben und auch das Vermögen.

Wortlos klagten sie einander an. Nur nach einer geraumen Zeit bemerkten sie beide, daß die Stille zwischen ihnen ausgefühlt und fast häßlich geworden war und daß man nicht daran rühren konnte.

Nach einigen Tagen kam der Rechtsanwalt nicht mehr. Thomas verschloß die Geschäftsbücher und riegelte die Läden an den Fenstern von Baumeister Ulwings einstigem Kontor zu. Auch jetzt schien er ganz ruhig, nur seine Wangen waren eingefallener als gewöhnlich. In der äußeren Kanzlei stellte er sich vor Otto Fäger hin und sah unbeweglich auf ihn herab.

Der einstige Oberbuchhalter wurde verwirrt.

„Es war eine traurige Arbeit,“ stotterte er, während er rasch seinen Aneiser wischte.

„Halunke,“ sagte Thomas Illey mit tadelloser Ruhe. „Sie haben geschickt gestohlen!“

Otto Fäger starrte ihn sprachlos an. Darauf war er nicht vorbereitet. Er öffnete den Mund, wollte sich vermahnen.

Illey maß ihn verachtungsvoll mit den Blicken, dann herrschte er ihn an:

„Hinaus!“ und weil sich Otto Fäger nicht bewegte, packte er seine Schulter und stieß ihn, ohne den geringsten Anschein der Anstrengung, zur Tür hinaus. Den Kneifer, der klirrend zur Erde gefallen war, schob er, wie ein unreines Ding, das er sich scheute, mit den Händen zu berühren, mit dem Fuße auf die Schwelle.

Otto Fäger stieß im Lornweg erregte, halberstickte Worte hervor:

„Ehrenbeleidigung ... Wir treffen uns noch. Ich bring es vor Gericht!“

Er tat nie desgleichen. Wozu sollte er auch Lärm schlagen? Er war schon ein reicher Mann.

In das alte Haus zog Stille und Sparsamkeit ein. Das Erdgeschoß wurde an Fremde vermietet; die einstige Wohnung Frau Henriettens und der Stall als Magazinräume an einen Weinhändler, der Türen und Fenster zum Hofgarten zumauern und sich einen Eingang von der Gasse durchbrechen ließ. Wagen und Pferde kamen in fremde Hände. Von der Dienerschaft behielt man nur Florian, Nette und Mamsell Tine, die im Geheimen die Tränen von ihrem länglich zugespitzten Gesicht wischte.

In den letzten Jahren hatte sich auch die Um-

gebung des Hauses ganz verändert. Auf dem alten Zimmerplatz erhoben sich große fremde Zinshäuser, und ihre rauchigen Feuermauern schauten häßlich und zudringlich in den Hofgarten hinein. Zwischen das Ulwinghaus und die Donau hatte sich eine schmale Gasse mit vierstöckigen Häusern gedrängt. Anna konnte von ihrem Fenster nicht mehr den schönen großen Strom, den Festungshügel, die Thürme und die Jesuitentreppe sehen, über die einst der Weg zu Onkel Sebastian hinanklomm.

In den Zimmern wurde es später Morgen als bisher. Die gegenüberliegenden Häuser gossen ihren Schatten in die Fenster des alten Hauses. Die Sonne schien nie hinein, und der Abend kam früher als in vergangener Zeit.

Anna ging es oft durch den Sinn, daß ihr Großvater, wenn er jetzt zurückkehrte, seine liebe Stadt nicht wiedererkennen würde, ja er würde den Weg durch die neuen Gassen über die großen Plätze nicht nach Hause finden.

Die Stadt wuchs und entwickelte sich rasch, und rasch verflossen die Jahre. Alles ging einen schnelleren Gang als früher. Anna erinnerte sich, daß die Zeit in ihrer Kindheit breit und langsam hinrollte, jetzt rannte sie fast, als wäre sie auf einen Abhang geraten.

Thomas nahm nun schon eine einflußreiche Stellung in seinem Amt ein. Die zwei Knaben besuchten seit langem die Schule, und wenn sie der Mutter ihre

Aufgaben her sagten, lernte Anna gar vieles, was sie bisher nicht gewußt hatte.

In dem Hofgarten blühten die Blumen auf, die Ferien kamen. Und dann wurde es wieder Winter...

Es war Weihnachtsabend.

Nicht der einstige Kinderfesttag, wo alles ein herrliches Wunder war und ein Engel den lichterbesteckten Christbaum aus den Wäldern einer andern Welt über die schneebedeckten Dächer brachte. Dies war der entzauberte, geheimnisarme Weihnachtsabend der Erwachsenen.

Die Knaben lächelten über das Märchen. In der vorhergehenden Nacht hatten sie selbst den Baum geschmückt. Nach dem Abendessen waren dann beide schläfrig und lasen im Sonnenzimmer still ihre Geschenke zusammen.

Georg hatte eine Taschenuhr zur Bescherung bekommen, Bücher und ein wirkliches Gewehr von seinem Vater. Der kleine Stephan hatte sich Bausteine gewünscht.

„Macht rasch, Kinder! Es ist spät!“ sagte Thomas.

Mit einem Male schwand der Schlaf aus den Augen der Knaben.

„Nächstes Jahr will ich ein Brückenspiel haben,“ entschied der kleinere in kindlicher Unerfahrenheit.

Georg zuckte die Achsel.

„Ich würde an deiner Stelle um solche Pferde bitten, wie wir sie in der Wagnergasse im Schau-

fenster gesehen haben. Als ich klein war, gab es nicht so schönes Spielzeug!"

"Du denkst immer nur an Pferde," warf der kleinere hin. „Und ich will eine Brücke bauen. Wenn ich einmal groß bin, dann baue ich eine große Brücke über die Donau, und alle Menschen, die hinübergehen, müssen mir Zoll bezahlen."

"Du redest Dummheiten," sagte der ältere Bruder; „man kann ja auch an Pferden Geld verdienen!"

Thomas lächelte und wandte sich zu seiner Frau:

"Da steckt gutes Blut von deinem Großvater drin!"

Anna sah den Knaben nach. Der jüngere war blond und blaudugig wie die Ulwinge. Seine feste kleine Faust ähnelte der mächtigen Hand seines Urgroßvaters, und wenn er böse war, stand sein Kinn schief und seine Augen wurden ganz kalt.

"Aber die Gestalt, die Bewegungen, die Kopfform haben sie von dir," sagte Anna, und strich, was sie lange nicht getan hatte, über den Kopf ihres Mannes, dort, wo er in einer so adeligen feinen Linie zum Halse abstieg. Sie tat es aus Dankbarkeit, weil er ihr Blut in seinen Söhnen liebte. Dann glitt ihre Hand auf seine Schulter, und unendliches Sehnen erfüllte sie, ihre Stirn hinzustützen. Doch was würde Thomas denken? Nach so langer Zeit? Vielleicht würde er sich wundern, sie mißverstehen... Eine schwache Röte färbte ihr Gesicht, sie zog die Hand zurück und dachte daran, daß, so oft sie sich in ihrer Ehe nach Zärtlichkeit gesehnt hatte, Thomas

ihr immer anderes gab. Die Männer verstehen es nie, wenn die Frauen etwas für ihre Seele erbitten.

Anna verharnte noch einen Augenblick, in Gedanken versunken, neben ihrem Manne, dann, gleichsam als ströme in ihr all das über, was man nicht auszusprechen vermochte, zog es sie unwiderstehlich zum Klavier.

„Willst du singen?“ fragte Thomas und wurde verstimmt. „Adam Walter versprach ja, daß er kommen werde. Dann könnt ihr noch genug musizieren!“

Anna blieb, wie von einer inneren Lähmung erfaßt, stehen, blickte über die Achsel zu ihm zurück, und langsam, traurig enttäuscht, hoben sich ihre Mundwinkel und Augen in die Höhe.

„Setz dich lieber her neben mich,“ sagte Thomas, „komm, plaudern wir.“

„Plaudern wir . . .“ Leblos wiederholte sich auf Annas Lippen dieses Wort, das kein Wort war, sondern ein Name, dessen Träger nie dann kam, wenn man ihn rief.

Sie blickten einander kurz und fragend an. Dann füllte sich die Stille mit Entsagung. So viel kleine Worte lagen schon zwischen ihnen und so viel großes Schweigen, worin sie einander immer ferner gerückt waren, jeder zurück in seine eigene Seele, daß man jetzt alles von vorn beginnen mußte, um den verschütteten Weg wiederzufinden. Es wäre schmerzlich gewesen, und heute war ja Weihnachten . . .

In diesem Augenblick hob Thomas den Kopf empor.
„Hörst du . . . ?“

Anna zuckte zusammen, und fröstelnd schaute sie nach den dunkeln Zimmern.

Das feine Geräusch wiederholte sich hartnäckig, es schien von einem winzigen Bohrer herzu-rühren, der in der Tiefe der Dinge am Werke ist. Immer wieder begann es von neuem. Einen Augenblick hörte man es von der Decke kommen, dann drang es unter den Dielen hervor, aus der Fensterverklei-dung, von der Schwelle, von überall.

„Hörst du's?“ fragte Thomas, und seine Hand blieb, mitten in einer Bewegung, in der Luft stehen.

„Ich höre es schon lange.“ Annas Lippen zitterten, als sie lächeln wollte. Wieder verstummten die beiden, und der Holzwurm nagte weiter an dem alten Hause . . .

Thomas atmete fast erleichtert auf, als die Schritte Adam Walters im Korridor erklangen. Er ging ihm entgegen und nahm den Geigenkasten aus seiner Hand.

„Willkommen, lieber Trubadur“, dann, als hätte er selbst die Ironie, die ihm halb unbewußt ent-schlüpft war, bemerkt, fügte er höflich hinzu: „Segen Sie sich, Herr Professor!“ und bot seinem Gaste eine Zigarre an.

„Richtig, ihr wollt ja musizieren. Meine Frau hat schon vor einer Stunde das Klavier zu läuten be-gonnen.“ Er lachte leise und sah ein wenig spöttisch

auf Walters Krawattenschnalle, die sich verrückt hatte und neben seinem Hemdkragen in die Luft starrte.

„Was gibt's Neues in der Stadt?“

„Ich komme nur mit Musikern zusammen,“ sagte Walter mit der wohlwollenden Herablassung des Künstlers, „dort tobt jetzt der Kampf um Wagners Nibelungen. Die Musikanten liegen sich förmlich in den Haaren.“

Illey schob den Kopf etwas hintenüber.

„Sagen Sie, Herr Professor, nehmen denn Ihre Musikanten diese Dinge wirklich so ernst? Nimmt man denn überhaupt die Kunst ganz ernst?“

Adam Walter runzelte die niedrige Stirn. Dann lächelte er überlegen.

Annas Blicke baten ihn, das Thema fallen zu lassen. Es berührte sie immer peinlich, wenn Thomas über diesen Gegenstand sprach. Sie fand ihn bei solcher Gelegenheit fast abstoßend unlogisch, starrsinnig verneinend: es tat ihr leid, ihn so zu sehen.

„Ich weiß, daß es dich ärgert, wenn ich es sage,“ fuhr Thomas leichtthin fort, „aber für mein magyrisches Empfinden ist die Kunst nur eine kommentierende Nachahmung der Natur. Ich habe es nicht nötig, daß sich Künstler zwischen mich und die lebendige Natur stellen. Auch der Pferdehirt sieht den Sonnenuntergang im Tiefland; auch der Schäfer sieht ihn, ohne daß man seine Schönheit in Reime zwänge.“

Walter wandte sein Gesicht ab, als wolle er sich

von Annas bannend bittendem Blick befreien. Er wollte antworten, denn er mußte antworten:

„Ich verstehe nur von Musik etwas, und nur über sie kann ich mitreden. Die Musik ist keine kommenzierende Nachahmung der Natur, sie ist die einzige, für sich bestehende, aus sich selbst gewordene künstlerische Schöpfung des Menschen.“

„Auch ich glaube, daß es so ist,“ sagte Anna leise. „Jede Kunst ahmt etwas nach, was es schon gibt, die Musik schafft, was noch niemals war!“

„Wie sie übereinstimmen,“ dachte Thomas, unangenehm berührt. Er fragte beinahe wegwerfend:

„Und lernen denn die Musiker nicht vom Schilfgeflüster, vom Donnergeroll, vom Winde, von den Vögeln?“

„Die Natur kennt nur Harmonie und Disharmonie,“ antwortete Adam Walter. „Die Melodie hat der Mensch geschaffen. Die Natur hat keine Melodien.“

„Wie können Sie das sagen, Herr Professor? Waren Sie noch nie im Walde? Haben Sie noch nie an einem Bach im Moose geruht?“

Adam Walter schüttelte den Kopf.

„Wir verstehen uns nicht!“

„Es ist auch unmöglich,“ sagte Thomas. „Euch ist das gemalte Bild wichtiger, als die wirkliche Landschaft. Ich liebe nicht, die Veilchen im Parfümflakon zu riechen, sondern am Waldesrand!“

Walter blickte zu Anna hinüber, dann wandte er sich, wie vergleichend, zu Thomas:

„Sie machen mir denselben Eindruck, Herr von Alley, wie die Zigeunermusik!“

„Zigeunermusik...“ wiederholte Anna in Gedanken verloren, „und ich ... was bin ich?“

„Ein Schubertlied!“ antwortete der Musiker.

Thomas lachte kurz auf.

„Die beiden passen nicht ganz zusammen... Rauchen Sie, Herr Professor. Ja, richtig, ihr wolltet ja musizieren...“

Aber Adam Walter nahm an diesem Tage seine Geige nicht aus dem Kasten. Ein kleiner Blumenstrauß war darin, den er Anna gebracht hatte. Auch die Blumen holte er nicht hervor; er nahm sie mit sich hinaus in den Schnee, in die weiße Winter nacht.

Als er wiederkam, brachte er einen größeren Strauß. Es war ein in Zeitungspapier gehülltes armes, ungeschicktes Bukett. Linkisch legte er es neben Anna aufs Klavier und wurde immer verlegener.

„Bitte, danken Sie nicht. Es lohnt ja kein Wort. Ziel mir nur so zufällig ein.“

Annas Gesicht durchzitterte es wie ein alter Schmerz. Schon hörte sie Walters Stimme nicht mehr, wußte nicht mehr von seinen Blumen, wußte nur das eine, daß ihr Thomas nie, nie Blumen gebracht hatte.

Warum?... Und ihre Hand weckte einen dämmerhaften, traumleisen Akkord auf dem Klavier.

Ihr zartes, eingefallenes Gesicht verdüsterte sich; es hatte jetzt einen fast tragischen Ausdruck. Sie begann zu singen ... Eine tiefe Frage sang in ihrer Stimme. Es war das Aufschluchzen, die Klage, das Flehen eines ganzen Frauenlebens. Ein herzerreißendes Flehen um das Unerreichbare, um die Verheißungen der gestorbenen Jugend, um den Traum, um die Erfüllung.

Die bezaubernde Frauenstimme nahm Adam Walter gefangen. Er ging zur Thür, schloß sie fast eifersüchtig zu und lehnte sich dann bewegungslos gegen die Wand.

So stand er noch, als das letzte Lied verklungen war. Er fand nicht Zeit, seinen Zügen die Härte der Ruhe aufzuzwingen. Und weil Anna in diesem Augenblick selber litt, verstand sie Walters wortloses Geständnis. Ihr trauriges Lächeln nahm dankbar die Innigkeit auf, die ihr entgegenflutete. Dann, als wollte sie sich und den andern wecken, wandte sie den Kopf wie fragend nach der Thür.

„Ich habe sie geschlossen,“ sagte Walter demütig, „damit Ihre Stimme heute keinem andern gehöre, nur mir ...“

Er war leichenblaß, öffnete die Thür rasch und ging. Anna blieb regungslos sitzen. Sie sah in die wachsende Dämmerung. Das Gefühl, dessen Wärme sie berührt hatte, entflammte ihre eigenen Gefühle, die sie erloschen glaubte.

Thomas trat ins Zimmer. Anna fiel es jetzt ein,

daß
kam
" "
sah
auf
Blu
L
" "
Du
" "
in
Alle
des
E
ihm
" "
ihre
kon
W
Ann
das
hint
Aus
fiel
nach
sie
alle
Wal
sich.

daß ihr Mann auf die Jagd gehen wollte. Sicher kam er, um Abschied zu nehmen.

„Also ist der Trubadur fortgegangen?“ Illey sah sich im Zimmer um. Da erblickte er den Strauß auf dem Klavier. „Ah, jetzt bringt er dir auch schon Blumen?“

Langsam wandte Anna ihr Gesicht zu ihm.

„Weißt du, Thomas, was mir eingefallen ist? Du hast mir nie Blumen gebracht!“

„Ich werde dir doch keine Blumen schenken, die in der Erde der andern Leute gewachsen sind.“ Illey lachte kurz auf, und ohne Ruß, ohne ein Wort des Abschieds verließ er das Zimmer.

So hatten sie sich noch nie getrennt! Anna sah ihm mit einem staunenden Blicke nach.

„Biel Vergnügen!“ rief sie dann und erkannte ihre eigene Stimme nicht. Kalt und teilnahmslos konnte sie sein.

Als Thomas die Treppe hinunterging, hörte er Annas Klavierspiel. Eine traurige Melodie sang durch das Haus. So feindlich erboßt schlug er die Haustür hinter sich zu, als ob er damit die Musik ersticken wollte. Aus dem Wagen blickte er noch einmal hinauf. Da fiel ihm ein, daß ihm Anna früher immer vom Fenster nachzuschauen pflegte. Früher, einst ... Jetzt freut sie sich vielleicht, daß ich gehe und sie mit ihrer Musik allein lasse. In ihrer Musik trifft sie sich mit Adam Walter ... Hochmütig stieß er Walters Bild von sich. Nein, er wollte nicht zugleich an ihn und an

seine Frau denken. Die zwei Bilder aber verflochten sich wieder in seinen Gedanken, und er fühlte sich einsam und verlassen.

Das Rollen des Mietwagens war verklungen. Oben im Sonnenzimmer brach die Musik entzwei. Anna begann die nagende Bitternis zu würgen, mit der sie an ihren Mann denken mußte. Hatte Thomas denn keine Augen für sie? Sah er nicht, daß sie litt, daß ihr Lächeln und ihre Ruhe und ihr Gleichmut eine arme Lüge waren? Sah er denn nicht die Maske in allem? Die Maske ... erschrocken griff sie an ihr Gesicht, als wollte sie herabreißen, was es verhüllte ...

Und in diesem Augenblick dämmerte etwas unter verschütteten Erinnerungen tief unten auf dem Grunde ihrer Seele. Ein altes, unverständenes Märchen kämpfte sich langsam aus der Vergessenheit empor. Anfangs sah sie nur das Bild: den kleinen Uhrmacherladen in der Festung, ihren Großvater vor dem Bogenfenster, die alte Hand Onkel Sebastians, den violetten Frack, die Schnallenschuhe ... Wieder hörte sie seine Stimme. Abgebrochene, zusammenhanglose Worte kamen ihr in den Sinn, gelangten zu ihrem Herzen ... und mit einem Male wurde es hell: Nein, kein Mensch kannte das wahre Gesicht des andern ... Alle trugen sie Masken, keiner hatte den Mut sie abzulegen, keiner wagte es, der erste zu sein; denn wer wußte, ob ihm die andern folgen oder ihn steinigen würden ...

Anna wiederholte in Gedanken verzweifelt die Worte der alten Geschichte: „Jeder trägt eine Maske ... jeder.“ Und es sind vielleicht die Warmherzigsten, die Stolzesten, die die Maske des Schweigens tragen.

„Thomas,“ sie sprach den Namen laut aus, so, wie einst zur Zeit ihrer jungen Liebe. Sie begann hilflos zu lächeln und schüttelte den Kopf. Es war ihr, als hätte sie eine Laterne gefunden, die auf dem dunklen Wege das wirkliche Antlitz ihres Mannes erhellte.

Eine seltsame, längstvergeffene Unruhe befiel sie. Sie sehnte sich nach Thomas und wußte doch, daß er nicht so rasch zurückkehren würde. Sie wartete auf ihn viele lange einsame Stunden. Und auch den andern Tag erwartete sie ihn.

Es wurde Abend. Adam Walter kam und brachte in seinem Geigenkasten wieder Blumen mit.

Anna war zerstreut und unruhig. Diese Blumen erinnerten sie aufs neue an Thomas. Adam Walters Stimme schien ihr fremd, sein warmer Blick erzürnte sie fast. Heute konnten sie einander selbst in der Musik nicht finden.

Während Anna die Noten las, horchte sie beständig in die Gasse hinaus. Unten vor dem Tor hielt ein Wagen. Im Korridor erlangen Schritte. Unwillkürlich erhob sie sich und streckte ihren Arm aus, als wollte sie jemanden anhalten, der vorüberging ... Draußen wurde es still, entmutigt sank ihr Arm.

Adam Walter beobachtete sie aufmerksam und blickte zugleich mit grausamer Neugierde in sich selber. Also fühlte auch er jetzt, was schon so viele Menschen durchlitten? Und er empfand einen körperlichen Schmerz, als er an jenen andern dachte, den man erwartete, der weiterging. Ein Ausdruck tiefer Hoffnungslosigkeit glitt über sein Gesicht. Dann zog er, wie in Selbstverhöhnung, seine niedrige Stirn in Falten und legte die Geige fort.

Anna zuckte auf und sah ihn mit einem fragenden Blicke an.

„Ich kann heute nicht spielen!“ Walters Stimme wollte hart und abweisend klingen, aber in seinen Augen war unendliche Traurigkeit.

Anna hielt ihn nicht zurück, als er sich zum Gehen rüstete. Sie atmete auf. Nun mußte sie ihren Bewegungen, ihrem Gesichtsausdruck nicht mehr Zwang antun. Sie lief zur Thür ihres Mannes.

Thomas stand, mit dem Rücken gegen sie, in der Mitte des Zimmers und schaute in die Luft.

„Du kommst nicht mal zu mir herein?“ fragte Anna, und heimliche Wärme strömte aus dem Vorwurf.

„Ich wußte, daß du einen Gast hast, und auch ich wollte allein sein!“

Anna trat einen Schritt zurück, doch ging sie nicht zur Thür hinaus, wie sie es ein andermal getan hätte. Thomas begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Wiederholt griff er an seine linke Seitentasche und

drückte seine Hand platt auf die Brust. Er blieb vor Anna stehen.

„Ich danke dir, daß du geblieben bist,“ sagte er erregt, „ich muß mit dir sprechen!“

Anna fragte erschrocken: „Ist etwas geschehen?“

„Nein, nichts, hör mich an ... Ille ist zu verkaufen ...“

Thomas setzte sich aufs Fensterbrett, als wäre er müde, und seine Atemzüge gingen auffallend rasch. Er erzählte, daß er in seinem sumpfigen Walde gejagt hatte. Von einem Treiber hatte er erfahren, daß die Domäne Ille wieder zur Auktion käme. Die Besitzer waren zugrunde gegangen und schon fortgezogen. Er konnte dem Drang nicht widerstehen, und, was er nie getan hatte, er durchkreuzte das Illesche Gebiet. Ein alter Knecht erkannte ihn, redete ihn „Junger Herr“ an, so wie einst, obwohl seine Haare doch schon ergrauten. Auch der Kastner erkannte ihn wieder. Und er hatte den großen Garten gesehen, das Dach des Hauses, die freie Donau, den Speicher und den Schaufelbaum, in dessen Rinde noch immer die vernarbende Spur der Stricke eingegraben war.

„Verstehst du mich, Anna, das ganze ist zu verkaufen, billig, es könnte unser werden. Und dort hätte mein Leben einen Zweck. Weißt du, für die Knaben ... Dauer hat nur das Geschlecht, das in der Erde wurzelt. Vergebens streut der Baum seinen Samen auf das Steinpflaster der Städte,

dauerndes Leben kann dort nicht gedeihen. Die Bürgergeschlechter sind nur Häuser, die meisten bestehen nur drei Menschenalter hindurch. Der Landmann: das ist die Erde. Die Erde überdauert die Häuser ... Könnte ich heimkehren, so würde alles anders werden."

Das Staunen wich aus Annas Blicken. Namenlose Angst spiegelte sich in ihrem Gesichte.

"Und das Haus? Dann müßten wir ja fortgehen von hier!"

"Hab keine Angst," sagte Thomas kalt, "ich wünsche nicht, daß du meinetwegen das Haus verläßt. Ich habe nie ein Opfer von dir verlangt. Auch jetzt nicht. Aber ich ... ich ertrage das nicht länger."

Jedes Wort schlug Anna eine Wunde.

"Warum sprichst du so mit mir, Thomas?"

"Würdest du vielleicht mit mir kommen?" Illey blickte sie ungläubig forschend an. "Wäre es möglich? Würdest du mit mir kommen, in meine Heimat, jetzt, da ich alt bin und deine Liebe vergangen ist!"

Anna lächelte schmerzlich.

"Denkst du nicht, Thomas, daß die Erinnerung des gemeinsam durchschrittenen Weges so stark ist wie die Liebe selbst?"

Illeys Hand strich wieder über seine Brusttasche, dann glitt sie zur Hüfte hinab, als wäre es eine zufällige Bewegung.

Anna wurde darauf aufmerksam. Jetzt fiel ihr ein, daß sich diese Bewegung in der letzten Zeit öfter

wiederholt hatte. Schon dachte sie nicht mehr an das, was sie schmerzte.

„Was fehlt dir? Ja, was ist dir denn?“ Rasch nahm sie den gefältelten Seidenschirm von der Lampe.

Sie blickten einander an, als hätten sie sich seit undenklicher Zeit nicht gesehen ... Wo hatten sich ihre Wege getrennt? Wann, bei welchem Wort, in welchem Schweigen? Keiner wußte es mehr. Lange mochte es her sein, und seitdem gingen sie ohne einander, nebeneinander durch das Leben.

Anna neigte sich zu Thomas. Es schien ihr, als ob sie jetzt einander begegnet seien auf dem dunklen Wege und als blicke sie durch Onkel Sebastians Märchen hindurch in das Gesicht, das sie nie verstanden hatte.

„Auch du hast gelitten, Thomas ...“ und mit einer fast mütterlichen Bewegung nahm sie das Haupt ihres Mannes in ihre Hände. Sie drückte es an die Brust und streichelte still seine ergrauenden Haare und die Furchen seiner Stirn: als wollte sie die Spuren der traurigen Entfremdung glätten, verwischen. Mit jedem Streicheln sank etwas von der Scheidewand zwischen ihnen, die sie so lange einander nicht sehen ließ.

„Ich war nicht gut zu dir!“ sprach Thomas gedämpft, „bin an dir vorübergegangen, weil ich mich immer nur nach meiner Heimerde sehnte.“

„Und ich dachte immer, es sei etwas ganz anderes,“ antwortete Anna beinahe im Flüsterton. „Du

schwiegst, und ich gehöre nicht zu denen, die fragen können. Beide schwiegen wir, das war unser Unglück. Denn jetzt weiß ich es: die Stille verhüllt wohl, aber sie verblüht nichts. Weshalb hast du mir auch nie von deinen Wünschen gesprochen? Weshalb sagtest du nichts, solange wir noch reich waren?"

Thomas faßte die Hand seiner Frau und küßte sie.

„Ich fürchtete, du würdest mich nicht verstehen. Jetzt hast du mich verstanden und ... noch ist es nicht zu spät.“

„Aber wie könnten wir Ille erwerben. Womit?“ fragte Anna beunruhigt.

„Erinnerst du dich an den sumpfigen Wald, von dem ich dir gesprochen habe? Früher wollte ihn keiner, jetzt bietet man mir einen guten Preis dafür. Das wäre schon ein Teil der Kauffumme, und ich würde auch die Lasten übernehmen.“

Annas Augen öffneten sich weit vor Furcht. Sie dachte an Christoph, den die Lasten vernichtet hatten.

„Ich werde arbeiten,“ fuhr Thomas fort, und seine Stimme klang ganz jung. „Ich werde die Schulden tilgen ...“

„Schulden,“ wiederholte Anna mechanisch, und mit einem Schlage war das allem Unreellen abholde Bürgerblut des Baumeisters Ulwing in ihr erwacht.

„Nein, Thomas, auf Schulden wollen wir nicht bauen!“ Sie sagte dies mit solcher Kraft, wie sie noch nie im Leben ihrem Manne etwas gesagt hatte.

Thomas starrte sie einen Augenblick düster an.

Dann knickte seine Gestalt sonderbar in sich zusammen, und als er sich abwandte, machte er eine Bewegung, als schleuderte er etwas von sich.

Anna griff diese Bewegung ans Herz. Noch einmal rang sie sich verzweifelt empor, sie wollte das kaum Gefundene nicht lassen. Zu jedem Opfer war sie bereit. Und während ihre Gedanken verworren nach einer Lösung suchten, folgten die Augen unbewußt dem Blick ihres Mannes, durch das Fenster hinaus in den Hofgarten, wo sich das Dach bei dem wasserspeienden Drachen steil abwärts senkte unter dem grauen Abendhimmel.

Stumm sahen sie hin. Schon bekämpfte sich beider Wille nicht mehr, und Anna fühlte, gleichsam besänftigt, daß ihre und ihres Mannes Gedanken die gleichen waren.

Sie preßte das Gesicht in die Hand, fast krampfhaft, als drückte sie ihm eine Maske auf, die schwerer war als die frühere und die sie fortan tragen mußte ihr ganzes Leben lang. Dann blickte sie auf.

„Man muß das Haus verkaufen ...“

Und in diesem Augenblick riß zwischen den alten Mauern eine langgespannte Saite in großer unsichtbarer Qual entzwei.

Zwanzigstes Kapitel

Fremde Schritte hallten durch das Haus, gleichgültige, schonungslose Schritte. Sie hallten über den Korridor bis hinauf unter den Dachboden. Unten im Hofe feilschten schale, geringschätzig Stimmen in wegwerfendem Geschäftston. Sie sagten, daß nur der Grund und Boden Wert habe. Darüber ließe sich sprechen; das Gebäude zähle nicht mit. Ein unbrauchbarer alter Kasten sei es, der den neuen Ansprüchen ganz und gar nicht mehr entspreche.

Anna blickte ängstlich um sich, als könnte das Haus diese Worte hören und verstehen. Sie hätte es hinausschreien mögen: Alle Mafler sollen gehen und es nie mehr wagen, ihren Fuß über die Schwelle zu setzen. Und der alte Florian soll rasch die Thür abschließen. Und die Tage sollen wieder in so stiller Sicherheit hingleiten wie früher, wo man noch nicht fürchten mußte, daß eine Kette entzwei reißt hier in dem Hause, um anderswo sich wieder zu schließen... Sie preßte ihre Zähne zusammen und wandte sich ab.

In der grünen Stube beklopfte ein Mafler die Mauer und lachte.

„Stark wie eine Festung. Die Spitzhacken werden harte Arbeit haben mit den vielen alten Ziegeln!“

Anna ertrug es nicht länger. Sie flüchtete in das fernste Zimmer, damit ihr Thomas nicht in die Augen

sehen könne. Warum sollte sie das Glück ihres Mannes zertrümmern? Er war so zufrieden, so dankbar; arbeitete, plante, unterhandelte mit den Maklern, reiste ab, erwarb das Gut von Ille auf der Auktion, kehrte zurück, und ein wunderlicher Glanz erfüllte seine Augen, wenn er sprach.

„Bald wird überall Ordnung sein in Haus und Hof. Alles kommt wieder an seinen alten Platz in Ille. Die Möbel, die Ahnenbilder, die Dienstboten, der Kastner. Sogar die alte Beschließerin. Die Ernte verspricht gut zu werden ... Freust du dich, Anna? Nicht wahr, du freust dich mit mir? Für uns reift die Frucht der Erde!“

Eine fieberische, krankhafte Hast war in seinem Reden, in seinem Handeln. Anna war müde und langsam in ihren Bewegungen; es währte lange, bis sie aus einem Zimmer in das andere gelangte; so vieles stand am Wege, was man betrachten mußte.

Thomas bereitete sich auf ein Wiedersehen vor und zählte ungeduldig die Tage. Anna nahm Abschied, und jeden Morgen erwachte sie mit bangem Herzen.

Noch ist nichts geschehen ... sie blickte umher, und da sie allein war, wiederholte sie laut ihren Gedanken, damit es auch die Wände hörten ... Wieder schrak sie zusammen. Vielleicht heute ... Vielleicht heute abend ...

Dann kam auch jener Tag.

Ein fremder Mann ging mit Thomas in dem Hofgarten umher. Er trat auf die Blumenbeete und wandte den Kopf wiederholt gegen das Haus. Anna sah sein Eulengesicht vom Treppensenster. Angstlich beobachtete sie seine Bewegungen. Auch er feilschte und sprach wegwerfend über alles. Sie begann zu hoffen. Vielleicht ging dieser wie die andern, und alles blieb beim Alten, und vielleicht bricht nie der Tag an, der das Unwiderrussliche bringt.

Das Eulengesicht stieg mit einem Male unter der Treppenwölbung auf und lächelte. Es blickte ins Sonnenzimmer hinein. Vergebens wollte Anna fliehen, in der grünen Stube glockte es sie wieder an.

Der Fremde lehnte jetzt schon fast heimisch an dem Schreibsekretär und sagte etwas zu Thomas.

Anna verstand die Worte nicht ganz deutlich, dennoch war es ihr, als hätte ein kurzer, harter Schlag ihre Stirn getroffen. Ein lähmender Druck legte sich ihr aufs Gehirn. Auch Thomas' Stimme klang verworren an ihr Ohr, nur eines sah sie mit untrüglicher Sicherheit: der Blick ihres Mannes wurde ganz hell.

Und als der Direktor des Bankhauses in der Paternostergasse nach einer Stunde fortging, war das alte Haus schon sein Eigentum.

Tage hindurch fühlte Anna den lähmenden Druck hinter ihrer Stirn. Alles, was um sie vorging, schien ihr unwahrscheinlich: daß die Mieter des Erdgeschosses ausziehen mußten und daß überall im Hause gepackt wurde.

Der Übergabetermin war nahe. Es hieß sich eilen.

Die alten Möbel rückten von ihrer Stelle so schwerfällig, so peinvoll-wehleidig, wie sich ganz alte Leute aus ihrem gewohnten Winkel aufraffen. Unten vor dem Hause hielten zeitweise polternde Möbelwagen.

Anna beugte sich aus dem Fenster. Barfüßige, schweißstriefende Männer trugen das Klavier zum Tore hinaus. Auf dem Straßenpflaster unter dem Gassenvolke lagen, zu Haufen gestapelt, die verwöhnten Möbelstücke. Auf dem Notenschrank hockte ein Tagelöhner, Christophs alter Arbeitstisch lag umgestürzt auf der Kommode, wie ein totes Tier, das seine Beine von sich streckt.

Thomas war in diesen Tagen beständig auf der Reise, er selbst wollte den Möbeln des alten Hauses ihren Platz auf dem Herrensitz von Ilse anweisen. Die Knaben lärmten, von der Begierde nach dem Neuen, dem Unbekannten erfüllt. Sie sprachen von Ilse in einer Art, als würde dort ein Märchen zur Wahrheit... Das Märchen ihres Vaters.

Sie hängen nicht an dem Hause — dachte Anna und fühlte sich verlassen.

Und in ihrer Einsamkeit stellte die Erinnerung alles in den leeren Zimmern wieder an seinen Platz zurück. Auf der Papiertapete waren die Umrisse der Möbel sichtbar. Die verwaisten Nägel streckten sich wie kleine gekrümmte Finger aus der Wand und verlangten etwas. An der Stelle von Frau Christinens

Bildnis gemahnte ein gewellter Schatten an Vergangenes.

Wieder verschwand ein Möbelstück und wieder eines ...

In der grünen Stube stand nur noch der Schreibsekretär auf seinem Platz. Anna zog die Schubladen heraus, eine nach der andern. In einer fand sie kleine Kreuzstichstickereien. Wie häßlich und lieb sie waren. Sie erinnerte sich. Als ganz kleines Mädchen hatte sie diese Lesezeichen für ihren Großvater gestickt. Dann gerieten ihr ungeschickte alte Zeichnungen in die Hand, absonderliche Kastele, Mädchen, Katzen mit großen Ohren und zwei zusammengebundene silberblonde Kinderlocken in einem Papierumschlag; darunter eine langvergangene ferne Jahreszahl: die vergilbten Schriftzüge ihres Großvaters.

So oft die Uhr schlug, zuckte Anna zusammen und griff sich an die Stirn, als hätte sie der Uhrenschlag dort getroffen, um sie zur Eile zu mahnen.

In einer andern Schublade lag das Ehrenbürgerpatent der königlichen Freistadt Pest und außerdem ein abgegriffenes kleines Buch. Auf seinem Umschlag hielt ein Doppeladler das ungarische Wappen in den Krallen.

... Preßburg A. D. 1797. Christoph Ulwing ...
bürgerlicher Zimmergeselle ...

Beim Blättern schlug ihr ein dumpfiger, verschollener Geruch entgegen. Sie suchte tastend in ihrer Erinnerung:

... Zwei Wanderburschen zogen
Hinaus ins ferne Land

Plötzlich wich die lähmende Erschlaffung von ihrem Gehirn, und in ihrer Vorstellung formte sich stark und unerbittlich die Gestalt der Wirklichkeit. Sie mußte von hier gehen, alles würde anders werden ... Und unaufhaltsam rannen die Tränen über ihr Gesicht.

Sie hatte nicht den Mut, den Inhalt der Schubladen einzupacken und die offenstehenden Laden zuzunageln. Ihr graute vor allem endgültig Abschließenden.

Jrgendwo ging eine Tür. Anna kam zum Bewußtsein ihres müßigen Zauderns. Sie tat sehr beschäftigt und zwang sich, ihr Inneres vor denen zu verbergen, die sie liebte.

Die Knaben bereiteten sich auf das Examen vor, und Thomas hatte für nichts Sinn als für sein neues Glück. Blind ging er, von der Eigensucht seiner Freude befangen, an Annas geheimer wortloser Qual vorüber und war zufrieden mit allem. Nur die schleppende Unschlüssigkeit seiner Frau verstimmte ihn.

Eine halb hervorgezogene Schublade, ein leerer Schrank konnte Anna zu langem Verweilen bewegen. In ihrem armen geängstigten Gehirn hatte nur noch die Erinnerung Raum. Alles um sie herum sprach von vergangenen Zeiten ... Da war die wacklige Fliese im Korridor, die nie feststehen wollte. Auch die Glastür der Servante trieb noch ihre alten Pöffen: sie verzerrte alles, was sich in ihr spiegelte.

Und die rostfleckige Rinne über dem Sonnenzimmer ... sie konnte, wie einst, glücken und lachen und weinen, wenn der Regen in sie strömte. Ja, sogar der Dachboden war voll von Erinnerungen.

Onkel Sebastians hochlehniger Großvaterstuhl; die vergilbten Porträte Mansards und Fischers von Erlach, der veraltete farbige Plan von Pest-Dfen. Sie trug den Plan zur hellen Öffnung der Dachluke und betrachtete lange die Linien der kurzen krummen Gassen, die winzigen Rähne der Schiffsbrücke auf der blaugemalten Donau; die kleinen Kirchen, die unzähligen leeren Baupläze.

Sie vermochte sich in der Zeichnung nicht zurechtzufinden. Über ihre Kindheitserinnerungen hatte sich eine große neue Stadt erhoben und hatte sich überallhin verbreitet, die einstigen Gassen verschlungen, die alten Plätze verschoben, war hinausgewachsen über den alten Stadtplan, ja selbst über all das, was die Vorstellung des Baumeisters Ulwing einst in kühnem Vertrauen sich erdacht hatte.

Anna ging müde die Treppe hinab, und der Abend fand sie wieder untätig vor einem offenen Schrank. Sie saß auf dem Boden, auf ihren Knien lag eine vom Alter ganz platt gewordene, perlenbestückte Zigarrentasche.

Schritte näherten sich aus dem Nachbarzimmer. Sie horchte auf und wollte nun wirklich eilen, vergaß aber, daß sie die Gegenstände in die offene Kiste

hätte paßen müssen. Mit einer raschen, unbewußten Bewegung tat sie alles wieder in den Schrank an seinen gewohnten Ort zurück.

Thomas blieb neben ihr stehen.

„Wieviel Zeit brauchst du noch?“

„O, ich habe noch sehr viel zu tun, sehr viel ...“ sagte Anna, sich gleichsam verteidigend. Was es war, hätte sie nicht sagen können.

„In einer Woche muß das Haus übergeben werden,“ rief Thomas erregt.

Anna blickte zu ihm auf.

Der Lampenschein erhellte sein Gesicht. Wie alt und verbraucht seine Züge waren. Der edelgeformte Kopf machte einen jammervoll ausgedörrten Eindruck, und lilablaue Schatten dunkelten in den knöchigen Furchen.

Anna dachte, daß ihre Augen sie täuschten, stand auf und näherte sich ihm.

Thomas griff an seine Brust, und wieder vollführte seine Hand die Bewegung, die seine Frau schon lange kannte. In diesem Augenblick konnte Anna nicht mehr glauben, daß es Zufall war. Wie um der bellemmenden Angst zu entfliehen, verkroch sie sich in den Arm ihres Mannes und drückte ihren Kopf an seine Brust.

„Warum bist du so bleich?“

Thomas verharrte ohne Bewegung hölzern auf seiner Stelle. Beängstigend war es. Er atmete schwer, und sein Blick starrte verworren über Annas kleinen Kopf hinweg in die Luft. Sein Herz pochte

in hastigen, kraftlosen Schlägen, dann hielt es, wie von einem plötzlichen Hindernis gehemmt, inne, und für einen Augenblick herrschte grauenhafte kalte Stille in seiner Brust.

Anna horchte atemlos. Unter ihrem Haupte begann das unsicher stolpernde Pochen aufs neue.

Thomas, als hätte er erst jetzt die Nähe seiner Frau bemerkt, raffte sich auf und schob sie ungeduldig von sich.

Da erinnerte sich Anna: es war nicht das erste mal, daß dies geschah, und eine schreckliche Klarheit dämmerte in ihr auf. Ihre Knie fingen an zu zittern.

„Es ist nichts,“ sagte Ilse und rang sich ein verzerrtes Lachen ab. Aber sein Lachen erstickte in Annas kläglichem Blick.

„Thomas, seit wann hast du das?“

„Seit langem schon!“

„Aber um Gotteswillen, warum hast du nicht gesprochen?“

„Ich dachte, in Ilse wird auch das vorübergehen ... Mach das Fenster auf. Heut ist es böß ...“

Sein Gesicht wurde aschgrau, die Augen riefen um Hilfe. Mit einem Ruck riß er seinen Kragen auf.

Anna lief durch das Zimmer.

„Einen Arzt, schnell ... einen Arzt ...“

Es hallte durch das ganze Haus, als Florian das Tor hinter sich zuschlug.

Stunden kamen und gingen und ließen ihre Spuren auf den Gesichtern zurück. Thomas lag schon im Bett.

Unter der tiefen Treppenwölbung sprach Anna lange mit dem Sohn des alten Protomedikus, dem jungen Gardos.

Die Stimme des Arztes klang gedrückt, seine Worte gelangten kaum zu Anna und brachen doch fast alles um sie in Trümmer. War es denn noch nicht genug, was sie verloren hatte? Gab es kein Erbarmen?

Doktor Gardos sah sie teilnahmvoll an.

„Es können Wunder geschehen ...“

Die Augenwinkel Annas zogen sich in die Höhe, und ihre Blicke waren, als sähen sie in unsagbar Grauenhaftes. Es durchfuhr sie wie ein Schauer. Dann ging sie mit eigentümlich steifen Schritten nach dem Korridor zurück. Als Thomas im Halbschlaf nach ihrer Hand griff, neigte sie sich mit einem kläglichem zertrümmerten Lächeln über ihn.

Langsam dämmerte der Morgen, und es währte lange, bis es wieder Abend wurde. In dem Hause änderte sich nichts, nur das Licht öffnete und schloß seine Augen.

Thomas lag regungslos im Bette. Anna horchte gespannt auf jeden seiner Atemzüge und dachte an die Stunden, die dahinglitten, und an den Tag der Übergabe, der bedrohlich immer näher und näher kam.

Sie bat um einen Aufschub, erhielt ihn nicht und mußte den Rat des jungen Doktor Gardos befolgen.

Im gegenüberliegenden Hause stand eine kleine Wohnung leer ... Es gab keine Wahl, man mußte übersiedeln. Man würde sich einschränken auf ein

paar Tage. Der Arzt hatte ja gesagt, ganz ruhig hatte er es gesagt, daß es sich nur um eine kurze Zeit handle.

Also geschehen dennoch Wunder, dachte Anna. Ja, es handelte sich um eine kurze Zeit, ... dann würde sich noch alles zum Guten wenden. Sie atmete auf, und so verging der letzte Tag in dem alten Hause.

Es wurde Abend. Die beiden Knaben waren mit Lina schon in die neue Wohnung hinübergegangen. Thomas schlief, Anna und der alte Diener wachten bei ihm, doch wagten sie nicht, einander anzusehen.

Die Fenster standen offen, im Korridor tickte die Marmeladeuhr, sie stand auf dem Boden an die Wand gelehnt, als das letzte, das noch im alten Haus geblieben war. Florian wollte sie selber nach der neuen Wohnung bringen.

Anna zählte die Schläge der Uhr: Noch drei Stunden ... Noch zwei Stunden ... Sie stand leise auf, huschte durch den Korridor und dann die Treppe hinab.

Im Hofgarten zwischen den großen Feuermauern standen die alten Kastanienbäume noch auf ihrem Platze, auch der Ziehbrunnen und auch die Sträucher waren noch da. Und auf der runden Bank unter dem Apfelbaum konnte man rasten. Ja, selbst das Ticken der alten Uhr kam hinunter in den kleinen Garten.

Anna stützte ihren Kopf an den Baumstamm, und das Fenster des Kranken nicht aus den Augen verlierend, nahm sie Abschied von allem, was um sie stand.

Da, als wäre jemandem in diesem Abschiednehmen plötzlich das Wort auf den Lippen erstorben, wurde es still . . . Die Uhr war verstummt.

Anna lief die Treppe hinauf. Jetzt wußte sie schon, was es war: gestern abend hatte sie nicht an die Uhr gedacht, und der goldene Schmetterling am Pendel, den sie immer lebendig flatternd gesehen hatte, hing jetzt tot zwischen den Marmorsäulen. Müde strich sie sich über die Stirn. So war also auch der kleine Zwerg schon gegangen? Ging auch die Zeit aus dem alten Hause fort?

Sie öffnete die Thür der grünen Stube. Der Kerzenschein umschwebte sie mit flüchtigen Schimmerwellen. Ihre Schritte klangen abgerissen zwischen den leeren Wänden. Vor den hohen weißen Glastüren blieb sie stehen. An der einen sah man steigende Einferbungen. Dort merkte einst der Vater an, wieviel sie und der kleine Christoph gewachsen waren.

Sie ging weiter. Vorsichtig probierte sie die Thürklinken. Manche waren stumm und folgsam. Andere ächzten widerspenstig. Sie kannte die Klinken gut. Oft hatten sie in ihr Leben hineingeredet. Sie kannte die Stimme von allem, was in diesem Hause war. Die Fenster redeten zu ihr, wenn sie sich öffneten, auch das Brett auf der Schwelle sagte ihr etwas

unter ihrem Tritt, und immer dasselbe seit langer Zeit, aber dies gehörte zu ihrem Schicksal.

Sie glitt die Wände entlang, strich mit der Hand über die verblaßte Papiertapete, über den grauen Kachelofen, ja selbst über das Fensterbrett. Sie stellte das Licht darauf und blickte durch die kleinen Glascheiben nach der Donau, gerade so wie in vergangener Zeit, aber das gegenüberliegende Haus stieß ihren Blick zurück.

Ein Wagen rollte über die Straße; es klang wie ein Geißelhieb. Anna preßte sich an die Wand, sie horchte, und in dem immer mehr sich verdichtenden Gewebe des Schweigens wurde ihr allmählich zur klaren Gewißheit, was vielleicht von jeher nebelhaft, ohne Wort, in ihrem unbewußten Ich gelebt hatte. In diesem Augenblick fühlte sie ihre innige, fast körperhafte Zusammengehörigkeit mit dem alten, todgeweihten Hause. Die Ziegel unter dem Mauerwurf, die Balken und Bogen: alles entstammte einer und derselben Kraft, und sie war eins mit den Dingen ringsumher, als wäre sie aus den Mauern ans Licht getreten, als wäre sie ein Teil von ihnen, der sich bewegte und mit vernehmlicher Stimme auszusprechen vermochte, was diese Mauern mit stummem Schmerz erfüllte.

In ihren Gedanken regte sich viel versunkenes Leben, das sich in ihr, die alle überdauert hatte, fortsetzte. Geheimnisvolle Erinnerungen durchgeisterten sie, deren Wirklichkeit sie nie mit Augen

gesehen hatte. Wirklichkeiten, an die sich das Ulwinghaus in ihr erinnerte.

Seit die Uhr stehengeblieben war, hatte die Zeit für Anna aufgehört zu sein. Das wunde Aufbeben ihres eigenen Körpers weckte sie aus ihrer Versunkenheit. Das ganze Haus bebte mit ihr. Am Tor wurde die Schelle gerüttelt.

In Annas schmerzgelähmtem Herzen staute sich das Blut. Ihre Knie knickten ein, als sie durch die Zimmer zurückwankte. Nacheinander schloß sie alle Türen und blickte immer wieder um sich. Neben der Tür des Kinderzimmers lag ein Stück zusammengefalteten Papiers auf dem Boden; sie hob es auf und preßte es vorsichtig zwischen die Glasflügel, so wie sie es gewohnt war, damit die Tür nicht erzittert wurde, wenn unten ein Wagen vorbeifuhr.

Sie begriff erst, was sie tat, als die Klinke zurückschneckte und die Tür sich schloß, deren Schüttern nie jemanden wieder aufwecken würde. Anna schluchzte auf zwischen den kläglichen, traurig leeren Wänden. Die Zimmer wiederholten das Schluchzen, eines nach dem andern, leise, immer leiser.

Unten öffnete sich das Tor. Von der Treppe vernahm man die Stimme des jungen Doktor Gardos, der Anordnungen traf. Hinter ihm kamen zwei Männer mit einem Tragbett. Anna begegnete ihnen im Korridor. Sie taumelte zurück wie von einem Stoß. Dann stand sie gleich wieder aufrecht da und weckte Thomas mit leiser sanfter Stimme.

In der frühen Dämmerung schwamm das Tragbett, wie durch schmales bläuliches Wasser, mit Thomas über die Gasse. Das eine gewohnte Ufer war das alte Haus, das andere war das unbekannte dunkle Haus und das unbekannte neue Leben, darin sich Anna ohne Wurzeln fühlte.

Mit geneigtem Haupt ging sie rasch durch das Thor. Nur inmitten der Straße wankte ihr Schritt. Sie blickte zurück.

Die beiden Säulenmänner beugten sich vor unter den Urnen des Gesimses, und ihre steinernen Augen wandten sich zu ihr, als ob sie anlagend gerade auf sie starrten und etwas fragten, worauf man nicht antworten konnte.

Florian drehte langsam den alten großen Schlüssel um. Zum letztenmal, zum allerletztenmal...

Einundzwanzigstes Kapitel

Den neuen Einwohnern der fremden kleinen Wohnung erschien alles ringsumher grau und feindlich.

In dem engen Flur pfiff eine freie Gasflamme. Die vernachlässigten Lüden waren abgeweht, und die dunkeln Zimmer erinnerten sich nur an solche Menschen, die keine Liebe für sie hatten, die immer weitergingen.

Die erste Woche verfloß. Anna rührte sich nicht vom Bette ihres Mannes und wagte noch immer nicht ans Fenster zu gehen. Und doch lebte ihre Seele zwei Leben: eines gehörte Thomas, das andere dem Hause.

Dann aber kam eine schlaflose Nacht, ein fahler Morgen, an dem es sie nicht länger hielt. Lautlos stahl sie sich zum Fenster und beugte sich zaudernd, feige hinaus.

Sie fühlte sich plötzlich erleichtert: Draußen in der Dämmerung stand das alte Haus noch unangetastet.

Erst jetzt bemerkte sie, daß seine gelbe Mauer aus der Häuserreihe vortrat und die Gasse enger machte. Auch sah sie jetzt zum ersten Male, wie alt das Haus war unter dem steilen Dache, aus dessen Schatten die Fenster mit der Traurigkeit erblindeter Augen auf sie starrten.

Während sie sie alle der Reihe nach betrachtete, lauschte sie unausgesetzt zurück. Un da schien es ihr plötzlich, als atmete Thomas schwächer. Webend eilte sie zu ihm.

Und fortan war dies Annas einziger Weg. Es war ein kurzer Weg, und doch umfaßte er ihr ganzes Leben.

Nach einigen Tagen schreckte sie eines Morgens ein eigentümliches Geräusch aus dem Halbschlummer der Erschöpfung. Im Zimmer war es still, das Geräusch kam von draußen zu ihr. Sie erhob sich

aus dem Lehnstuhl, in dem sie gewacht hatte, und ging auf den Fußspitzen zum Fenster.

Vor dem alten Hause standen Arbeiter. Einige Tagelöhner ließen mit Leer bestrichene Gerüstbalken von einem Wagen zur Erde poltern. Das Thor stand sperrangelweit offen, als hätte es sich zu einem entsetzensvollen Todeschrei geöffnet. Inmitten des Speichers klappte eine Lücke zwischen den Ziegeln, und fremde Männer kletterten auf dem Dache umher.

Anna bedeckte ihre Augen mit den Händen. Also mußte sie auch das noch erleben? Und konnte sich nicht flüchten. Und würde alles bis ans Ende mit ansehen müssen ...

Thomas fuhr aus seinem ruhelosen Schlaf empor.
„Was gibt's?... Was geschieht da?“

Kein Wort gab es, das auszudrücken vermocht hätte, was dort draußen geschah, und hätte es ein solches Wort gegeben — Anna konnte es nicht finden. Stumm ging sie an das Bett ihres Mannes zurück und zog gleichsam einen Schleier über ihr Gesicht: ihr altes schönes Lächeln. Sie eilte, tat ihm Gewalt an ... der Schleier riß und verhüllte nicht mehr.

Thomas griff nach ihrer Hand. In diesem Augenblick fühlte er die ganze Größe ihres Opfers. Vor dem hatte er noch Vertrauen in sich und hoffte, es würde ihm gelingen, die Seele seiner Frau an das zu knüpfen, was ihm teuer war. Die Krankheit wand ihm alles aus den Händen, sein Stolz litt, er

empfangen Scham, weil er der Grund von Annas immerwährendem Opfer war.

Sein erlöschendes Auge sah sie mit tieferster, unendlicher Liebe an. Anna kehrte den Rücken gegen das Licht, während sie Thomas die Hand streichelte. Sie sprach von Ille. Von Zukunftsplänen ...

Den nächsten Tag brachte die Post ein kleines Säckchen. Korn war darin: goldgelbes, schweres Korn von Ille. Thomas ließ es nachdenklich durch die Finger rieseln, und während das Leben wie in einem großen Gegensatz durch seine gespenstische durchsichtige Hand glitt, füllten sich seine Augen mit Tränen.

In diesen Minuten, in diesen Tagen alterte Annas Gesicht unter dem verbrauchten, zerfallenden Lächeln.

Draußen war das Dach des alten Hauses schon verschwunden, und wie ein armer alter Gefangener mit totem, gelben Antlitz harrete die verwaisste Stirnwand. Anna dachte bei sich, daß das alte Haus sie traurig anklage unter dem großen Holzgerüst und wisse, daß man es umzäunt habe, weil man es töten wolle.

Die Spitzhacke begann ihr Werk zu tun. Achzend glitten die Ziegel in einer Holzrinne vom Stockwerk hinab. Auf dem Gerüst gingen Tagelöhner und slowakische Mädchen hin und her. Auch sie schoben Ziegeln in den Karren.

Mit jedem Tage wurde das Haus kleiner. Die Arbeiter brachen Höhlungen in die Mauern und

ließen dann die Mauer einstürzen. So ging es rascher.

Bis ins Mark drang der erschütternde Lärm, und mit jedem Hackenhieb wurde etwas zu Trümmern in Annas Herz. Ihr war es, als würde sie schwächer nach jedem Mauersturz, als stürzte in ihrer Seele all die aufgetürmte Kraft von Geschlechtern ein, die alte große Kraft, mit der die ersten Ullwinge, die vergangen, die unbekannten, die in Dunkelheit gehüllten, alle, alle dem Baumeister Ziegeln herbeigeschafft hatten ... Ziegeln für das Haus.

Sie dachte an ihren Vater. Der hielt noch die Mauern aufrecht. Und Christoph ... er war es, der das Haus abzubrechen begann, und jetzt war es zu Ende damit.

Die Lücke in der gelben Mauer, eine offene Wunde, fraß immermehr um sich. Man konnte schon in die Zimmer sehen. Auch von der Straße sahen die Leute hinein, und auf Anna wirkte dies, als ob zudringliche, schaugierige Fremde in die Vergangenheit ihres umfriedeten Lebens blickten.

Die grüne Papiertapete klammerte sich noch da und dort zähe an die Ruinen. In der Ecke klappte ein großes schwarzes Loch, aus dem man die Ofenröhren schonungslos herausgezerrt hatte: den geheimen finstern Gang von Christophs Ofenseen. Stellenweise hingen losgerissene Dielenstücke in der Luft, und die dunkle Höhlung der gespaltenen Schornsteine war noch zur Hälfte sichtbar, als hätte jemand

mit einem großen rußigen Finger über die Mauer gestrichen.

Jenseits tauchte schon die Fensterreihe des Korridors auf. Im Hofgarten streckten sich die Bäume empor und sahen in die Gasse hinunter. Dann standen sie eines Tages nicht mehr dort. Als der schwere Lastwagen mit ihnen durch das weitgedöfnete Thor holperte, erkannte Anna jeden einzelnen Baum. Ganz oben lag ein verstümmelter Stamm, und die gesprungenen Latten der runden Bank starrten in die Luft.

Alles ging rasch seinen Weg, auch die beiden Säulenmänner lagen schon auf dem Straßenpflaster. Als die Arbeiter am Abend fortgegangen waren, nahm Anna ein Tuch um und lief die Treppe hinunter. Sie wollte Abschied nehmen von den Säulenmännern. Sie neigte sich zu ihnen hinab und sah in ihr Gesicht. Der Schein der Straßenlaterne, der einst immer in das Sonnenzimmer kam, beleuchtete die beiden steinernen Männer. Sie sahen aus, als wären sie gestorben.

In diesem Augenblick näherten sich Schritte von der Ecke her. Anna wich gegen die einstige Thoröffnung zurück. Zwei Männer kamen die Straße herab. Der ältere blieb stehen; deutlich vernahm sie seine Worte:

„Das war einmal das Haus des Baumeisters Ulwing!“

Der jüngere trat gleichgültig über den Kopf des Säulenmannes hinweg.

„Des Baumeisters Ulwing?“ fragte er zerstreut, „wer war denn das?“ Plötzlich blickte er mit Interesse auf die trübseligen Mauerreste. „Ulwing?... Vielleicht ein Verwandter des Ofener Uhrmachers?“

„Sein Bruder!“

„Ich wußte nie, daß es noch welche aus dieser Familie gegeben hat. Sebastian Ulwing,“ brummte der jüngere im Weitergehen, „ja, der hat viel für das Vaterland getan!“

Anna starrte ihnen nach. So war das alles, was von dem Namen Ulwing übrig blieb? Das Andenken ihrer Arbeit war schon versunken? Nur Onkel Sebastians Heldentod, nur ein nebelhaftes Märchen ... das war alles?

Wieder kamen Menschen, Fuhrwerke, Leben, die Geräusche der Stadt ...

Anna ging zurück zu dem andern Straßenufer, nach dem fremden Hause.

In jener Nacht war Thomas sehr unruhig. Er warf sich in seinem Bette hin und her und fragte Anna mehrere Male, ob sie da sei. Er sah sie nicht, obschon sie auf dem Rand des Bettes saß und seine Hand in der ihren lag. Sie hielt den Kopf mutig in die Höhe; keine Träne war in ihren Augen. Sie wollte nicht, daß Thomas seinen Tod von ihrem Gesichte ablese.

Gegen Morgen fühlte Anna einen schwachen Druck in ihrer Hand.

„Bist du da?“ fragte der Kranke.

„Da bin ich,“ und Anna neigte sich zu ihm wie zu einem Kinde.

„Ich habe immer gewartet, daß du zu mir kommst ...“

Im Verlauf einiger Minuten hatte sich sein Gesicht sonderbar verändert. Ein Schatten fiel darauf: Anna suchte vergebens im Zimmer, sie konnte nicht finden, woher er gekommen war. Der geheimnisvolle Schatten lag auf dem Gesicht, und immer tiefer wurde er um Mund und Augenhöhlen.

„Jetzt muß ich gehen,“ sagte Thomas. „Schüttle deinen Kopf nicht. Ich weiß es ...“

Anna vermochte nicht zu antworten und konnte auch ihre Tränen nicht länger zurückhalten.

„Weine, Anna, das tut wohl, und vergib mir, wenn du es kannst. Ich habe dich nicht verstanden, darum war dein Leben so schwer an meiner Seite.“ ... Er schloß die Augen und lag lange bewegungslos, nur über sein Gesicht ging bisweilen ein Zucken, als weinte etwas in seinem Innern. Dann zog er Annas Haupt an sein Herz.

„Komm ... her ... nahe ... ganz nahe. Das hier war dein, nur dein ... Anna ... Anna,“ flüsterte seine Stimme wiederholt, und immer ferner klang es: „Anna ...“

Das war das letzte, wie wenn er von seinem ganzen Leben nichts als diesen Namen mit sich nehmen wollte auf den fremden, einsamen Weg.

Als es Abend wurde, war Thomas Illey tot.

Zwischen zwei Toten durchwachte Anna diese Nacht. Zwischen ihrem Manne ... und dem alten Haus.

Gegen Morgen kam jemand in das Zimmer, der sie fest in die Arme schloß. Es war ihr Sohn, Thomas Illeys Sohn.

Auf seinen Arm gestützt, schritt Anna hinter dem Sarge ihres Mannes aus dem fremden Hause. Und der kleinere, der blonde, blauäugige schmiegte sich an sie und hielt ihre Hand in inniger und starker Hingabe umfaßt.

Thomas führte man fort. Es war sein Wille, in der Heimat begraben zu sein. Anna und die beiden Knaben fuhren im Wagen durch die Stadt zum Bahnhof.

Es war ein warmer Sommerabend. Die Gaslaternen brannten schon. Da und dort hingen die Kugeln der elektrischen Lampen wie glühende blau-silberne Tropfen an den Drähten. Beleuchtete Kaufhäuser, Schaufenster, große Cafés mit schimmernden Spiegelscheiben. Der Servitenplatz, die Grenadiergasse ... und an der einstigen Grassalkovich-Ecke wies eine große elektrische Uhr die Zeit.

Der Wagen machte eine Wendung, und auf beiden Seiten des Trottoirs drängte sich die abendliche Menschenschar. Omnibusse, Wagen, Lärm, grell-beleuchtete Reklamen und Menschen. Viele Menschen überall.

Weiter oben staute sich die Menge. Die Gerüste

der Neubauten schoben sich auf den Bürgersteig vor. Feuchter Kalkgeruch strömte in den aufgewirbelten Sommerstaub. Unter den Gerüsten eilten Leute mit hochgezogenen Schultern. Rufe ertönten.

Der berittene Wachmann hob seine rechte Hand in weißem Handschuh. Für einen Moment kam Ruhe in den Menschenknäuel, dann entwirrte er sich und strömte in mächtigen Wellen weiter.

Annas Blick glitt leer über die Firmenschilder der Läden. Kein einziger Name, den sie gekannt hätte. Die Jörgs, die Münster, die Walter waren verschwunden. Andere Namen, andere Menschen. Und die Ulwinge?...

Da und dort stand noch eine vergessene Ecklaterne, ein zufällig verschonter alter Baum in der Reihe der jungen Bäume am Straßenrand; ein totgeweißtes absonderliches altes Haus stand linksch und ängstlich unter den mächtigen neuen Häusern... Diese wußten vielleicht noch etwas vom Baumeister Ulwing, aber die Menschen, die wußten gar nichts mehr.

Der Weg durch die Stadt war zu Ende, der Wagen hielt vor dem Bahnhof.

In der rauchigen Vorhalle saßen Florian und Mamsell Lina auf Gepäckstücken. Irgendwo wurde eine Glocke geläutet, und eine Stimme rief die Namen unbekannter Orte, dahin Menschen fuhren, wo Menschen lebten.

Anna sah es vom Perron, daß ein dunkler Last-

wagen an den Zug gekoppelt wurde. Es dauerte lange. Die Abfahrt erlitt eine Verspätung. Die Menschen eilten. Nur der hatte es nicht mehr eilig, den jener Lastwagen am Ende des Zuges nach Ille trug.

Wieder begann die zornige Glocke zu mahnen.

Anna beugte sich noch einmal aus dem Fenster des Eisenbahnwagens, obgleich sie nach nichts schauen wollte. Alles war ja schon so ferne. Ihr müder zielloser Blick blieb plötzlich doch an etwas haften.

Jemand kam ihr entgegen, er kam von dem Fernen her ... von dem, was vergangen war.

Adam Walter blieb vor dem Wagenfenster stehen und nahm wortlos seinen Hut ab. Er stand noch neben dem Gleis, als der Zug schon abgefahren war. Lange, regungslos blickte er dem Rauche nach.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Aus der großen dunklen Nacht ward Morgen, und es wurden Bäume und Land.

Von Zeit zu Zeit schien es, als würde etwas Weißes vor den Fenstern des ratternden Zuges fortgerissen, blitzschnell verschwanden die kleinen Wächterhäuser. Schlagbäume hoben und senkten sich wie Arme. Telegraphenstangen jagten einander. Silber-

blinkende Drähte. Die Sträucher erschauerten im Winde der Lokomotive, und der Schatten des Rauches schwamm breit über die sonnenbeglänzten Ackerfelder hin.

Mit einem starken Ruck hielt der Zug.

Auf der kleinen Station von Ille warteten die Leute schon lange. Blaue, rote Farbenflecken, bunte Bauernröcke, blendend weiße Hemdärmel. Plötzlich senkten sich die runden Sonntagshüte wie eine Schar schwarzer Vögel.

Stumm, entblößten Hauptes stand das Volk von Ille vor Frau Thomas von Illey. Schwielige braune Hände streckten sich ihr entgegen, und die vielen tränengefeuchteten Augen sahen sie an, als kennten sie sie schon lange.

„Gott zum Gruß, willkommen zu Hause ...“

Ein alter Bauer mit faltendurchfurchtem Gesicht beugte sich über ihre Hand.

Die Hintenstehenden umringten die Knaben. Eine Bauersfrau streichelte den Arm des jungen Georg Illey.

„O du mein, ganz wie sein Vater!“

Anna blickte unsicher umher. Sie empfand etwas fremdartig Neues. Der Boden, auf dem sie stand, war Illescher Boden. Aus ihm waren diese Bäume gewachsen und auch diese Menschen; alles gehörte zu ihm, auch ihre Söhne, auch das Andenken ihres Mannes ...

Eine tiefe Bauernstimme sprach langsam:

„Unser guter Herr ist heimgekommen.“

Die Menschen gaben dem Metallsarg den Weg frei. Vier stämmige Burschen trugen ihn auf ihren Schultern bis zum Wagen. Dort betteten sie ihn auf Eichenlaub, dann machten sie sich alle auf den Weg hinter ihm her. Beim Kreuzweg bog der Wagen zum Kapellenberg ab, und die Kalesche schwenkte in die Pappelallee ein.

Anna sah dem Wagen nach. Die Räder waren durch das reich herabhängende Laub verdeckt. Wogen- des grünes Leben trug den Tod. Die Eichenkronen trugen Thomas Illey, seine Bäume gingen mit ihm zum Friedhof.

Die Kapellenglocke sprach still mit dem Himmel. In der Ferne gesellten sich ihr die Kirchen der Dörfer; eine erzählte es der andern; weit über die Lande hin verkündeten sie, daß der Stammherr von Ille heimgekehrt war.

Zu beiden Seiten des Weges standen, wie eine Ehrenwache, die gereihten Pappeln. Wieder machte der Wagen eine Wendung; der Ries stob auf unter den Rädern. Und dort, zwischen den Eichen, wartete das alte Herrenhaus, und in den weißgetünchten kühlen Zimmern hallten die Schritte unter den Bildnissen der einstigen Herren von Ille.

Müde machte sich Anna auf den Weg durch die unbekannten Räume. Dann schreckte sie fast wie von Grauen ergriffen zurück. Als hätte sich das

Haus zu einem frohen Feste geschmückt: alles stand voll Blumen.

Diese Blumen taten ihren Augen weh, waren bunt und hell und überlaut — die zurückgedämmte Pein schluchzte auf in Annas Brust. Sie griff mit beiden Händen hin ... die Blumen hatten sie verwundet.

„Warum hat man das getan? Gerade jetzt, gerade heute ...“

Die alte Beschließerin trat aus der Reihe der Mägde.

„Unser guter Herr hat es so befohlen. Er wollte, daß wir alle Blumen pflückten, wenn unsere Frau nach Hause käme.“

In Annas bleichem, durchsichtigem Gesicht hoben sich Augen und Mundwinkel mit leisem Schmerze, als blicke sie in eine räthelhafte Tiefe, von der sie bisher nichts geahnt hatte. Jetzt sah sie in die Seele ihres Mannes hinein, jetzt, da er ihr alle Blumen gab, die nicht in fremder Erde gewachsen waren. Ein Toter gab sie — und gab sie dennoch ...

Könnte man ihnen ein Wort nachrufen, denen, die gegangen sind, könnte man sprechen, wenn man es nicht mehr kann! ...

Anna blieb allein in einem kleinen gewölbten Zimmer. Über dem geblühten Sofa hing Frau Christinens Bildnis. Auch das Klavier war da und auch der kleine Nähtisch, alles stand so, wie einst im Sonnenzimmer.

Sie lehnte ihre Stirn an das Fenstergitter, und von ihren treuen alten Möbeln umgeben, sah sie hinaus in die fremde Welt. Der grüne Atem des großen Gartens streifte ihr Gesicht. Die Bäume flüsterten von fremden Dingen.

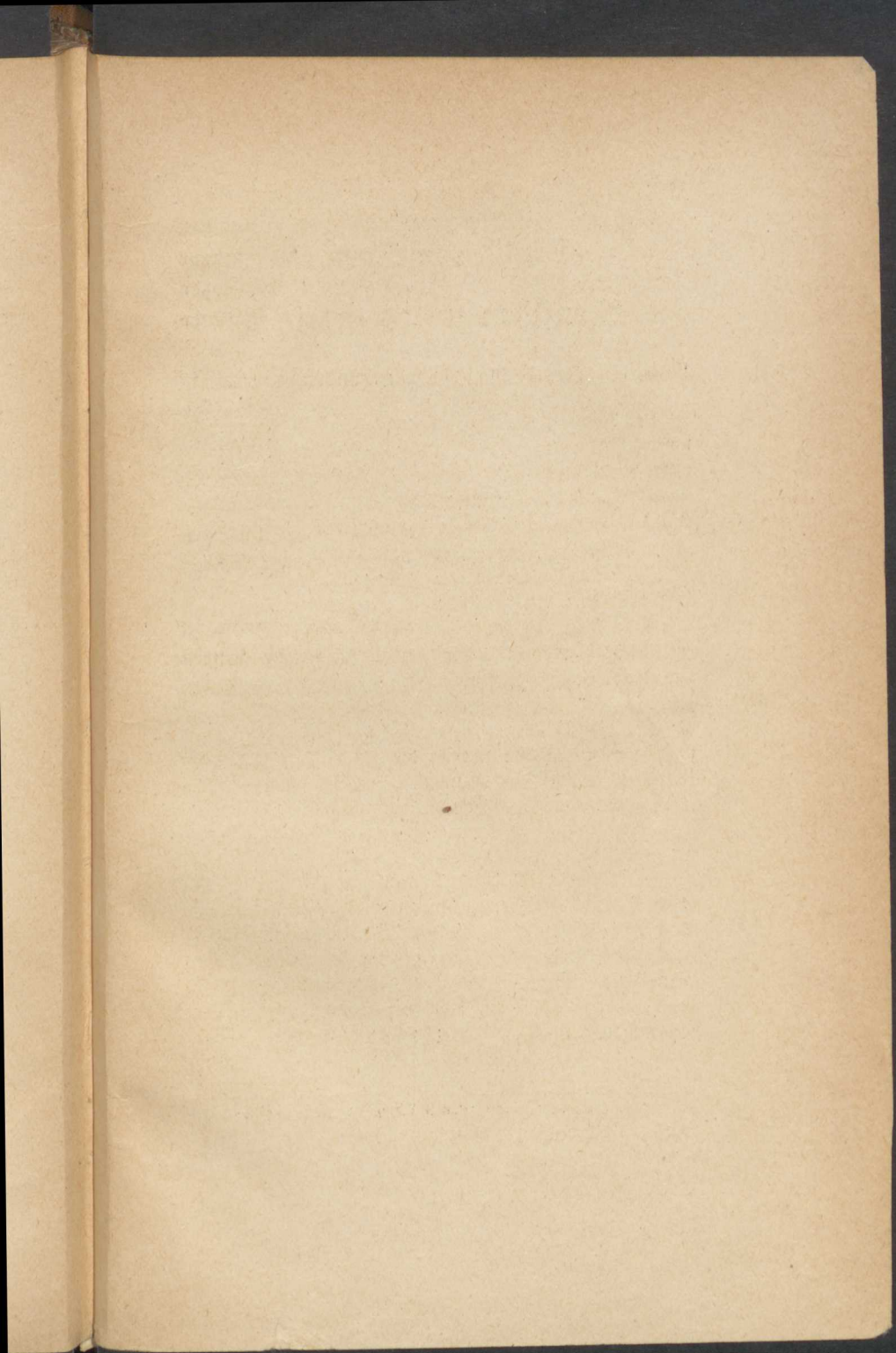
Anna dachte an den Schaukelbaum, und ihr Blick machte sich auf den Weg in den Garten, als ob sie ihn suchte. Da begann etwas zu ihr zu sprechen. Jetzt hörte sie es schon deutlich. Jenseits der Bäume sprach durch die Ferne eine vertraute Stimme zu ihr: die Donau, die Schicksalsstimme der Ullwinge. Die Vergangenheit sprach. Nur dies war ihr geblieben, sonst nichts ...

In diesem Augenblick brachen junge Schritte in die Vergangenheit. Über den Schotterweg schritten im Lichte der Sommer Sonne ihre zwei schönen starken Söhne.

Sie sah ihnen nach, und langsam hob sie den Kopf.

E n d e





Im gleichen Verlage ist erschienen:

Cäcilie von Tormay

Menschen unter Steinen

Roman. Geheftet 3 Mark, gebunden 4,50 Mark.

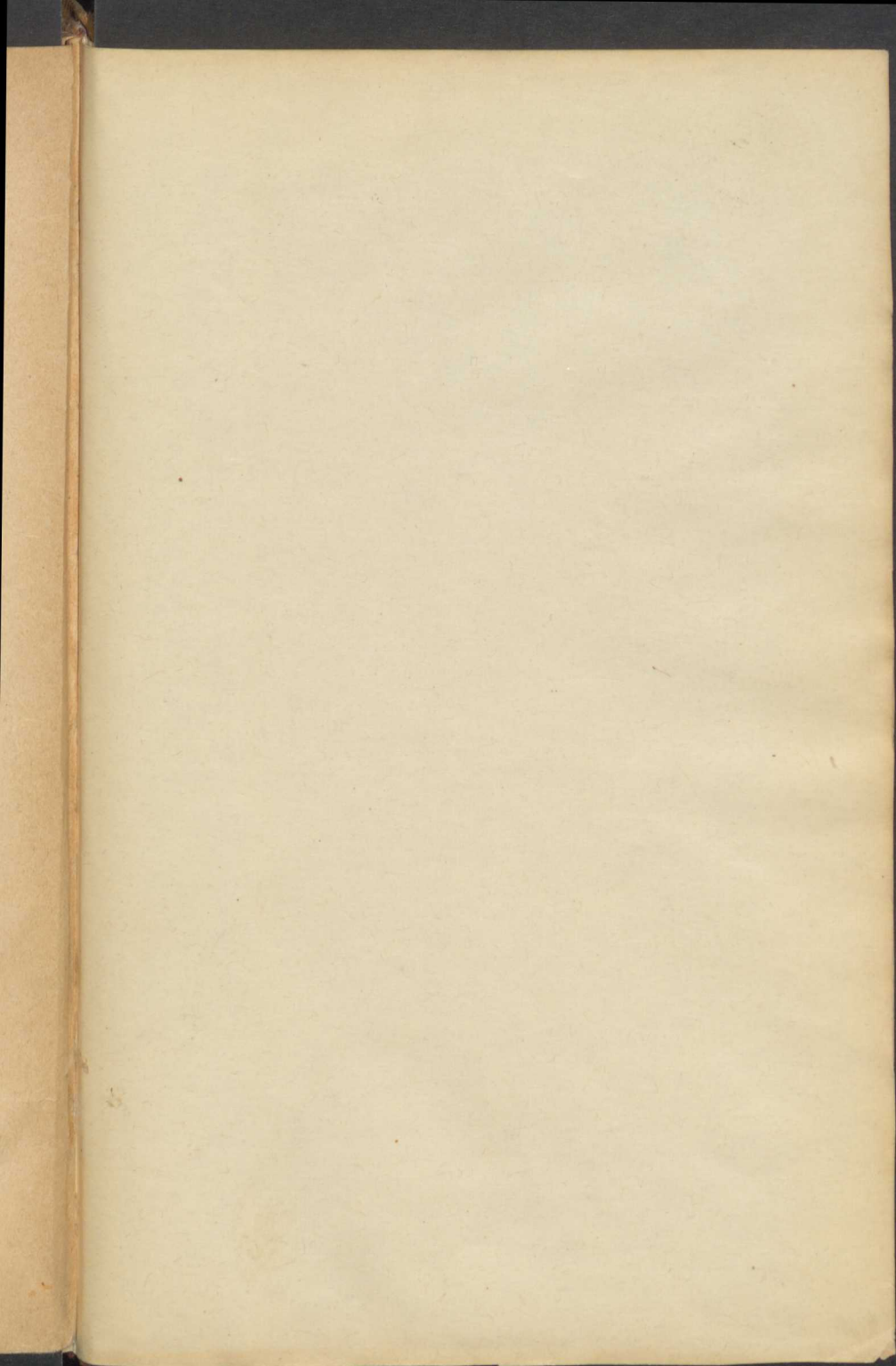
Der Roman „Menschen unter Steinen“ ist ein wunderschönes Buch. Die einfache Geschichte der wilden, heißblütigen, verstoßenen Tochter eines Dieners, die sich nach einem ruhigen Glück sehnt. Und die dieses Glück verläßt und mit Ekel verläßt, als ihr ein Mann in den Weg tritt, der ihr Blut heißer aufschreien läßt als der eigene Gatte. Bis auch der Geliebte sie um einer anderen Frau willen verläßt und sie in ihrer neuen Einsamkeit den Tod unter den Rädern der Eisenbahn sucht und findet.

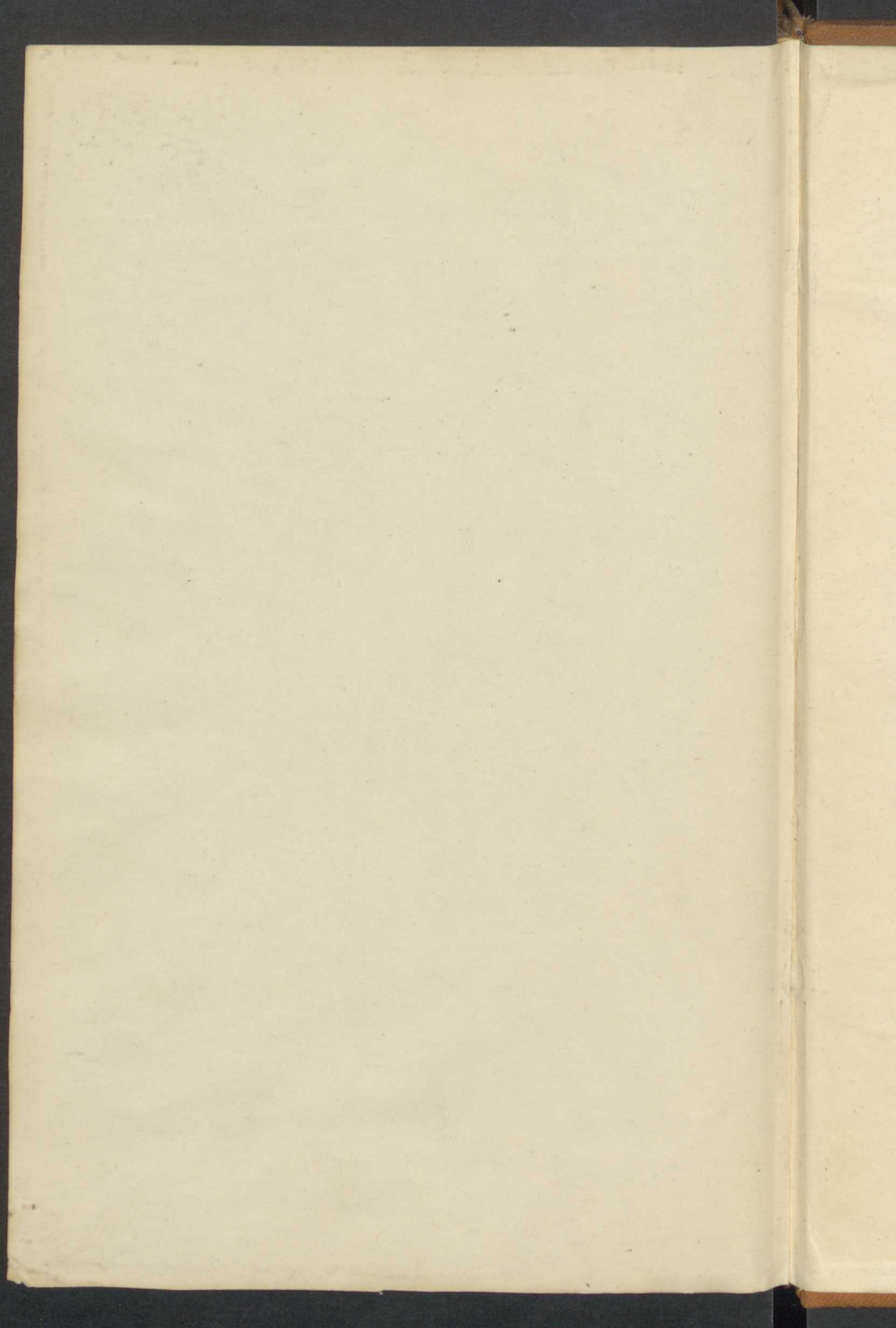
Dieses Buch ist voll echter Poesie. Jeder dieser Menschen hat eine Fülle von Erdenschwere in sich, und alle sind hinein- gesetzt in die wilde, felsig-zerklüftete Landschaft. Und das ist vielleicht das schönste in diesem schönen Buche: die Naturschilderungen, die Andeutungen der dämonischen Mächte der Landschaft, welche das Schicksal der Menschen lenken und regieren, ohne daß sie es ahnen.

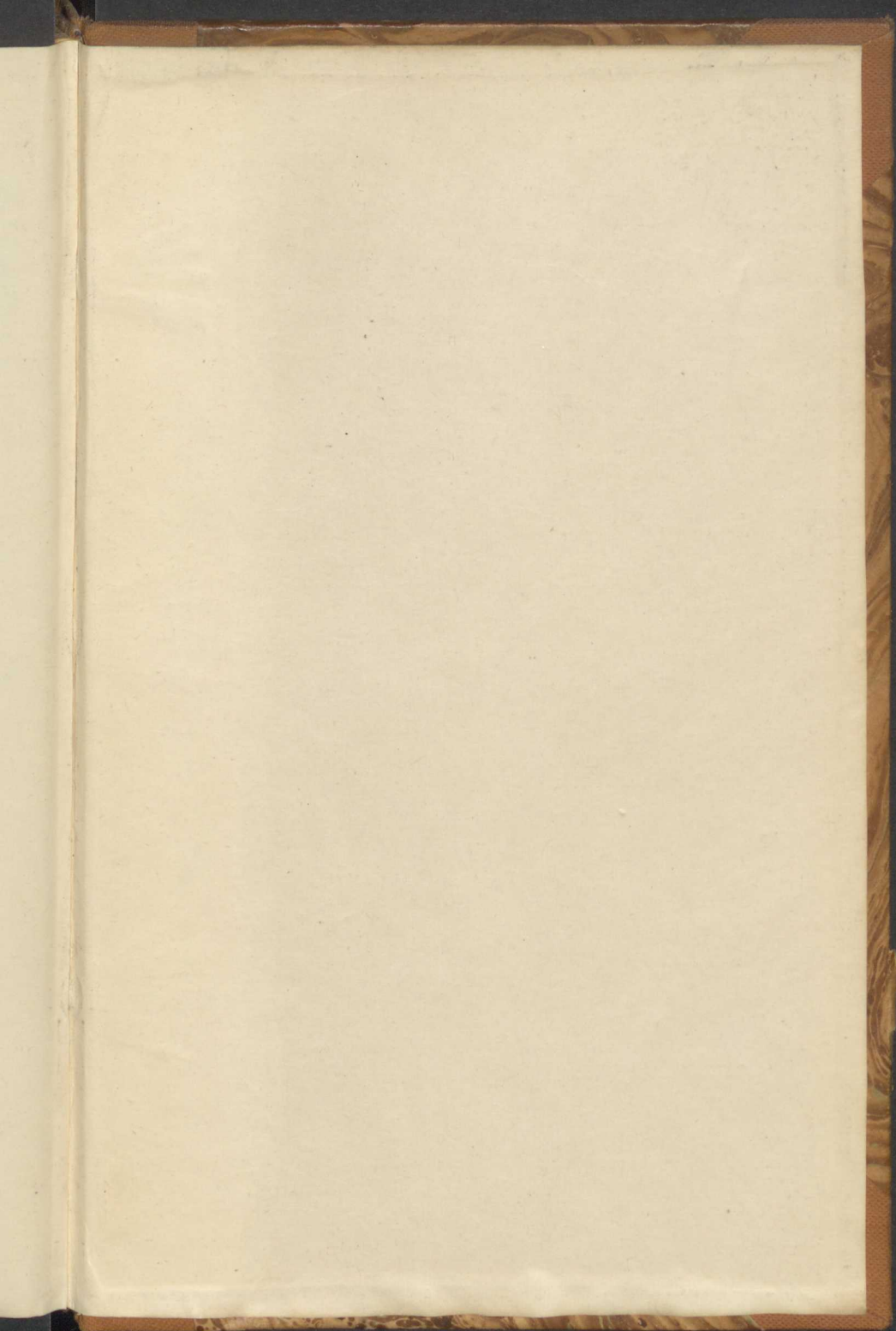
(Breslauer Morgenzeitung.)

In seiner Art ist dieser Roman ein Meisterstück. Die Sätze sind von frappanter Knappheit, der Stil zündend. Man muß die Kunst anerkennen, mit der die Verfasserin jedes Wort in der Gewalt hat, mit der sie es ihrem Willen unterordnet. Ein seltsames Buch, das vielleicht nicht für jedermann geschrieben ist, das aber, einmal gelesen, nicht wieder vergessen wird.

(Hamburger Korrespondent.)









C. v. TORMAY

DAS ALTE

HAUS

171787